

GENERATIONEN IN DEN UMBRÜCHEN POSTKOMMUNISTISCHER GESELLSCHAFTEN

ERFAHRUNGSTRANSFERS UND DIFFERENZEN
VOR DEM GENERATIONENWECHSEL IN
RUSSLAND UND OSTDEUTSCHLAND

TANJA BÜRDEL
(Hg.)



Heft 20, September 2006
Sonderforschungsbereich 580
„Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch.
Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung“

Sprecher: Prof. Dr. Heinrich Best
Friedrich-Schiller-Universität Jena
SFB 580, Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena
Telefon: +49 (0) 3641 94 55 40
Fax: +49 (0) 3641 94 55 42
E-Mail: best@soziologie.uni-jena.de
Internet: www.sfb580.uni-jena.de

Verantwortlich für dieses Heft:

Tanja Bürgel
Friedrich-Schiller-Universität Jena
SFB 580, Bachstraße 18, 07743 Jena
Telefon: +49 (0) 3641 94 50 61
Fax: +49 (0) 3641 94 50 52
E-Mail: tbuergel@t-online.de

Logo: Elisabeth Blum; Peter Neitzke (Zürich)
Cover & Satz: Ronny Gründig
Druck: Universität Jena
ISSN: 1619-6171

Diese Arbeit ist im Sonderforschungsbereich 580 „Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch. Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung“ entstanden und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der ihm von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt. Alle Rechte vorbehalten.

GENERATIONEN
IN DEN UMBRÜCHEN
POSTKOMMUNISTISCHER
GESELLSCHAFTEN

ERFAHRUNGSTRANSFERS
UND DIFFERENZEN VOR DEM
GENERATIONENWECHSEL IN
RUSSLAND UND OSTDEUTSCHLAND

	Vorwort <i>Tanja Bürgel (Jena)</i>7
--	---------------------------------------	--------

Teil 1:
Zur Profilierung von Generationen in postsowjetischen Gesellschaften

1

	War der Zusammenbruch der Sowjetunion Ausdruck eines lange verdrängten Generationenkonflikts? <i>Elena V. Müller, (Frankfurt/Oder)</i>13
--	---	---------

2

	Postsowjetische Gegeneliten und ihr wachsender Einfluss auf Jugendkultur und Intellektuellendiskurs in Russland: Der Fall Aleksandr Dugin (1990-2004) <i>Andreas Umland (Kiev)</i>21
--	---	---------

3

	Zur politischen Sozialisation der „Generation der Krisengesellschaft“ in Russland (Geburtsjahrgänge 1972 bis 1980) <i>Nikolay Golovin (St. Petersburg)</i>47
--	---	---------

4

	Migration und Adoleszenz: Erfahrungen einer jungen Ukrainerin in Deutschland <i>Julia Jancsó (Frankfurt/Main)</i>65
--	--	---------

Teil 2:
Erfahrungsdifferenzen zwischen Generationen in den Umbrüchen der ostdeutschen Gesellschaft

5

	Transformation und Generationendifferenz. Zur intergenerationellen Kommunikation in ostdeutschen Familien <i>Mirko Punken (Leipzig)</i>83
--	---	---------

6

	Handlungsmuster der Großeltern- und Enkelgeneration in Ostdeutschland im Vergleich zu Polen und Tschechien – ein anderer Blick auf Familiengeschichte <i>Petra Drauschke (Berlin)</i>101
--	--	----------

7

- Zur Erosion der DDR-Gesellschaft aus generationssoziologischer Perspektive: drei Generationsgestalten der nach 1945 geborenen „Kinder der DDR“ in ihrer Beziehung zur Aufbaugeneration
Vera Sparschuh (Berlin)113

**Teil 3:
Prägungen und Profile einer jungen Generation, die in den
Umbrüchen seit 1989 erwachsen wurde**

8

- Mehr rechts oder links? Ausprägungen jugendkultureller Milieus in Ostdeutschland
Klaus Farin (Berlin)129

9

- Abstandsucher: Ostdeutsche Studierende der frühen 1990er Jahre zwischen ‘Selbstverwirklichung’ und den Erwartungen ihrer Eltern
Rüdiger Stutz (Jena)137

10

- Lebenserfahrungen und –perspektiven von ostdeutschen Mauerfallkindern, die Ökonomen werden oder wurden
Antje Schneider (Jena)155

11

- Ausprägungen einer „prekären Jugendgeneration“ im Osten Deutschlands. Zum Generationsselbstverständnis der 20–25jährigen Deutschen im Ost-West-Vergleich
Tanja Bürgel (Jena)167

Abschließender zeithistorischer Exkurs:

12

- 1968 West und 1989 Ost – Von den Mythen jüngster deutscher Umbrüche. Was bleibt den Nachgeborenen?
Rudi Schmidt (Jena)185

- Ausgewählte Literatur zum Thema196

VORWORT

Das vorliegende Heft der SFB-Mitteilungen vereinigt eine Auswahl von Beiträgen, die auf einem Workshop am 11. und 12. November 2005 in Jena zur Diskussion standen. Die Tagung fokussierte die Frage, welche Generationsprägungen sich in der Folge der rasanten gesellschaftlichen Umbrüche seit dem Ende der 80er Jahre in Ostdeutschland und anderen postkommunistischen Gesellschaften herausgebildet haben.

Initiiert und organisiert wurde das Arbeitstreffen von Mitarbeitern des SFB-Projektes A5, die sich unter Leitung von Lutz Niethammer schon geraume Zeit bemühen, ihre Forschungen zu den Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten von Generationen in den Umbrüchen der ostdeutschen Transformationsgesellschaft in einen international vergleichenden (osteuropäischen) Kontext zu stellen. Für solche kooperativen Arbeitsbeziehungen konnten bislang u. a. russische, polnische, ungarische und albanische Kollegen gewonnen werden. Die angestrebte Horizonterweiterung gen Osten zielte auch darauf, die seit 1990 in endlosen ost-westdeutschen Vergleichen und dem Konzept einer „nachholenden Modernisierung“ verfangenen Nabelschau Transformatio nsforschung in unserem Land aus zeithistorischer Perspektive ein kleines Stück weit zu erlösen. Schon lange vor dem Treffen im Herbst 2005 ging es in der Debatte aber vor allem darum, geschichts-, sozial- oder politikwissenschaftliche Forschungsergebnisse zu der Frage auszutauschen, ob oder in welcher Weise der Strudel umstürzender ökonomischer, sozialer und politischer Mobilisierungen, in den die postkommunistischen Gesellschaften seit 1989

gerissen wurden, bei den gegenwärtig anstehenden Generationsablösungen weiter wirken könnte. Zur Diskussion standen damit sowohl retrospektiv ausgerichtete Forschungsfragen nach den Einflüssen längerfristig nachwirkender Sozialisationsbedingungen und Prägungen in der spätstalinistischen Ära als auch prospektive Forschungsziele, die sich auf neue, emergente Selbstdeutungen, Geschichts- und Weltinterpretationen unter jüngeren Kohorten richteten.

Die Debatte setzte bei einer (zugegeben etwas gewagten) Hypothese an, die wir als Antragsteller und Mitarbeiter des Projekt A5 in der Gründungsphase des SFB 580 unserer eigenen, ergebnisoffenen Verlaufsanalyse intergenerationaler Erfahrungstransfers und Brüche in der ostdeutschen Gesellschaft vorangestellt hatten. Inspiriert von den theoretischen Generationsansätzen Wilhelm Diltheys und Karl Mannheim hatten wir unseren Untersuchungen das historische Modell einer Folge politisch markanter Generationsgestalten zugrunde gelegt, wonach tiefen gesellschaftlichen Kontinuitätsbrüchen (zumindest in Deutschland seit dem Ende des Ersten Weltkrieges) mit zeitlichen Abständen von 15 bis 25 Jahren polarisierte Jugendgenerationen folgen, die sich im Falle eines Staus ihrer sozialen Beteiligungschancen radikalieren. Hiervon ausgehend fragten wir, ob der Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums am Ende des 20. Jahrhunderts in den postkommunistischen Gesellschaften nochmals solche Phänomene hervor treiben könnte, oder ob sich den Kindern einer globalisierten und nach westlichem Vorbild individualisierten Welt, neue, historisch unbekannte Wege intergenerationaler Konfliktbewältigung eröffnen.

Dabei konnten wir davon ausgehen, dass sich schon die historisch letzte und gegenwärtig wahrscheinlich prominenteste, politische Jugendgeneration in übernationalen Dimensionen ausgebildet hatte. Auch der Anspruch auf Liberalisierung und Individualisierung der Lebensstile hatte in den alternativen Selbstentwürfen und jugendkulturellen Ausprägungen unter den Studentebewegten der späten 60er und frühen siebziger Jahre bereits eine zentrale Rolle gespielt. Ex post prägte sich die mit der Jahreszahl 1968 markierte Kulturrevolte, nicht zuletzt dank zahlreicher positiver Selbstinterpretationen ihrer Protagonisten, als Idealfall jugendlicher Gesellschaftskritik und Protestkultur in unser kollektives Gedächtnis ein; als die historisch erfolgreiche Rebellion einer jungen Generationsgestalt, der es gelang, mit ihren Vorstößen einen kulturellen Modernisierungsschub für die gesamte verstockte westdeutsche Nachkriegsgesellschaft in Gang zu setzen.

Spätestens seit 1980, seit sich die ehemals Studentebewegten zur Generation der „68er“ umdefinierten und die Protestbewegung im Glanz ihrer kulturell modernisierenden Nachwirkungen erstrahlte (die freilich anders ausfielen, als die Rebellen es sich einst erträumt hatten), wurden die Erfolge oder das Versagen der nachrückenden Kohorten am Vorbild der heroischen „68er“-Selbstdeutungen gemessen.

Auch bei der Rückschau auf historische Jugendbewegungen galt dieser Maßstab. Angefangen vom literarisch bewegten Sturm und Drang über die Debattierzirkel des „Jungen Deutschland“ bis hin zu den Wandervögeln und Bauhäuslern erfuhren all jene jungen Rebellen eine positive Bewertung, die sich eine fortschrittli-

che, modernisierende Neugestaltung der Welt auf die Fahnen geschrieben hatten.

Dabei geriet leicht in Vergessenheit, dass Jugendproteste auch zu Risikofaktoren moderner Gesellschaft werden können. Auch die nationalsozialistische Bewegung hatte sich als eine jugendliche Protestbewegung verstanden, die einen Generationswechsel einforderte, um die kulturelle „Erneuerung“ Deutschlands durchsetzen zu können.

Angesichts der vorrangig idealisierenden Deutung politischer Jugendbewegungen als Motoren gesellschaftlich modernisierenden Fortschritts in der Folge der 68er Bewegung waren Enttäuschungen vorprogrammiert. Schon den etwas müderen, nachwachsenden Adoleszenten der 80er und 90er Jahre, die an politischer Kritik und gesellschaftlicher Erneuerung deutlich weniger interessiert zu sein schienen, hängte man verdrossen Generationsetiketten wie „unpolitische Generation“ oder „No-Future Generation“ an. Die Rebellen von 1968 verdächtigten ihre Nachkommen, den eigenen historischen und politischen Ansprüchen nicht mehr genügen zu wollen.

Mit der so genannten friedlichen Revolution am Ende der DDR bestätigte sich dieser Verdacht einmal mehr. Die Akteure des gesellschaftlichen Aufbruches von 1989 waren seinerzeit mehrheitlich 35 oder 40 Jahre alt, von einer politischen Jugendbewegung konnte also keine Rede sein. Die 18 oder 25 Jahre alten DDR-Bewohner dagegen zogen es vor, mit den Füßen über das Schicksal ihres verendenden Herkunftslandes abzustimmen und gleich dorthin zu gehen, wo die Musik spielte, die sie liebten. Schon die ersten ost-west-vergleichenden Jugendstudien um 1990 erbrachten die

entsprechenden Resultate. In den untersuchten Lebensstil- und Lebenswertepreferenzen (Familie, Konsum, Hedonismus), ebenso wie in den (un-)politischen Einstellungen und kulturellen Vorlieben schienen sich die damals jungen Leute aus den brandneuen Bundesländern kaum von ihren westlichen Altersgenossen zu unterscheiden. Die Ergebnisse verleiteten einige Autoren zur vorschnellen Deklaration einer (angeblich bereits vollzogenen) deutschen „Jugendkulturunion“.

Um so erschütterte zeigte sich die Nation, als sich in den folgenden Jahren östlich der Elbe am rechten Rand des politischen Spektrums neonazistische Jugendgruppen breit machten. In der öffentlichen Debatte führte die Beobachtung solcher Phänomene erneut zu vorschnellen Urteilen. Die rechten Jugendgruppen galten nun, obwohl sie von der Mehrheit der Generation und der Bevölkerung auch im Osten strikt abgelehnt wurden, als Argument für die Prognose, dass es wohl noch Generationen dauern würde, bis die ostdeutsche Population gelernt habe, in einer Demokratie zu leben. Der Rechtsextremismus junger Ostdeutscher wurde dabei relativ kurzschlüssig auf frühere Sozialisationseinflüsse in der Diktatur zurückgeführt.

Diese Zick-Zack-Bewertung neuer generationeller Ausprägungen in Ostdeutschland machte deutlich, wie sehr es an Interpretationsfolien mangelte, die eine fundierte und differenzierte Betrachtung hätten ermöglichen können. Dass die auffälligen Eigenheiten auch als Reaktion auf die umbruchsbedingt prekären, wirtschafts- und sozialkulturellen Bedingungen im ostdeutschen Transformationsprozess gedeutet werden könnten, kam seltener zur Sprache.

Dabei lag eine solche Deutung auf der Hand.

Der in der Folge massiver Deindustrialisierung geschrumpfte, alimentierte Arbeits- und Ausbildungsmarkt beschränkt die Berufseinstiege junger Ostdeutscher noch immer drastisch und zwingt sie in weitaus höherem Maße als Gleichaltrige im Westen zur territorialen Mobilität, mit den uns bekannten Konsequenzen für die demographische Entwicklung dieser Regionen. Glaubt man sozialwissenschaftlichen Schätzungen, dann verloren bereits in den ersten Jahren nach der Vereinigung ca. zwei Drittel ostdeutscher Arbeitnehmer ihre angestammten Arbeitsplätze. Die Wucht dieser „ökonomische Revolution“ stellte die kurz zuvor euphorisch gefeierte, gewaltlose politische Revolution vielfach in den Schatten. Dabei erfuhren die heranwachsenden Ostdeutschen in ihren Herkunftsfamilien auch, dass die Anstrengungen zur Weiterbildung, Umschulung oder zu Neuanfängen in der beruflichen Selbständigkeit nicht unbedingt zum Erfolg in der Arbeit, sondern häufig nur zum Konkurrenzkampf um das knapper werdende Gut der Erwerbsarbeit befähigten. Nicht allein durch die frühe DDR-Sozialisation also, sondern vor allem durch diesen Erfahrungshintergrund unterscheiden sich die heute 20-30jährigen in Ostdeutschland noch heute von denen im Westen.

Die gegenwärtig dramatischen Wandlungen in der Arbeitswelt, Entwertungen von Bildungszertifikaten auf dem Arbeitsmarkt etwa oder das Ende der von Erwerbstätigkeit und Familienversorgung geprägten Normalbiografie, treffen im Osten auch unter den Jungen auf ein ausgeprägteres Sensorium der Krisenwahr-

nehmung. Die Eliten der Gesellschaft in Politik und Wirtschaft, so scheint es ihnen, sind angesichts dieser Umbrüche mit ihrem Latein am Ende und nicht einmal mehr in der Lage zu begreifen, dass die herkömmlichen Modelle, nachwachsende Kohorten über Bildung, Ausbildung und Erwerbsarbeit in die Gesellschaft zu integrieren, ausgedient haben. Nach dem die Sozialutopien des stalinistisch geprägten Sozialismus 1989 auf dem Müllhaufen der Geschichte entsorgt wurden, so ihre Interpretation, stehen nun die Errungenschaften des liberal geprägten Sozialstaates zur Disposition.

Das Fortschrittsparadigma, die Überzeugung immerwährender Glücksvermehrung durch gesellschaftliche Modernisierung, welches die Weltbilder der heute in Elitepositionen agierenden „68er“ noch immer prägt, erscheint ihnen angesichts akuter ökologischer, ökonomischer und demographischer Problemlagen nicht mehr funktionstüchtig. Zumindest den östlichen Nachkommen ist die Zukunft als Hoffnung auf stetig modernisierende Gestaltbarkeit der Welt offensichtlich nicht mehr vermittelbar. Die Ziele ihrer eigenen Suchwegen nach neuen Deutungen der Vergangenheit und der Zukunft bleiben dabei häufig noch verschwommen. In einigen Positionen deuten sich Anknüpfungspunkte an historisch weiter zurückliegende Paradigmen an, andere favorisieren die radikalkritische Auseinandersetzung mit der Fortschrittsgläubigkeit ihrer Generationsvorgänger. In den folgenden Beiträgen gewinnen so unterschiedliche Generationspositionen Kontur, die im anstehenden Generationenwechsel aber schon radikaler und konträrer aufeinanderprallen könnten.

Juni2006

Tanja Bürgel

TEIL I:

ZUR PROFILIERUNG
VON GENERATIONEN
IN POSTSOWJETISCHEN
GESELLSCHAFTEN

WAR DER ZUSAMMENBRUCH
DER SOWJETUNION
AUSDRUCK EINES
LANGE VERDRÄNGTEN
GENERATIONENKONFLIKTS?

1

WAR DER ZUSAMMENBRUCH DER
SOWJETUNION AUSDRUCK EINES
LANGE VERDRÄNGTEN GENERATIONEN-
KONFLIKTS?

von Elena V. Müller (Frankfurt/Oder)

Was kann die sowjetische Erfahrung für die Generationenforschung im Westen beitragen? Die jüngste Geschichte der Sowjetunion ist die Geschichte vom Zusammenbruch eines übermächtig erscheinenden Staatsgebildes, das wesentliche Komponenten eines modernen Sozialstaats zu verwirklichen suchte. Daher kann die Erforschung der Ursachen für diesen Zusammenbruch bei der sich gegenwärtig manifestierenden Krise des Sozialstaats westlicher demokratischer Prägung großen Nutzen bringen. Zum Bankrott des Staatswesens in der Sowjetunion trug wesentlich die verschleppte Frage der Generationengerechtigkeit bei. Vor diesem Hintergrund erscheint

die Hilflosigkeit, mit der man im Westen der Generationenproblematik gegenwärtig begegnet, besonders beunruhigend.

Mit welcher Bedeutung waren die Begriffe Alt und Jung, das Verständnis der Generationenabfolge in der russischen Geschichte hinterlegt? Mit dem Beginn des kommunistischen Experiments beanspruchte die politische Führung des Landes für sich die Rolle der Welt-Avantgarde, und damit auch der Weltjugend. Die radikale Ablehnung alles Alten, auch der alten Menschen im eigenen Land (es sei denn, diese waren jung im Geiste und passten sich problemlos an die neue Zeit an) ist für die Anfänge der Sowjetmacht kennzeichnend. Die Macht setzte auf die Jugend, auf die vermeintlich kommunistischen „neuen Menschen“, denn ihre Erziehung schien eine wesentlich leichtere Aufgabe zu sein, als die im kommunistischen Geiste notwendige Umerziehung der Alten. Das ist der „Jugendwahn“, den sich die sowjetische Kultur mit der faschistischen und der nationalsozialistischen teilte, was im Übrigen auf gemeinsame Avantgarde-Wurzeln verweist. Diese Kulturen verstanden sich als Aufbruch in ein neues Zeitalter, wobei die Fixierung auf die Zukunft insbesondere für die sowjetische Kultur kennzeichnend ist, wogegen der Nationalsozialismus bekanntlich eher eine archaische Remythisierung favorisierte.

Die Oktoberrevolution, wie auch die nationalsozialistische Machtergreifung brachte also einen abrupten und radikalen Generationswechsel mit sich. Die im Zarismus und Kapitalismus erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse der Alten, ihre erlernten kulturellen Praktiken, zählten von einem Tag auf den anderen nicht mehr. In der Praxis wurde diese Radikalität bekanntlich abgemildert und

spätestens in den 1930ern wurden die sogenannten „specy“ (vom Wort Spezialist), die vor der Revolution ausgebildeten Fachkräfte durchaus in den sozialistischen Produktionsprozess eingebunden, ein Vorgang, der, wie wir wissen, Konflikte in sich barg, denn viele dieser Spezialisten fielen später dem Großen Terror zum Opfer, als eine neue Generation der Fachkräfte da war und die Alten wirklich entbehrlich wurden.²

Die amerikanische Wissenschaftlerin Katerina Clark charakterisiert in einer brillanten Analyse der stalinistischen Kultur unter dem Titel *The Soviet Novel* die Fixierung auf die Jugend. Statt der konservativen patriarchalen Familie mit dem autoritären Vater an der Spitze sollte sich die sowjetische Gesellschaft in eine einzige Familie neuen Typus verwandeln, wo es nur einen einzigen erwachsenen, reifen Mann an der Spitze gab, nämlich den Übervater Stalin.³ Die Muster-Erzählung des sozialistischen Realismus, des herrschenden und einzigen Kunststils dieser Epoche, beschreibt Clark folgendermaßen: Die Handlung schildert den Übergang von der Spontaneität zum Bewusstsein eines jugendlichen Helden. Dieser kommt meistens aus dem Volk, hat bereits von Natur aus die politisch richtige Einstellung und tut spontan auch meist das Richtige. Er muss sich jedoch erst beherrschen lernen, um zu einem guten Parteisoldaten zu reifen. Oft vollzieht sich zeitgleich der Bruch des Helden mit seiner Herkunftsfamilie (mit den falschen, rückständigen Alten) und die Initiation durch einen guten Alten – einen gedienten und erfahrenen Kommunisten, der zum Ziehvater des Helden wird. Der eigene Übergang zum natürlichen und/oder symbolischen Vater wird dem Musterhelden des sozialistischen Realismus jedoch verwehrt. In der Kultur des Hochstalinismus

der 1930er Jahre finden wir keine reifen Helden, sondern disziplinierte Jugendliche, die ihre Unbeherrschbarkeit und ihren Maximalismus in den Dienst der Partei gestellt haben. Der sozialistisch realistische Sohn kann nicht selbst zum Vater werden, denn als Vater kann es nur den Einen im Kreml geben.⁴

Ein anderer Forscher, Evgenij Dobrenko stellt in seinem Werk *Metafora vlasti* ... ebenfalls fest, dass die stalinistische Kultur ein Festhalten an infantilen Werten propagierte. Die für die Heranwachsenden charakteristische Aggressivität, Intoleranz, das „Schwarz-Weiss-Denken“ sollte in der stalinistischen Kultur nicht, wie in der bürgerlichen Gesellschaft, durch eine erfolgreiche Sozialisation überwunden werden, sondern mit Hilfe der propagandistisch-pädagogischen Maschinerie konserviert und stets im Kampf gegen die zahlreichen Feinde abrufbar bleiben.⁵

Heute können wir natürlich feststellen, dass in der Praxis statt dessen eine Rückkehr zu traditionellen familiären Werten erfolgte, und dass bereits in den 1930ern die traditionelle Kernfamilie zum staatlichen Ideal wurde. Jedoch war diese Familie trotz der ähnlichen Form in ihrem Wesen eine ganz andere als die „bürgerliche“. Nicht deren Autonomie und Unversehrtheit vor gesellschaftlichem Zugriff stand im Mittelpunkt, sondern sie bestand aus gleichberechtigten Parteisoldaten, die allesamt dem höheren Ideal, dem Kommunismus, verpflichtet waren. Die Rückkehr zum tradierten Familienideal war, wie auch David L. Hoffmann in seinem Werk *Stalinist Values* beschreibt, keine Rückkehr zur bürgerlichen vater-zentristischen Familie, sondern lediglich eine funktionale Entscheidung, denn die menschliche Aufzucht und Sozialisation erfolgt nun mal am besten

in einer Kernfamilie, wie man bereits aus den Experimenten mit Kommunen in der frühen Sowjetzeit lernen konnte.⁶

Das Festhalten am Ideal der Jugend bei der gleichzeitigen natürlichen Alterung der Elite wurde dem Stalinismus zunehmend zum Verhängnis. Der Versuch der Nachkriegskultur, die reifen Familienväter zu Helden zu machen misslang, Werke, die diesem Ideal verpflichtet sind, wie beispielsweise die als Epopöe angelegte Erzählung Žurbiny von Vsevolod Kočetov (1912-1973) aus dem Jahr 1952 wurden von den Rezipienten nicht angenommen. Die Konflikte, die aus den Verpflichtungen der eigenen Kleinfamilie und der großen sowjetischen Großfamilie gegenüber resultieren, wurden in dieser Zeit Dank der in der Kunst propagierten „Theorie der Konfliktlosigkeit“, der Nachkriegsausgabe des sozialistischen Realismus, förmlich verleugnet.⁷ Der schwelende Konflikt zwischen alt und jung, zwischen Vätern und Söhnen, zwischen Erfahrung und Innovation wurden in den Medien nicht thematisiert. Die alternde Elite blieb weiterhin an der Macht und konnte den wachsenden Widerspruch zwischen der propagierten Jugend und ihrer faktischen Alterung nicht mehr auflösen.

Die Entstalinisierung und Tauwetterperiode wurde zum Revival der wahren Jugendideale in der Sowjetgesellschaft. Erneut setzte die Macht auf die Jugend und bevorzugte sie gegenüber der während des Stalinismus versagenden Generationen. Jugendfestivals, Jugendklubs etc. kennzeichnen diese Jahre. In der Kultur bekamen die jüngeren die lang ersehnte Chance, junge Autoren, junge Filmemacher und die frischen Gesichter der jungen Schauspieler veränderten erneut radikal das Antlitz der Sowjetkultur. Die neuen Machthaber

suchten bei der kaum vorbelasteten Jugend ihre Verbündeten. So war die Idee der Urbarmachung des Neulandes (die sich sehr bald als ein wirtschaftliches und ökologisches Desaster entpuppte) eine Hinwendung speziell zu der neuen Generation, eine Chance für sie, sich heroisch zu bewähren.

Der verstärkte Wohnungsbau, heute als „Chruščeby“⁴⁸ verunglimpft, richtete sich ebenfalls an die Jüngeren, denn so sollten sie endlich eine Chance bekommen, sich räumlich von den Eltern zu lösen, und selbst erwachsen werden. Die Raumfahrt und die sportlichen Erfolge, die durch die Rückkehr in die Weltgemeinschaft und Abschwächung des Kalten Krieges möglich wurden, bewirkten weiter, dass die wirklich jungen Menschen und nicht die, die für sich die metaphysische ewige Jugend beanspruchten, in das Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rückten.

Diese Epoche dauerte allerdings, wie wir wissen, nur kurz. Auf das Tauwetter folgte erneut die gesellschaftliche und politische Kälte. Die Zeit nach der Absetzung von Chruschtschows Mitte der sechziger Jahre, heute als „Stagnation“ bezeichnet, ist durch den Stillstand in allen gesellschaftlichen Bereichen gekennzeichnet. Als die Hoffnungen auf einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ spätestens 1968 verblassten, konzentrierten sich die Machthaber nur noch auf den Erhalt der eigenen Macht und ihrer Privilegien. Den Anspruch, die Welt-Avantgarde zu sein, den man noch in der Chruschtschow-Zeit zu aktualisieren versuchte, wurde endgültig stillschweigend aufgegeben. Innenpolitisches Ziel blieb es, durch allgemeinen bescheidenen Wohlstand die Gesellschaft ruhig zu halten. Und bereits dieses Ziel ließ sich immer schwerer verwirklichen.

Es ist verständlich, dass in einer solchen Atmosphäre die Jugend mit ihrem Radikalismus, ihrer Schwierigkeit sich anzupassen, nur störend wirkte. Wenn sich die Kultur der 1960er noch ernsthaft der Jugend widmete und die Fragen diskutierte, wie die jungen Arbeiter lieben lernen sollten, so widmete sich die Kultur der 1970-1980er verstärkt der Traditionsbewahrung. Die so genannte „Klassik“, die Kunst des 19. Jh. stand ganz groß auf dem Plan. Der Gegenwart ging man zunehmend aus dem Weg, um die Schwierigkeiten mit der Zensur zu umgehen.⁹

Auf der einen Seite beklagte man den zunehmenden Infantilismus, das Anspruchsdenken und die Bequemlichkeit der Jugend, auf der anderen aber gab es in der Gesellschaft für die Jugend kaum Möglichkeiten, sich zu bewähren. Statt der realen jungen Menschen wurde Traditionspflege betrieben und die Jugend von damals, die der heroischen Vergangenheit, die Helden des 2. Weltkrieges oder gar der Oktoberrevolution gepriesen. Für die reale Jugend gab es in der Öffentlichkeit viel weniger Platz. Die Kriege, die die Sowjetunion in dieser Zeit führte, waren verborgene Stellvertreterkriege, deren Helden in der Öffentlichkeit verleugnet wurden, nach dem Neuland-Desaster gab es keine Massenprojekte mehr, die als Jugendschmiede gelten konnten. Die BAM und die ersten Öl- und Gas-Pipelines in den Westen konnten in der Realität dazu nicht taugen, trotz der propagandistischen Versuche, sie als solche zu stilisieren.

In den 1970ern stellte sich heraus, dass die Sowjetunion über keinen funktionierenden Mechanismus für die Ablösung der Eliten verfügte. Der Große Terror unter Stalin mit der regelmäßigen physischen Vernichtung der alten Elite blieb die einzige wirksame Mög-

lichkeit für einen solchen Austausch. Nach der Absage an den Terror seitens der Macht erstarrten die Eliten. Da die Macht und der Wohlstand in der Sowjetunion zunehmend miteinander verknüpft waren, bedeutete der Machtverlust auch Wohlstandseinbußen, zu denen keiner freiwillig bereit war. So kam es dazu, dass die greisen schwerkranken Herren über 70 weiterhin an der Spitze einer atomaren Weltmacht standen.

Auf den anderen gesellschaftlichen Ebenen funktionierte zwar der notwendige Kaderaustausch dank der zivilisierten Rentengesetzgebung, jedoch verschoben sich überall die Machtverhältnisse in dieser Zeit eindeutig zu Gunsten der Älteren. Das faktische Einfrieren der Löhne nach Stalins Tod insbesondere im Bereich der Intelligenzia-Berufe führte unter den Bedingungen der schleichenden Inflation zur Verarmung der Jüngeren. Ihr formeller Aufstieg durch Bildung brachte ihnen konkret wirtschaftlich kaum etwas ein, denn weiterhin waren viele kaum in der Lage, eigenständig zu leben.

Die Älteren dagegen besaßen in der Regel Ersparnisse aus der Zeit, als ihr Geld mehr wert war und konnten dank der günstigen sowjetischen Gesetzgebung zu ihren Renten beliebig viel dazu verdienen. Auch bei der Verteilung der begehrten Konsumgüter, wie Autos, Kühlschränke, Waschmaschinen etc., die in den 1970-1980ern den Handel mit diesen knappen Waren fast vollständig ersetzte, wurden die „verdienten“ Alten deutlich bevorzugt. Genauso verhielt es sich bei der Zuteilung von Wohnraum, denn auch der Wohnungsbau war von einer Stagnation befallen und konnte die Bedürfnisse der Gesellschaft schon lange nicht

mehr befriedigen. Die wachsende Wohnungsknappheit führte dazu, dass jungen Menschen ein eigenständiges Leben zunehmend unmöglich gemacht wurde. Nicht selten kam es zu der im Grunde absurden Situation, dass eine „verdiente“ Großmutter, die gesundheitlich gar nicht mehr in der Lage war, allein zu leben, eine Wohnung zugeteilt bekam, und diese dann gnädig dem Enkel oder der Enkelin überließ.

In den 1980ern wurde unter den Jugendlichen ein Spruch populär, der die Lage treffend kennzeichnete: Das Wichtigste auf der Welt ist, sich die richtigen Eltern auszuwählen. Der Skandalroman der Perestrojka-Zeit aus dem Jahr 1987 hieß *Interdevočka* (Intermädchen), eine vornehmere Umschreibung der für ausländischen Valuta-Kunden arbeitenden Prostituierten. Das Buch von Vladimir Kunin (geb. 1927) beschreibt treffend die Stimmung unter den jungen Leuten dieser Zeit, wenn etwa die Protagonistin sich dafür entscheidet, sich an Touristen aus dem westlichen Ausland zu prostituieren, denn in einer „Arbeitsnacht“ kann sie mehr Geld verdienen, als in einem ganzen Monat als Krankenschwester.

Die geschilderte Generationenkonstellation brach mit der Sowjetunion komplett zusammen. Durch die gesellschaftlichen Umwälzungen der 1990er wurden die Älteren dramatisch in das gesellschaftliche Abseits gedrängt, eine Situation die durchaus Parallele zum Jahre 1917, zum Beginn des Sowjetstaates, zeigte.

Durch die drastischen Veränderungen in der Wirtschaft und in der Kultur wurden ihre Erfahrungen, ihre Kompetenzen überflüssig, ihre Ersparnisse verschwanden während der Hyperinflation der 1990er. Der lange aufgeschobene Generationenwechsel vollzog sich nun rasant und dramatisch, wobei die Metapher vom zu

lange unter Druck gehaltenen Dampfkessel hier am deutlichsten die Verhältnisse beschreiben könnte. Parallel dazu wurde auch das Problem der Überalterung der Gesellschaft gelöst, denn die Lebenserwartung (v. a. für Männer) sank in dieser Zeit um etwa 10 Jahre.

Für die Jüngeren schienen sich dabei endlich Chancen für ein besseres Leben zu eröffnen. Auf der Ebene der politischen Elite übernahmen diejenigen die Macht, die unter Stagnationsbedingungen darauf noch 20 Jahre hätten warten müssen. Man spricht heute von der „Revolve der 2. Sekretäre“, die ihre greisen Chefs verdrängten. Russland, wo man vor 20 Jahren noch von der Gerontokratie sprach, führt heute in den Statistiken als das Land mit den meisten Superreichen unter 40. Beispielsweise waren in der von der AOL im Herbst 2005 veröffentlichten Liste der 10 reichsten Russen die meisten in den 1990ern, als sie zu ihrem Reichtum kamen, kaum 40 Jahre alt.

Die Angehörigen der Perestrojka-Generation allerdings, die nicht zu den legendären „Neurussen“ gehören, blicken heute mit Sorge in die Zukunft. Alles, was den Älteren im heutigen Russland übrig blieb, ist eine mickrige Rente, und für diejenigen, die auf die 50 zugehen, ist sie nicht mehr allzu weit entfernt. Möglichkeiten, der Altersarmut zu entgehen, wie private Rentenversicherung oder kapitalbildende Lebensversicherungen, existieren praktisch noch nicht. Die Angst vor dem Alt-Werden, kennzeichnet die gegenwärtige russische Gesellschaft noch mehr als die westliche. Die Verpflichtung, für den Arbeitsmarkt jung zu bleiben, was bedeutet: leistungsstark, flexibel, anspruchslos und anpassungsfähig, ist dort noch stärker zu spüren. Die Perestrojka-Generation wurde in einer von Wolfgang Schlott

herausgegebenen Untersuchung treffend als eine „enterbte Generation“ bezeichnet¹⁰, was bedeutet, dass sie nur auf die eigene Leistung zählen kann. Deswegen muss das leistungsstarke Alter so lange wie möglich verlängert und alles, was leistungsmindernd wirkt und alt bzw. reif macht, wie z. B. das Kinderkriegen insbesondere für Frauen, vermieden werden.

Gegenwärtig zeigen sich erschreckende Parallelen zwischen der Situation von Jung und Alt in den Endphasen der Sowjetgeschichte und der gegenwärtigen Generationenkonstellation im Westen: Auf der einen Seite befindet sich eine Generation an der Macht, die ihre eigene Jugend glorifiziert und verabsolutiert. Das sind die so genannten 1968er nach dem erfolgreichen Marsch durch die Institutionen. Auf der anderen Seite verschlechtern sich die Chancen der Jugendlichen dramatisch. Selbst diejenigen, die einen Einstieg in das Arbeitsleben schaffen, müssen dies unter deutlich schlechteren Bedingungen als die bereits Etablierten tun. Diese Situation kann man gegenwärtig quer durch alle Branchen beobachten. Und es gibt viele Jugendliche, für die es in dieser Gesellschaft anscheinend überhaupt keinen Platz mehr gibt. Die Kämpfe, die die Arbeitnehmervertreter gegenwärtig führen, sind Rückzugsgefechte: bestenfalls geht es um den Erhalt der Arbeitsplätze, meistens jedoch um die Höhe der Abfindungen und um die Möglichkeiten der Frühverrentung. Damit schrumpfen die Chancen für die nachfolgende Generation, einen Platz im Arbeitsleben zu finden. Die einzige realistische Perspektive für viele junge Menschen scheint heute die Pflege der immer zahlreicher werdenden Alten zu sein. Wobei man beachten muss, dass die Hoffnung auf eine Vergesellschaftung der

Aufgaben in der Altenpflege sich vermutlich genauso zerschlagen wird, wie in den früheren Jahren der Sowjetunion die Hoffnung auf die Vergesellschaftung der Kindererziehung.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die schmerzhaften gesellschaftlichen Transformationsprozesse in Russland deshalb Erfolg hatten, weil die jüngere Generation zu deren Träger wurde. Sie fühlte sich im stagnierenden Sozialismus benachteiligt und erblickte für sich vor etwa 15 Jahren erstmals die Chance für mehr Generationengerechtigkeit. Die jüngsten demographischen Entwicklungen in Russland verdeutlichen, dass das Verschweigen und Verdrängen von Generationenkonflikten lediglich zu deren extremer Verschärfung und zu radikalen Lösungen führen kann. Das schlechte Beispiel Russlands sollte westliche Gesellschaften zu mehr Aktivität in Richtung der Generationengerechtigkeit mahnen.

ENDNOTEN

¹ Siehe dazu: Jörg Baberowski (2003), *Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus*, München, S. 94–108.

² *Ebd.*, S. 108 ff.

³ Katerina Clark (2000), *The Soviet Novel. History as Ritual*, Bloomington u.a., S. 114–136.

⁴ *Ebd.*, S. 255–261.

⁵ Evgenij Dobrenko (1993), *Metafora vlasti. Literatura stalinskoj epochi v istoričeskom osveščenii*, München, S. 273–287.

⁶ David L. Hoffmann (2003), *Stalinist Values. The Cultural Norms of Soviet Modernity [1917–1941]*, Ithaca and London, S. 88–118.

⁷ Clark, S. 191–210.

⁸ „Chruščěby“ ist ein russisches Kunstwort, das sich zusammensetzt aus dem Namen des damaligen sowjetischen Staats- und Parteichefs, Nikita Chruščev, dem Vater der Tauwetterpolitik und „truščěby“, dem russischen Wort für Slums.

⁹ Vgl. dazu: Natalia Borissova, „Unsere sowjetische Jugend muß lieben lernen: Liebesethik im sowjetischen Film der 1960er Jahre“, ein Vortrag auf der 6. Tagung des jungen Forums der slavistischen Literaturwissenschaft (jflsl) im März 2004 in Leipzig.

¹⁰ Wolfgang Schlott (Hg., 1994), *Die enterbte Generation. Russische Jugend nach der Perestrojka*, Leipzig.

POSTSOWJETISCHE
GEGENELITEN UND IHR
WACHSENDER EINFLUSS
AUF JUGENDKULTUR UND
INTELLEKTUELLENDISKURS
IN RUSSLAND: DER FALL
ALEKSANDR DUGIN
(1990-2004)

2

POSTSOWJETISCHE GEGENELITEN UND
IHR WACHSENDER EINFLUSS AUF JU-
GENDKULTUR UND INTELLEKTUELLEN-
DISKURS IN RUSSLAND: DER FALL
ALEKSANDR DUGIN (1990-2004)

von Andreas Umland (Kiev)

In diesem Beitrag wird sich aus vergleichender Perspektive einer spezifischen Quelle der Reorientierung russischer Intellektueller und Jugendlicher nach dem Ende der Sowjetunion angenähert – den neuen extrem antiwestlichen Ideologiegebäuden und Formen ihrer Verbreitung. Ultranationalistische Ideologeme finden unter den während der Perestroikazeit reformorientierten, nun jedoch häufig desillusionierten jüngeren Generationen Russlands zunehmenden Zuspruch. Während die Verbreitung manifest faschistischen Gedankengutes in verschiedenen jugendorientierten Grup-

pierungen, wie den rechtsextremen Parteien, z.B. der National-Bolschewistischen Partei, Russischen Nationalen Einheit oder auch der Skinheadbewegung (Lichačëv 2003; Tarasov 2003; Rogachevski 2004; Lichačëv/Pribylovskij 2005) in den letzten Jahren immer mehr die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zieht (Report 2004; Siegl 2005), finden stärker auf das studentische, akademische und Intellektuellenmilieu orientierte und äußerlich „seriöser“ wirkende Projekte weniger Beachtung.

Insbesondere geht es in diesem Beitrag um die spezifisch russische Ausprägung der im Europa der letzten Jahrzehnte unter rechtsextremistischen Intellektuellen an Popularität gewinnenden Ideologie des Eurofaschismus (Griffin 1994). Bei dieser Spielart von Faschismus ist die durch eine revolutionäre „Neugeburt“ zu reinigende und zu verjüngende Gemeinschaft nicht mehr eine Nation im klassischen Sinne. Stattdessen geht es um das „Erwachen“ und eine allumfassende Palingeneese einer supranationalen Gemeinschaft, der „europäischen Zivilisation“ beziehungsweise „europäischen Nation“. Diese wird der angelsächsischen, vor allem US-amerikanischen Zivilisation beziehungsweise der Idee einer universalen Weltgemeinschaft entgegengestellt (Griffin 1993, 1995).

Obwohl derartige Tendenzen bereits in den faschistischen Bewegungen der Zwischenkriegszeit zu beobachten waren (Neulen 1980), kann erst bezüglich der Periode des Kalten Krieges von einer umfassenden Supranationalisierung des westeuropäischen Faschismus gesprochen werden. Dieser Prozess ging mit einer Metapolitisierung nachkriegswesteuropäischer faschistischer Strategie, das heißt einer Verlegung auf außerparlamentarische, publizis-

tische, pseudowissenschaftliche, verlegerische und ähnliche indirekte politische Aktivitäten, einher. Der bewusst auf der metapolitischen Ebene, häufig mittels „politischer Mimikry“ geführte Angriff auf die Vorherrschaft liberaler Werte im politischen Selbstverständnis der Eliten der Staaten Westeuropas geschah teilweise unter direktem Bezug auf den Autor der Theorie einer Eroberung von kultureller Hegemonie als notwendige Vorbedingung der Erlangung von politischer Hegemonie, auf den italienischen Marxisten Antonio Gramsci (Griffin 2000a). Im Ergebnis dieser Prozesse ist es zu einer Dominanz eurofaschistischer Konzepte im heutigen rechtsextremen Intellektuellendiskurs im EU-Raum gekommen.

In Russland hat sich teilweise autochthon, teilweise unter indirekter und direkter Einflussnahme westeuropäischer eurofaschistischer Intellektueller ein paralleles ideologisches Konvolut herausgebildet, welches meist unter der Bezeichnung „Neoeurasismus“ firmiert. Die westeuropäischen sogenannten „Neuen Rechten“ (Griffin 2000b, 2000c; Spektorowski 2003) konstituierten sich in den späten Sechzigern unter Rückgriff auf einige deutsche Geisteswissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten der Zwischenkriegszeit, deren Bewegung unter dem Oxymoron „Konservative Revolution“ bekannt geworden ist (Umland 2006a). Der russische „Neoeurasismus“ behauptet ebenfalls, auf eine geistige Strömung der Zwischenkriegszeit, den Eurasismus, eine Intellektuellenbewegung unter den damaligen russischen Emigranten in Europa, zurückzugreifen (Böss 1961; Larjuël 2004). Die Ideen eines Zirkels der Eurasier, der eine Reihe hoch angesehener Wissenschaftler und Publizisten einschloss, hatten wesentliche Gemeinsamkeiten mit der „Konservativen Revolution“ (Luks 1986; Ljuks 2002, S. 136-

161; Bajssvenger 2004). Der partikularistische Antidemokratismus der russischen Eurasier war jedoch weniger aggressiv als der rechtsextreme Bellizismus und weniger exklusiv als der Ultrationalismus der sich teilweise ebenfalls wissenschaftlich gebenden „konservativen Revolutionäre“, von denen einige zeitweise mit den Nazis kollaborierten (Kapferer 2003). Wie ihre teilweise Unterstützung der antiwestlichen, isolationistischen, imperialistischen und ideokratischen Aspekte des frühen Sowjetregimes und dessen partieller Kontinuität mit dem zaristischen Reich illustrierte, waren die klassischen Eurasier in einem gewissen Sinne tatsächlich konservativ, während die „konservativen Revolutionäre“ explizit eine radikale gesellschaftliche Umwälzung anstrebten.

ZU „NEOEURASISMUS“ UND ANDEREN BEGRIFFEN

Der ursprüngliche Eurasismus muss hier ohnedies insofern nur am Rande behandelt werden, als er sich im „Neoeurasismus“, der in seinem manifesten Extremismus der deutschen „Konservativen Revolution“ näher steht, nur bedingt widerspiegelt (Vinkovetsky 1996, S. 153-154; Luks 2000; 2002, 2004, 2005, S. 99-120; Frenkin 2000, 8-13; Mathyl 2004, S. 190). Vielmehr kann der Terminus „Neoeurasismus“ zumindest teilweise als ein Etikettenschwindel bezeichnet werden,¹ durch welchen sich die „Neoeurasier“ historische Legitimität zu verschaffen suchen und von bedeutenderen Quellen ihrer Ideologie im westeuropäischen Zwischen- und Nachkriegsrechtsextremismus abzulenken suchen. Bei der Selbststilisierung der „Neoeurasier“ handelt es sich offenbar um eine bewusste Vernebelungs- und Popularisierungstaktik

– ein Ansatz, der in gewisser Hinsicht der Umwertung solcher Begriffe wie „Sozialismus“ und „Demokratie“ durch die „Konservative Revolution“ der Weimarer Republik oder der spezifischen Neubesetzung von Termini wie „Pluralismus“ oder „Antirassismus“ durch die heutige westeuropäische „Neue Rechte“ ähnelt (Gärtner 1995; Pfahl-Traugher 1998).

Nicht unproblematisch ist, dass eine Reihe kritischer Beobachter der „Neoeurasier“ inner- und außerhalb Russlands die Selbstbezeichnung dieses Personenkreises unkritisch übernommen haben, den Begriff „Neoeurasismus“ (oder gar „Eurasismus“) ohne Anführungszeichen gebrauchen, ihn bewusst zur Konzipierung und nicht nur Etikettierung der entsprechenden Ideologie verwenden und damit den ursprünglichen Begriff des Eurasismus über Gebühr strecken (z.B. Hielscher 1993a, 1993b). Als „mildernder Umstand“ für einen derartigen Lapsus kann lediglich dienen, dass es sich bei den Begriffen „Eurasien“ und „Eurasismus“ um im heutigen Russland ohnehin inflationär gebrauchte Wörter handelt. Die Klassifizierung einer bestimmten faschistischen Intellektuellenbewegung als „neoeurasisch“ stellt daher nur eine relativ geringfügige Erhöhung der allgemeinen Begriffsverwirrung im postsowjetischen politischen Diskurs dar.²

Zwar gibt es zweifelsohne wichtige inhaltliche Anknüpfungspunkte zwischen dem estatistischen Antidemokratismus und radikalen Antieuropäismus des klassischen Eurasismus und dem fanatischen Antiamerikanismus der „Neoeurasier“.³ Jedoch weisen die intellektuellen Biographien der wesentlichen

Repräsentanten des „Neoeurasismus“ darauf hin, dass der klassische Eurasismus nur eine zweit-, wenn nicht drittrangige Rolle bei der

Formierung der „neoeurasischen“ Bewegung spielte. Es überrascht daher nicht, dass ein Vergleich der grundlegenden Postulate beider Ideologiegebäude gravierende Unterschiede aufweist. Die vielleicht offensichtlichste, wenn auch weltanschaulich nicht bedeutendste Differenz zwischen den klassischen Eurasiern und den heutigen „Neoeurasiern“ ist, dass letztere meist Kontinentaleuropa in ihr Konzept von Eurasien einbeziehen, während der klassische Eurasismus gerade auf der Unterscheidung zwischen „Europa“, das heißt West- und Mitteleuropa, einerseits und „Eurasien“, das heißt dem russisch beherrschten Osteuropa und Nordasien, andererseits beruhte (Wiederkehr 2004). Ein vereinzelt angedeutetes Endziel der „Neoeurasier“ scheint darüber hinaus die Schaffung eines Staatenblockes zu sein, der den gesamten eurasischen Kontinent – meist allerdings unter Ausschluss Chinas – umfassen würde (Tsygankov 2003, S. 123-125). Kurioserweise kommt damit die Definition des Begriffs „Eurasien“ durch die „Neoeurasier“ der geologischen Bedeutung des Wortes und dessen heutiger internationaler Denotation, also seiner Verwendung für die gesamte europäisch-asiatische Landmasse näher, als der spezifischen Konnotation, die der Terminus noch bei den klassischen Eurasiern hatte. Dieser Umstand ist freilich kein Indikator für ideologische Mäßigung oder gar politischen „Zentrismus“ – ein von den „Neoeurasiern“ ebenfalls gern gebrauchter Begriff zur Selbstcharakterisierung. Vielmehr deutet der weitgehende Bedeutungswandel, den „Eurasien“ bei den „Neoeurasiern“ erfahren hat, auf die Diskontinuität mit dem klassischen Eurasismus und mangelnde Schärfe des Begriffs „Neoeurasismus“ hin.

Es mögen Überlegungen wie diese gewesen sein, die den im deutschsprachigen Raum

führenden Spezialisten für den russischen „Neoeurasismus“, Markus Mathyl, veranlasst haben, statt dessen den Begriff „Neonationalbolschewismus“ zur Konzipierung dieser russischen neurechten Ideologie einzuführen (Mathyl 2002a). Diese auch von Mischa Gabowitsch (2003, S. 331-335) bevorzugte begriffliche Lösung ist zwar hervorragend geeignet, den Extremismus der „Neoeurasier“ zu unterstreichen und einige wichtige Quellen ihrer Ideologie anzudeuten. Sie bringt jedoch aufgrund der Vieldeutigkeit des Begriffs „Nationalbolschewismus“ eine ganze Reihe neuer konzeptioneller Probleme mit sich, die den kognitiven Zugewinn der Einführung von Mathyls Neologismus teilweise wieder aufheben.⁴

Ein weiterer, ebenfalls nicht vollständig befriedigender Versuch der Konzipierung der „neoeurasischen“ Ideologie ist von Andrei Tsygankov bereits 1997 unternommen worden. Tsygankov kategorisierte das außenpolitische Programm der „Neoeurasier“ unter der Rubrik „revolutionärer Expansionismus“ (Tsygankov 1997, 2003). Dieses Konstrukt betont zutreffend die Gefährlichkeit der weltpolitischen Pläne der „Neoeurasier“. Allerdings ist auch Tsygankovs Formulierung nicht ausreichend. Zum einen charakterisiert sie lediglich die außenpolitische Komponente des Programms der „Neoeurasier“.⁵ Diese ist zwar zweifellos wichtig zum Verständnis der „Neoeurasier“, hat jedoch keine derart grundlegende Bedeutung für ihre Programmatik, wie etwa für die Welt- sichtsicht eines anderen prominenten „revolutionären Expansionisten“, Vladimir Žirinovskijs. Für den Führer der so genannten Liberal-Demokratischen Partei Russlands war nämlich zumindest in der ersten Hälfte der Neunziger die Außenpolitik, das heißt in erster Linie die Idee einer Südexansion Russlands, das rheto-

rische Hauptbetätigungsfeld sowie Dreh- und Angelpunkt seiner Idee von einer Neugeburt des russischen Staates (Umland 1994, 2002b). Im Palingenesekonzept der „Neoeurasier“ spielt dagegen neben der Neuorientierung der Außenpolitik und einer ebenfalls grundlegenden Umwandlung des internationalen Systems auch eine innere Reinigung Russlands von westlichen Einflüssen, fundamentale kulturelle Umwandlung der Gesellschaft und insbesondere die Entamerikanisierung eine erhebliche Rolle – ein Aspekt, der bei Žirinovskij bis heute nicht in diesem Maße anzutreffen ist.

Zum anderen kann die „neoeurasische“ Vision einer politischen Neukonstituierung des euro-asiatischen Kontinents zwar als „revolutionär“, jedoch nicht in jeder Hinsicht als „expansionistisch“ bezeichnet werden. Auch hier ist der Vergleich mit Žirinovskij erhellend. In der ersten Ausgabe seiner programmatischen Hauptschrift „Der letzte Sprung nach Süden“ vom September 1993 etwa geht es dem LDPR-Führer ganz eindeutig um russische Dominanz gegenüber dem so genannten „Süden“, ja ausdrücklich um dessen Okkupation durch ethnische Russen („russkaja armija“ [ethnisch-russische Armee], „russkij rubl“ [ethnisch-russischer Rubel]) und um die Unterdrückung („uspokoenie“–Beruhigung) der „Südler“ (Žirinovskij/Mitrofanov 1993). Dagegen macht die „neoeurasische“ Welt- sichtsicht ernstgemeinte Konzessionen an die fortgesetzte Autonomie zumindest eines Teils der potentiellen Mitglieder des anvisierten eurasischen Blocks. In einigen Visionen der „Neoeurasier“ würde das paneurasische Superimperium aus „traditionalistischen“ Teilimperien bestehen (Tsygankov 2003, S. 124-125). Dabei wird gleichwohl ständig auf die – schon alleine aus

geopolitischen Gründen zwingend – führende Rolle der russischen Nation hingewiesen. Nichtsdestoweniger gibt es im „Neoeurasismus“ Elemente, die an den „Ethnopluralismus“ der westeuropäischen „Neuen Rechten“ erinnern und daher eine Charakterisierung als eindeutig „expansionistisch“ weniger unproblematisch als für den Fall der „Liberal-Demokraten“ Žirinovskijs machen.

Nicht zuletzt aus diesen Gründen wird hier im Weiteren, ungeachtet der obigen Kritik, der Begriff „Neoeurasismus“ benutzt – wenn auch stets in Anführungszeichen. Schließlich wurde er von den untersuchten Personenkreisen zur Selbstbezeichnung gewählt und ist deshalb nicht gänzlich irrelevant.⁶ Wie die Ideologie der Bewegung unter etymologischen, taxonomischen, begriffsgeschichtlichen und konzeptionellen Gesichtspunkten tatsächlich adäquat zu klassifizieren und bezeichnen wäre, ist eine Frage, die hier nur andeutungsweise beantwortet werden kann. Im folgenden werden vielmehr die Etablierung dieser ideologischen Strömung als bedeutender Bestandteil des heutigen russischen Gegendiskurses und der studentischen Jugendkultur sowie mögliche Konsequenzen für die Bewertung heutiger Trends im intellektuellen und politischen Leben Russlands besprochen.⁷

CHEFIDEOLOGE DES „NEOEURASISMUS“ – ALEKSANDR DUGIN⁸

Einer der bereits in den frühen neunziger Jahren profiliertesten Theoretiker der russischen postsowjetischen extremen Rechten war der „Metaphysiker“ Aleksandr Gel'evič Dugin (geb. 1962).⁹ Trotz der bereits damals bemerkenswerten publizis-

tischen Erfolge Dugins innerhalb der äußeren Rechten, wurde in der westlichen Forschung die Untersuchung der Ideen, Gefolgschaft und Aktivitäten dieses nonkonformistischen Publizisten bisher als eine Domäne der Subkulturen- und Okkultismusforschung bzw. einer exklusiven Forschergemeinde mit Sinn für das Bizarre in der russischen Gesellschaft angesehen. Die erstmals weithin beachtete politische Initiative Dugins, die unten kurz beschriebene Gründung der Bewegung „Evrazija“ (Eurasien) im Jahr 2001, stellte jedoch lediglich das letzte Glied einer Kette beachtenswerter Projekte dieses ultranationalistischen Ideologen dar. Entgegen der Intuition vieler kompetenter westlicher Beobachter ist die Auseinandersetzung mit dem Inhalt sowie der Verbreitung und Rezeption von Dugins eigenartigen Ideen bereits seit geraumer Zeit für einen adäquaten Zugang zum Mainstream des heutigen russischen politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens relevant, was sich nicht zuletzt in einer wachsenden Zahl von Beiträgen über Dugin in nichtwissenschaftlichen Periodika äußert (z.B. Clover 1999; Mathyl 2002b; Berman 2005).

Dugins Schriften waren bereits Untersuchungsgegenstand einer Reihe mehr oder minder tiefgehender Inhaltsanalysen (Kreitor 1993; o.D., 3-8; Mišin 2000; Dunlop 2001; Shlapentokh, D. 2001; Ingram 2001; Larjuel' 2005; Ljuks 2000; Luks 2000, 2002, 2004). Deshalb sollen im Folgenden lediglich die jüngsten Entwicklungen des Phänomens Dugin dargestellt und die Grundzüge seiner Weltanschauung in verkürzter Form wiedergegeben werden. Auch unterliegt die Begründung, Präsentation und Interpretation des „Neoeurasismus“ durch Dugin erheblichen Widersprüchen und Schwankungen, was ein Grund dafür ist, dass die Konzipierungen seiner Ansichten

durch verschiedene russische und ausländische Forscher voneinander abweichen. Trotzdem ist eine „rot(braun)e Linie“ in seinem Denken erkennbar, die hier kurz nachzuzeichnen versucht wird.

Obwohl Dugin besonders in den letzten Jahren versucht hat, seine Ideologie als eine Spielart, beziehungsweise als bedeutendste heutige Manifestation des „Eurasismus“ zu präsentieren (Gebhard 1994, 35-71; Hagemeyer 1995a; 1995b; Šatilov 1996; Tsygankov 1998; Ignatow 1998, 10 & 19-20; Gusejnov 2000, 95-96; Tichonravov 2000, 230-258; Kolossov/Turovsky 2001), stellen seine Ideen keinesfalls eine bloße Variation dieser Denkschule dar. Vielmehr gründen Dugins Menschenbild, seine eklektische Weltansicht und Gesellschaftsvision eher auf der eingangs erwähnten „Konservativen Revolution“ des Zwischenkriegsdeutschlands, den aggressiveren Tendenzen innerhalb des geopolitischen Ansatzes zur Weltpolitik (Šatilov 1996; Tsygankov 1998; Ignatow 1998), der heutigen westeuropäischen sogenannten „Neuen Rechten“ (Cymburskij 1995; Cremet 1999) sowie auf weiteren internationalen Quellen des mystischen, traditionalistischen, okkulten und verschwörungstheoretischen Denkens, so etwa auf René Guénon, Hermann Wirth, Julius Evola, Jean Parvulesco und Aleister Crowley (Rosenthal 1997). Dies scheint ein Grund dafür zu sein, dass der belesene Publizist nicht nur über bestimmte Widersprüche zwischen westlicher Zivilisation und „Eurasien“ schreibt, wie dies auch andere russische Ultranationalisten getan haben und tun. Vielmehr zeichnet Dugin das manichäische Bild einer uralten Auseinandersetzung zwischen zwei einander zutiefst feindlichen Gesellschaftsformationen: auf der einen Seite die atlantischen Seemächte („Thalassokratie“), welche auf die versunkene

Welt von Atlantis zurückgehen, im antiken Phönizien und Karthago ihre Wurzeln haben und jetzt von den „mondialistischen“ USA angeführt werden, und auf der anderen Seite die eurasischen Landmächte („Tellurokratie“), die aus dem mythischen Land „Hyperborea“ hervorgegangen sind, die Tradition des Römischen Imperiums fortsetzen und unter denen Russland heute die wichtigste Komponente darstellt.

Laut Dugin befinden sich die geheimen Orden dieser beiden von jeher antagonistischen Zivilisationen in einem jahrhundertalten Kampf, der sich nun seinem Endstadium nähert. Die sich anbahnende Entscheidungsschlacht zwischen den ozeanischen Kulturen einerseits und den kontinental geprägten Nationen andererseits erfordere Russlands nationale Neugeburt mittels einer „konservativen“ und „permanenten“ Revolution, welche von der Ideologie des „Nationalbolschewismus“ und einem ausdrücklich „geopolitischen“ Zugang zu den internationalen Beziehungen geprägt sein müsse, einen „Neuen Sozialismus“ bedeute und sowohl territoriale Ausweitung, als auch die Schaffung eines „eurasischen“ Blocks fundamentalistischer Landmächte (inklusive eines traditionalistischen Israels!) gegen den zersetzenden, individualistischen, angelsächsischen Imperialismus implizieren würde (Šerman o.D.; Mathyl 2001, 2002a).

Ansichten wie diese sollten, wie eingangs erwähnt, allerdings nicht dazu führen, Dugin als ein womöglich interessantes subkulturelles, aber kaum ernstzunehmendes politisches Phänomen zu deuten. Schon früh, während seiner politischen Karriere in der späten Sowjetunion knüpfte der künftige Hauptideologe der russischen extremen Rechten zum Beispiel ganz gezielt

Kontakte zu führenden westlichen rechtsextremistischen Intellektuellen. So hatte er etwa 1989 während einer Reise durch Westeuropa eine Reihe bekannter ultranationalistischer europäischer Intellektueller getroffen, unter ihnen Alain de Benoist, Jean-François Thiriart und Claudio Mutti, die ihn später, wie auch andere westeuropäische Rechtsintellektuelle, in Moskau besuchten und mehr oder minder stark an seinen verschiedenen Projekten mitwirkten (Shenfield 2001, S. 192).

Dugin ist vertraut mit aktuellen Entwicklungen im westlichen intellektuellen Rechts-Extremismus und in den westeuropäischen ultranationalistischen Publizistenzirkeln etabliert wie kein anderer russischer ultranationalistischer Ideologe. Der Führer der „Neoeurasier“ erschloss sich damit, wie auch unten noch deutlich werden wird, ein Reservoir an bisher in Russland wenig bekannten Ideen, Theorien, Konzepten und Begriffen, welches insbesondere bei der von der Perestrojka und dem anschließenden Systemumbruch geprägten jüngeren Generation antiwestlich eingestellter Intellektueller auf reges Interesse stieß und stößt. Dugins während und nach der Perestrojka demonstrativ zur Schau gestellter Nonkonformismus und seine beachtenswerte Erudition hoben ihn von Anfang an von seinen ebenfalls um Einfluss auf das entstehende rechtsextreme Parteien- und Medienspektrum bemühten und in Russland an und für sich höher geachteten Konkurrenten, wie Akademiemitglied Igor Šafarevič, Dr. Sergej Kurginjan oder Prof. Lev Gumilëv (1992 verstorben), ab. Die ebenfalls zahlreichen Schriften von Autoren, wie der zuletzt genannten, wurden und werden eher bei der älteren Generation der noch vom „Diamat“ (Ignatow 1991, 1993),

stalinistischer KPdSU-Geschichtsschreibung und sowjetischem „Antizionismus“ (Umland 2002d) geprägten, oft mit nur geringen Fremdsprachenkenntnissen und das Internet wenig nutzenden Akademikern rezipiert und haben teilweise Eingang in vom Bildungsministerium bestätigte Lehrpläne gefunden. So weist A. James Gregor etwa in bezug auf die erstaunlich populären Schriften des Pseudoethnologen Gumilëv darauf hin, dass das verwirrende ethnobiologische Schaffen Lev Nikolaevič Gumilëvs zur doktrinalen Lieblingsreferenz unter denjenigen Marxisten-Leninisten geworden ist, die den einfachen Übergang von „links“ nach „rechts“ vollzogen haben. Gumilëvs wichtigstes Werk „Ethnogenese und Biosphäre“ ist geschrieben worden, als eine Ergänzung und Fortsetzung zum historischen Materialismus von Karl Marx und wurde als solches von einem marxistisch-leninistischen staatlichen Verlag vor dem endgültigen Zusammenbruch der Sowjetunion publiziert. (Gregor 2000, S. 150)

Auf die seit 1985 heranwachsende Generation der inzwischen oft weitgereisten, belesenen und im www heimischen Studenten, Doktoranden, Dozenten und Publizisten dagegen machten Šafarevičs kruder Antisemitismus (Dunlop 1994; Znamenski 1996), Kurginjans postsowjetische Adaption italo-faschistischer Ideen (Gregor 1998) und Gumilëvs kurioser Neorassismus – etwa dessen Idee einer durch „kosmische Strahlung“ hervorgerufenen „Mikromutation“ im genetische Code von Ethnien (Naarden 1996; Kochanek 1998; Paradowski 1999; Shnirelman/Panarin 2001; Ignatow 2002) – weniger Eindruck. Dagegen stellte Dugins postmoderne Vermengung westlicher traditionalistischer und anarchistischer, neuerer und neulinker Theorien, sein Interesse

an fernöstlichen Denkschulen und seine gekonnte Kreuzung der daraus gewonnenen Postulate mit einigen ausgewählten, nicht unähnlichen Vorstellungen des klassischen Eurasismus der russischen Emigration der 1920er-1930er sowie Integration des „Neoeurasismus“ in die russische Geistesgeschichte einen ideologischen Cocktail dar, der aus liberal-szientistischer Sicht nur schwer zu fassen und kritisieren ist, aber schnell die Aufmerksamkeit jüngerer nationalistischer Intellektueller erregte.

VOM RAND INS ZENTRUM DER RUSSISCHEN POLITISCHEN GESELLSCHAFT

In anderer Hinsicht ähnelten Dugins Aktivitäten in den frühen neunziger Jahren denen seiner Nebensacher unter den ultranationalistischen Intellektuellen der zerfallenden Sowjetunion (Umland 2002a, S. 21-30). Er baute schrittweise sein Forschungs- und Publikationszentrum auf und versucht seine Ideen bei verschiedenen antidemokratischen politischen Organisationen und bei weiteren potentiellen Adressaten im Militär, Geheimdienst und akademischen Bereich zu propagieren. Die beiden wichtigsten Institutionen, die Dugin 1990-1991 gründete, und die ihm auch heute noch als Instrumente zur Verbreitung seiner Ansichten dienen, sind die Historisch-Religiöse Vereinigung „Arktogeja“, die auch als Verlagshaus fungiert (<http://www.arctogaia.com/>), und sein „Zentrum für spezielle metastrategische Studien“, eine Art Think-Tank. Einrichtungen wie diese tauchten in Russland in den frühen Neunzigern zwar zahlreich auf (Umland 2003b). Viele von ihnen sind jedoch mittlerweile verschwunden beziehungsweise bedeutungslos geblieben und stellen lediglich Fußnoten in der Frühzeit des

nachsovietischen Russlands dar.

Dahingegen waren Dugins zahlreiche Veröffentlichungen, insbesondere seine neue Zeitschrift „Elementy: evrazijskoe obozrenie“ (Elemente: Eurasische Rundschau; 1992-98 in neun Ausgaben erschienen; <http://elem2000.virtualave.net/>), wie auch einige andere Periodika,¹⁰ nicht nur origineller gestaltet und fanden in nationalistischen Kreisen wie darüber hinaus weitere Verbreitung, als die trockeneren Arbeiten anderer ähnlich ausgerichteter Publizisten, wie der oben erwähnten (Yanov 1995, S. 275).¹¹ Dugins Ansatz war, wie vor allem Markus Mathyl (2000, 2002b, 2002c, 2002d) deutlich gemacht hat, auch insofern außergewöhnlich, als sein Zirkel es schnell schaffte, enge Verbindungen zur gegenkulturellen Jugendszene, speziell zu populären nationalistischen Rock-, Punk- und Dark-Wave-Musikern wie Egor Letov, Sergej Troickij, Roman Neumoev, dem inzwischen verstorbenen Sergej Kurëchin und anderen zu knüpfen (Heilwagen 2002). In den späten neunziger Jahren hat sich der Dugin-Kreis darüber hinaus dadurch ausgezeichnet, dass er ein hochentwickeltes, miteinander verbundenes System von www-Seiten geschaffen hat, von denen die meisten Publikationen des Kreises, vor allem Dugins Bücher und Artikel sowie „Arktogeja“ Periodika, kostenlos heruntergeladen werden können (<http://www.geopolitika.ru/>, <http://www.dugin.ru/>, <http://www.arctogaia.com/>, <http://eurasia.com.ru/>; siehe auch Mathyl 2004, S. 192-193, 199).

Mitte der neunziger Jahre noch schien Dugin eine Doppelstrategie zu verfolgen. Einerseits wollte er offenbar die radikalsten außer- und antisystemischen Teile von Russlands aufkommender „unziviler Gesellschaft“ (Pedahzur/Weinberg 2001)

beeinflussen und versuchen, sie mit seinen Ideen zu imprägnieren; so war Dugin zum Beispiel 1991-1993 ein regelmäßiger Autor für die wichtigste russische rechtsextremistische Wochenzeitung „Den“ (Der Tag) sowie 1993-1998 Mitbegründer und erster Chefideologe von Eduard Limonovs ausdrücklich revolutionärer National-Bolschewistischer Partei (Verchovskij 1996; Mathyl 1997-1998; Lichačëv 2002, S. 63-107). Andererseits versuchte er, in Moskaus politisches Establishment einzudringen und eine größere Leserschaft jenseits der neofaschistischen Subkultur zu erreichen. Er trat im staatlichen Radio und Fernsehen auf, veröffentlichte unter anderem in der liberalen Zeitung „Nezavisimaja gazeta“ (Unabhängige Zeitung) und hielt Vorlesungen an der Akademie des Generalstabes der Streitkräfte der Russischen Föderation (Shenfield 2001, S. 193). Im September 1998 startete Dugin den bisher scheinbar nur bedingt erfolgreichen Versuch, eine eigene so genannte Neue Universität zu institutionalisieren (<http://universitet.virtualave.net/>).

Der Widerspruch zwischen Dugins gleichzeitig auf Einflussnahme auf den gesellschaftlichen Rand orientiertem, „groupuscularen“ Ansatz einerseits¹² und seiner auf die Erringung kultureller Hegemonie im Zentrum der Gesellschaft abzielenden gramscistischen Taktik wurde 1998 aufgelöst, als Dugin und eine Gruppe seiner Jünger die NBP verließen und eine Analyseabteilung bei dem Büro des Sprechers der Staatsduma der Föderationsversammlung der RF, Gennadij I. Seleznev, bildete.¹³ Ein

Jahr zuvor hatte Dugin die erste Ausgabe seines vielleicht einflussreichsten Buches „Grundlagen der Geopolitik“ (1997) veröffentlicht, das schell ausverkauft war, den Status

eines Standardwerkes erlangte und an einigen russischen Hochschulen als Lehrbuch genutzt wird. Die über 600-seitige Schrift brachte ihm nicht nur bei nationalistischen Teilen der russischen Elite Aufmerksamkeit und womöglich ja auch das Interesse Seleznev's ein. Sie erlebte bis 2000 drei ergänzte Neuauflagen, die alle schnell vergriffen waren und avancierte zu einem wichtigen politischen Pamphlet mit einer breiten Leserschaft in akademischen und politischen Kreisen, sogar außerhalb Russlands (Shenfield 2001, S. 199; Ingram 2001, S. 1032).

Generell war die Publikationstätigkeit Dugins bereits vor seinem tiefen Vordringen in das politische und akademische Establishment der russischen Föderation ab 2001 bemerkenswert und wird durch die angefügte Tabelle dokumentiert. Dabei muss angemerkt werden, dass in der Tabelle lediglich die sowohl von Dugin selbst verfassten oder redigierten, als auch die beim Arktogeja- oder Evrazija-Verlag erschienenen Bücher, Broschüren und Zeitschriften aufgelistet sind. Das heißt, dass die Tabelle nur einen Teil der Publikationstätigkeit Dugins bis 2004 widerspiegelt.¹⁴ Insbesondere in Verbindung mit seinem neuen Status als Berater des Staatsdumavorsitzenden erhöhte sich Dugins Präsenz in den russischen Massenmedien sowie bei wissenschaftlichen und politischen Konferenzen ab 1998 dramatisch. (Auch sind hier nicht alle offiziellen Dokumentensammlungen von Dugins „Evrazija“-Bewegung aufgeführt.)

Name der Publikation	Jahr	Nummer bzw. Auflage	Auflagen- zahl
Misterii Evrazii [Mysterien Eurasiens]	1991	1. Aufl.	
-“-	1996	2. Aufl.	3.000
Giperboreec [Der Hyperboräer]	1991	Nr. 1	
Al'manach "Milyj Angel" [Almanach "Lieber Engel"]	1991	Bd. 1	20.000
-“-	1996	Bd. 2	1.000
-“-	1996	Bd. 3	
-“-	1999	Bd. 4	
Puti Absoljuta [Die Wege des Absoluten]	1991	1. Aufl.	5.000
Konspirologija [Konspirologie] ¹⁵	1992	1. Aufl.	10.000
Giperborejskaja teorija [Hyperboräische Theorie] ¹⁶	1992/3	1. Aufl.	50.000 (?)
-“-	1993	2. Aufl.	5.000 ¹⁷
Ėlementy: evrazijskoe obozrenie ¹⁸	1992	Nr. 1	50.000 (?)
-“-	1992	Nr. 2	30.000 (?)
-“-	1993	Nr. 3	10.000
-“-	1993	Nr. 4	10.000
-“-	1994	Nr. 5	10.000
-“-	1995	Nr. 6	5.000
-“-	1996	Nr. 7	5.000 ¹⁹
-“-	1996/7	Nr. 8	5.000
-“-	1998	Nr. 9	? ²⁰
Konservativnaja revoljucija [Konservative Revolution]	1994	1. Aufl.	4.000
Celi i zadači našej Revoljucii ²¹	1995	1. Aufl.	5.000
Metafizika Blagoj Vesti: pravoslavnyj ėzoterizm ²²	1996	1. Aufl.	3.000
Tamplieri Proletariata ²³	1997	1. Aufl.	3.000
Osnovy geopolitiki [Grundlagen der Geopolitik] ²⁴	1997	1. Aufl.	3.000
-“-	1998	2. Aufl.	
-“- ²⁵	1999	3. Aufl.	5.000
-“-	2000	4. Aufl.	
Konec sveta [Das Ende der Welt] ²⁶	1998	(2. Aufl.) ²⁷	
Naš put' [Unser Weg] ²⁸	1999	1. Aufl.	
Absoljutnaja Rodina [Absolute Heimat] ²⁹	1999	2./3. Aufl. ³⁰	5.000
Evrazijskoe vtorženie [Eurasische Invasion] ³¹	1999	Nr. 1	
-“-	1999	Nr. 2	
-“-	1999	Nr. 3	2.000
-“-	1999	Nr. 4	2.000

Name der Publikation	Jahr	Nummer bzw. Auflage	Auflagen- zahl
Evrazijskoe obozrenie [Eurasische Rundschau]	2001	Nr. 1 ³²	5.000
–“–	2001	Nr. 2	5.000
–“–	2001	Nr. 3	
–“–	2001	Nr. 4	10.000
–“–	2002	Nr. 5	5.000
–“–	2002	Nr. 6	
–“–	2002	Nr. 7	
–“–	2003	Nr. 8	20.000
–“–	2003	Nr. 9	
–“–	2003	Nr. 10	
Russkaja vešč' [Eine russische Sache], 2 Bde.	2001	1. Aufl.	5.000
Osnovy evrazijsvat [Grundlagen des Eurasismus]	2001	1. Aufl.	5.000
Evrazijskij put' kak natsional'naja ideja ³³	2002	1. Aufl.	3.000
Evoljucija paradigma'nych osnov nauki ³⁴	2002	1. Aufl.	2.000
Filosofija tradicionalizma ³⁵	2002	1. Aufl.	3.000
Evrazijskij put' kak nacional'naja ideja ³⁶	2002	1. Aufl.	3.000
Filosofija politiki [Philosophie der Politik]	2003	1. Aufl.	5.000
Proekt „Evrazija“ [Projekt Eurasien] ³⁷	2004	1. Aufl.	4.100
Evrazijskaja missija Nursultana Nazarbajeva ³⁸	2004	1. Aufl.	1.500
Filosofija vojny [Die Philosophie des Krieges] ³⁹	2004	1. Aufl.	5.000

Tabelle 1: Bücher und Zeitschriften, die von Dugin geschrieben oder redigiert wurden und seinem Arktogeja-Verlag bzw. bei Evrazija 1991–2004 erschienen sind.⁴⁰

DUGINS EINTRITT INS POLITISCHE ESTABLISHMENT

Dugins bedeutendstes Projekt, welches ihm erstmals die breite Aufmerksamkeit der zentralen Presseorgane, Fernsehkanäle und Radiostationen einbrachte, war die Gründung der erwähnten so genannten Allrussländischen Politisch-Gesellschaftlichen Bewegung „Evrazija“ (Eurasien) im Frühjahr 2001. Dugins frühere Verbindungen zur Akademie des Generalstabes und zum Büro des Sprechers

der Staatsduma konnten noch als zwar ebenfalls wichtige, jedoch womöglich nur zufällige Phänomene angesehen werden. Mit der Gründung von „Evrazija“ absolvierte das Dugin-Phänomen einen qualitativen Sprung von den Fußnoten zum Haupttext der postsowjetischen russischen Geschichte.

Besondere Aufmerksamkeit an „Evrazijas“ Gründung im April 2001 verdiente nicht nur, dass die Schaffung der Organisation offensichtlich zumindest durch Teile der Administration des Präsidenten der RF unterstützt, ja womöglich mitinitiiert wurde (Latyševa 2001).⁴¹

Auch dass Evrazija bereits bei ihrer Gründung mehr als 50 regionale Organisationen und ca. 2000 Aktivisten für sich beanspruchte, war für sich genommen noch kein außerordentliches Faktum (Levkin 2001). Nicht einmal die Anwesenheit solch hoher religiöser Figuren wie Talgat Tadžuddins, des Obermuftis des Russländischen Muslimischen Geistlichen Direktorats (Lichačëv 2003) und weiterer Repräsentanten von christlich-orthodoxen, jüdischen und buddhistischen Organisationen in den Organen der neugegründeten Bewegung erscheint als bedeutsamstes Charakteristikum von „Evrazija“.⁴² Die potentiell folgenschwerste Randerscheinung bei „Evrazijas“ Gründungskongress war vielmehr die Anwesenheit des vor kurzem verstorbenen prominenten russischen politischen Philosophen, Prof. Dr. habil. Aleksandr Panarin (1940-2003), sowie des bekannten Fernsehjournalisten von Russlands erstem und weitestreichenden Kanal ORT, Michail Leont'ev (geb. 1958), auf diesem Forum (Stroev 2002).

Professor Panarin war bis zu seinem Tod Ordinarius für Politikwissenschaften an der Fakultät für Philosophie der Moskauer Staatlichen Lomonossov-Universität und Direktor des Zentrums für soziale und philosophische Studien am Institut für Philosophie der Russländischen Akademie der Wissenschaften. Er nahm damit eine führende Position in den russischen Gesellschaftswissenschaften ein. Darüber hinaus war er ein hochproduktiver Buchautor, der allem Anschein nach erheblichen Einfluss auf das intellektuelle Leben, insbesondere in den russischen Provinzuniversitäten ausgeübt hat und weiterhin ausübt (Oittinen 1994; Larjuël' 2000a; Afanasjev 2001, Abschnitt III.4; Hahn 2002a). Ein Sozialwissenschaftler der Staatlichen Universität

Uljanovsk etwa bezeichnete 1999 Panarin als „eine[n] der tiefsten und originellsten zeitgenössischen politischen Philosophen“ (Bazhanov 1999, S. 705).

Leont'ev wiederum wird von einer Quelle als „der Lieblingsjournalist des Präsidenten [Putin]“ bezeichnet („Obščaja gazeta“ zitiert nach Kosichkina 2001). Er ist der Gründer, Chefredakteur und Hauptmoderator der extrem antiamerikanischen politischen Abendzeitung „Odnako“ (Allerdings). Leont'ev bekundete nicht nur verbal und durch seine Anwesenheit auf dem Gründungskongress seine Unterstützung für Dugins Bewegung; er trat darüber hinaus dem Zentralrat der Bewegung bei (<http://eurasia.com.ru/syezd.htm>).

Panarin wurde zwar zunächst kein Mitglied in Dugins Bewegung, veröffentlichte aber bereits in den ersten „Evrazija“-Publikationen Beiträge (Panarin 2001, 2002a; OPOD „Evrazija“ 2002, S. 90-101). Auch zitierte er in einigen seiner Bücher Dugins „Grundlagen der Geopolitik“ affirmativ (Panarin 2002b, S. 372).⁴³ 2002 wurde Panarin Mitglied des Zentralrates von Dugins neugegründeter Partei „Evrazija“. Laut Dugin hatte Panarin kurz vor seinem Ableben im September 2003 zugesagt, ein Vorwort zu Dugins kürzlich erschienenem Buch, „Politische Philosophie“, zu schreiben.⁴⁴

Vermutlich kann mit Blick auf ihre jeweilige Stellung in der akademischen beziehungsweise Medienlandschaft für diese beiden in der russischen Gesellschaft wohlta-blierten Figuren eine karrieristische Motivation für ihre Unterstützung von „Evrazija“ ausgeschlossen werden.

Stattdessen scheint es, dass diese profilierten Publizisten sich tatsächlich von Dugin und seinen Ideen angezogen fühlten. Mit solch prominenten Meinungsmachern wie Panarin

und Leont'ev an seiner Seite bleibt festzustellen, dass Dugins Einfluss auf das Denken der wissenschaftlichen und politischen Elite Russlands seit 2001 beunruhigende Dimensionen angenommen hatte.

Es ist besonders verblüffend, dass ein Gelehrter wie Panarin durch sein demonstratives Interesse an Dugins Organisation und Ideen 2001-2003 letzterem intellektuelle Führungsqualitäten zuerkannte sowie akademische Reputation verschaffte, obwohl Dugin erst kurz zuvor den Grad eines Kandidaten der Wissenschaften von einer Hochschule in der südrussischen Provinzhauptstadt Rostov verliehen bekommen hatte und auf eine dubiose politische Biographie zurückblickt (Lichačev 2002, S. 101-105). Dugin war sich der potentiellen Bedeutung der Parteinahme Panarins für seine Organisation dann auch bewusst und brachte in seiner programmatischen Rede auf „Evrazijas“ Gründungskongress im April 2001 umgehend seine Freude über Panarins Anwesenheit im Saal zum Ausdruck.⁴⁵ In einem späteren Rückblick auf den Kongress hob er die Teilnahme Panarins (sowie eines weiteren prominenten Publizisten, E. Bagramovs⁴⁶) nochmals als angenehme Überraschung hervor (<http://eurasia.com.ru/polit.htm>).

Es ist zu befürchten, dass die öffentliche Anerkennung des Duginschen Projektes durch einen so angesehenen Politologen wie den späten Panarin der Verbreitung von Arktogejas zahlreichen extrem anti-liberalen, paranoiden und verschwörungstheoretischen Publikationen Auftrieb verliehen und ihre verstärkte Verwendung an sozial- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten russischer Hochschulen befördern wird. Zu den bereits 2001 nachweislich in enger Verbindung zu

Dugin stehenden und außerhalb der Militärakademien der Russischen Föderation angesiedelten Sozial- und Geisteswissenschaftlern zählen etwa Professor Stanislav Nekrasov, Doktor der philosophischen Wissenschaften und Lehrkraft am Uraler Staatlichen Konservatorium Jekaterinburg, die Dozentin Galina Sačko, Kandidatin der philosophischen Wissenschaften und damals Dekanin der Fakultät für Eurasien und den Osten an der Staatlichen Universität Čeljabinsk, sowie die Professorin Tamara Matjaš, Lehrstuhlleiterin am Fortbildungsinstitut der Staatlichen Universität Rostov (<http://eurasia.com.ru>).

Seit Gründung der „Evrazija“-Bewegung im Jahr 2001 ist die Entwicklung des Phänomens Dugin unübersichtlich geworden, und Dugins Auftritte in der Presse, im Fernsehen, Radio sowie auf dem World Wide Web und diversen wissenschaftlichen und politischen Konferenzen sind kaum noch zu überschauen (Yasman o.D.). Neben Dugins häufigem Erscheinen in politischen Fernsehsendungen ist anzumerken, dass er sich in den letzten Jahren als ständiger Kolumnist der „Literaturnaja gazeta“ (Literaturzeitung), einem der angesehensten und traditionsreichsten intellektuellen Wochenblätter Russlands, etabliert zu haben scheint.

Dugins faktisches Scheitern bei dem Experiment, seine Organisation 2002-2003 von einer auf der metapolitischen und zivilgesellschaftlichen Ebene agierenden Kraft in eine funktionstüchtige politische Partei umzuwandeln, kann in diesem Zusammenhang nicht als alleiniger Maßstab für eine adäquate Bewertung seiner derzeitigen Rolle in der russischen Gesellschaft betrachtet werden. Bedeutsamer als Dugins Misserfolg bei dem Versuch, an den Staatsdumawahlen im Dezember 2003 teilzunehmen, bleibt der

mittelbare politisch-ideologische Einfluss, den er zunehmend ausübt. Während das erwähnte Parteiprojekt allem Anschein nach Schiffbruch erlitten hat, könnte sich die neuerliche Mutation seiner organisatorischen Hauptstütze von der Partei „Evrazija“ hin zur so genannten Internationalen Eurasischen Bewegung, gegründet im November 2003, als ein neuerlicher Durchbruch erweisen. Die ursprüngliche, 2001 geschaffene allrussländische „Evrazija“-Bewegung zeichnete sich noch durch den Einschluss bedeutender zivilgesellschaftlicher Akteure, wie oben dargelegt, aus und konnte bei ihrem Gründungskongress auf die Grußworte einiger hochgestellter Mitarbeiter des Staatsapparates verweisen.⁴⁷ Dugins 2003 neugeschaffene Internationale Eurasische Bewegung geht darüber hinaus und schließt eine ganze Reihe jüngerer staatlicher Repräsentanten als Mitglieder des Führungsorgans der Bewegung ein, darunter Viktor Kaljužnij, ehemaliger stellvertretender Außenminister der RF, Michail Margelov, Vorsitzender des Komitees für auswärtige Politik des Föderationsrates (d.h. des Oberhauses) der Föderationsversammlung (d.h. des Parlaments) der RF, Aleksej Žafjarov, stellvertretender Leiter der Abteilung für politische Parteien und gesellschaftliche Organisationen beim Justizministerium der RF und andere.⁴⁸ Mit seinem kürzlich gegründeten Evrazjskij sojuz molodězy (Eurasischer Bund der Jugend), dessen Hauptaufgabe die Verhinderung einer „Orange Revolution“ in Russland und die Verbreitung des Duginschen Ideengutes in der studentischen Jugend ist (Lošak 2005, S. 24), hat Dugin ein zusätzliches Vehikel für die Verbreitung und Anwendung seiner Ideen in einem aufnahmefähigen Umfeld geschaffen. Weitere ähnliche, neue Facetten des Dugin-Phänomens ließen sich aufzählen.

FAZIT

Die zunehmende Einflussnahme Dugins und anderer, ähnlich orientierter Publizisten auf die akademische Jugend, Massenmedien und Intellektuellenszene erinnert an Prozesse im Deutschland der Zwanziger. Damals untergrub die „Konservative Revolution“ die Legitimität der ersten deutschen Demokratie bei der sich vom wilhelminischen Konservatismus abwendenden nationalistischen Elite; und die Nazis feierten ihre ersten Erfolge bei den Wahlen zu den studentischen Vertretungen altherwürdiger deutscher Universitäten. Bekanntlich hat Stanley Payne (2001) darüber hinaus die Bedeutung von studentischen Gruppierungen in der Frühphase des klassischen europäischen Faschismus als einzige soziologische Gemeinsamkeit im Aufstieg der verschiedenartigen faschistischen Parteien der Zwischenkriegszeit identifiziert.

Es wäre zwar verfrüht, von einer tiefgreifenden Verseuchung des russischen Eliten- und Studentenmilieus mit ultranationalistischen Ideen zu sprechen, wie dies bei der deutschen Zivilgesellschaft der Weimarer Republik der Fall war (Berman 1997). Trotzdem illustriert das Beispiel von Dugins Aufstieg, dass politischer Liberalismus, philosophischer Rationalismus und ethischer Universalismus sich in Russland derzeit im Rückzug befinden. Dabei werden von verschiedenen politischen und gesellschaftlichen rechtsextremen Akteuren in einer Art Arbeitsteilung verschiedene Jugendmilieus bedient: Während Skinheads und organisierte neonazistische Schlägertrupps wie die Russkoe Nacionalnoe Edinstvo (Russische Nationale Einheit) bei der Arbeiterjugend und Berufsschülern rekrutieren, erreicht Eduard

Gruppierung/en	Charakteristika der Zielgruppen	Altersspanne
Skinheadgruppen	Schüler, Berufsschüler und junge Arbeiter in den Metropolen und Provinzhauptstädten	Ca. 13-19 ⁴⁹
Neonazistische Parteien (z.B. RNE)	Arbeiter, Angestellte, Militärangehörige und Arbeitslose der Provinzhauptstädte ⁵⁰	Ca. 18-40
National-Bolschewistische Partei	Oberschüler, Studenten und Universitätsabsolventen in den Metropolen und Universitätsstädten ⁵¹	Ca. 16-30
Liberal-Demokratische Partei	Berufsschüler, Studenten und Angestellte in kleinen Provinzstädten, Militärangehörige (Clark 1995)	Ab ca. 18
Internationale Eurasische Bewegung	Studenten, Promovenden und Intelligenzija in den Metropolen und Provinzhauptstädten Russlands, Zentralasiens und des Kaukasus	Ab ca. 20

Tabelle 2: Profil der Zielgruppen der verschiedenen rechtsextremen kollektiven Akteure im postsowjetischen Russland

Limonovs National-Bolschewistische Partei oppositionell eingestellte russische Oberschüler und Studenten. Neben diesen nicht nur extrem nationalistischen, sondern auch klar regierungsfeindlich eingestellten Gruppierungen agieren auch explizit proputinische kryptofaschistische Organisationen wie Vladimir Žirinovskijs sogenannte Liberal-Demokratische Partei Russlands, die bei der ethnisch russischen Jugend der kleinen russischen Provinzstädte Anhang findet, oder Dugins Internationale Eurasische Bewegung, die durch Einflussnahme auf antiwestlich eingestellte Universitätsabsolventen und junge Intellektuelle auch nicht-russischer Herkunft den Diskurs der Geisteswissenschaften und Medien sowohl in Russland als auch anderen Staaten der ehemaligen Sowjetunion nach rechts zu verschieben sucht.

Obwohl Dugin für den russischen Durchschnittsbürger bisher kaum eine bekannte Figur sein dürfte, ist er im heutigen Russland bereits ein „Hauptanbieter“ auf, wie es Thomas Metzger nennt, „dem ideologischen Marktplatz“, dem Fluss von Informationen und Ideen, inklusive solcher, die den Staat bewerten und kritisieren. Dies schließt nicht nur die

unabhängigen Massenmedien, sondern auch das weite Feld der autonomen kulturellen und intellektuellen Aktivitäten ein: Universitäten, Denkfabriken, Verlagshäuser, Theater, Filmemacher sowie künstlerische Vorstellungen und Netzwerke. (Diamond 1999, S. 222)

Die europäische „Neue Rechte“, allen voran die französische „Nouvelle Droite“, versucht – inspiriert durch die berühmte Theorie Gramscis – nun bereits seit Jahrzehnten mit nur begrenztem Erfolg, die Vorherrschaft anthropozentrischer, kosmopolitischer und antielitärer Axiome im Mainstream des westeuropäischen politischen Denkens zu unterminieren (Fröchling/Gessenharter 1995; Demirovic 1990; Pfahl-Traughber 1992). Dagegen scheinen Dugin und einige weitere ähnlich ausgerichtete Publizisten Russlands heute eine reelle Chance zu haben, die nachwachsende kulturelle, akademische und politische postsowjetische Elite auf den Weg einer neuen radikal antiwestlichen Utopie zu lenken.⁵²

ENDNOTEN

¹ Eine ebenfalls nur teilweise berechnete Vereinnahmung des Eurasismusbegriffs findet sich schon bei dem neorassistischen Ethnogeographen Lev Gumilëv (1912–1992), auf den die „Neoeurasier“ sich häufig berufen. Siehe Kochanek 1998; Larjuël 2001.

² Die Verwirrung um diese Begriffe spiegelt sich auch in deutschsprachigen Untersuchungen wieder, so etwa bei Wehrschütz 1996; Fischer 1998; Kleineberg/Kaiser 2001.

³ Siehe zum wachsenden heutigen russischen Antiamerikanismus Shlapentokh 2001; Gudkov 2002.

⁴ Siehe zum Beispiel die unterschiedlichen Kon- und Denotationen des Begriffs in den Arbeiten von Dabmer (1963), Schüdekopf (1972), Dupeux (1985), Agursky (1987), van Ree (2001), Brandenberger (2002) und Umland (2006b).
5 Ähnliche Einschränkungen gelten für Rossmans (2002) Formel „geopolitischer Antisemitismus“ für die „neoeurasische“ Ideologie.

⁶ Ich folge damit in gewisser Hinsicht dem Vorgehen von Mischba Gabowitsch (2003), der den Begriff „Nationalpatriotismus“ ebenfalls in erster Linie aufgrund der Selbstbezeichnung der damit gemeinten Personenkreise Russlands und auch stets in Anführungszeichen gebraucht.

⁷ Eine ausführliche Darstellung des russischen gesamtpolitischen Kontextes sowie möglicher historischer Vergleichsrahmen findet sich in Umland 2002a. Eine überarbeitete Version dieses Working Papers war Grundlage für einen ähnlich getitelten Zeitschriftenaufsatz (Umland 2002c). Da an dem letztgenannten Text durch die Redaktion von „Demokratizatsiya“ eine Reihe nichtautorisierter, entstehender Änderungen nach Korrektur der Druckfahnen vorgenommen wurden, bin ich dankbar, hier einen Teil dieses Aufsatzes nach Überarbeitung und mit Ergänzungen nochmals vorstellen zu können.

⁸ Siehe auch Umland 2003a, 2004a, 2004b, 2004c.

⁹ Informative Überblicke zur Entwicklung der postsowjetischen russischen extremen Rechten insgesamt und hervorragende Einschätzungen von Dugins Rolle in diesem Zusammenhang bieten Allensworth (1998), Shenfield (2001) und Rossman (2002).

¹⁰ Weitere von Dugin redigierte Zeitschriften waren u.a. „Milyj Angel“, „Evrazijskoe vtorženie“ und „Evrazijskoe obozrenie“ (siehe unten). Zahlreiche Artikel von Dugin aus den Jahren 1994–1998 finden sich in der NBP-Zeitung „Limonka“.

¹¹ Dies lag nicht zuletzt an den regelmäßigen Beiträgen von oder zu westlichen rechtsextremistischen Autoren der Zwischen-

und Nachkriegszeit, die in Dugins Zeitschriften und Büchern erschienen. Einige russische rechtsextremistische Publikationsorgane werden miteinander verglichen in Umland 1995.

¹² Zur Bedeutung des Begriffs des „Groupuscule“ für die Konzipierung bestimmter organisatorischer Spielarten von Rechtsextremismus, siehe Griffin 2002. Eine empirisch informative, jedoch nicht in jeder Hinsicht konzeptionell konsequente Anwendung des Groupuscule-Konzepts auf die NBP und „Arktogeja“ findet sich bei Mathyl 2002f.

¹³ Der offizielle Titel des Instituts, das von Dugin geleitet wurde, war: Sektion für geopolitische Expertisen des Experten- und Konsultativrates für Probleme der nationalen Sicherheit beim Vorsitzenden der Staatsduma der Föderationsversammlung der Russländischen Föderation.

¹⁴ So hatte zum Beispiel die von Dugin redaktierte und mit einem Nachwort versehene russische Ausgabe von Evolas „Heidnischem Imperialismus“ (1994, S. 168) angeblich eine Auflage von 50.000.

¹⁵ Untertitel: Nauka o zagovorach, tajnych obščestvach i okkul'tnoj vojne [Wissenschaft von den Verschwörungen, geheimen Gesellschaften und vom okkulthen Krieg].

¹⁶ Untertitel: Opyt ariosofskogo issledovanija [Ergebnisse einer ariosophischen Untersuchung].

¹⁷ Diese Zahl stammt aus: Èlementy, Nr. 8/1996–1997, S. 111. Möglicherweise handelt es sich um eine Verwechslung und es existiert keine zweite Auflage dieses Buches.

¹⁸ Elemente. Eurasische Rundschau.

¹⁹ Einer der bestinformiertesten westliche Beobachter des russischen Rechtsextremismus der neunziger Jahre, Stephen Shenfield (2001, S. 291), gibt die Zahl 2.000 an.

²⁰ Das Impressum dieser Ausgabe gibt nicht, wie gewöhnlich, die Auflagenstärke an.

²¹ Die Ziele und Aufgaben unserer Revolution.

²² Die Metaphysik der Froben Botschaft. Orthodoxe Esoterik.

²³ Die Tempelritter des Proletariats. Untertitel: Nacional-bol'shevizm i iniciacija [Nationalbolschewismus und Initiation].

²⁴ Untertitel: Geopolitičeskoe buduščee Rossii [Russlands geopolitische Zukunft].

²⁵ Untertitel: *Myslít' prostranstvom* [Räumlich Denken]. Diese dritte Auflage des Buches wurde durch einen zweiten Teil ergänzt. Siehe Ingram, Alexander Dugin, S. 1032.

²⁶ Untertitel: *Èschatologija i tradicija* [Eschatologie und Tradition].

²⁷ Der Inhalt des Bandes ist identisch mit demjenigen des Almanachs „*Milij Angel*“, Nrn. 3 & 4.

²⁸ Untertitel: *Strategičeskie perspektivy razvítija Rossii v XXI veke* [Strategische Perspektive der Entwicklung Russlands im 21. Jahrhundert].

²⁹ Untertitel: *Puti Absoluta. Metafizika Blagoy Vesti. Misterii Evrazii* [Die Wege des Absoluten. Die Metaphysik der Frohen Botschaft. Mysterien Eurasiens].

³⁰ Teile des Buches waren bereits zuvor als Einzelpublikationen erschienen.

³¹ Weitere Ausgaben dieses zeitweiligen Organs des Dugin-Zirkels erschienen über einen längeren Zeitraum als Beilagen zu *Prochanovs Wochenzeitung „Zavtra“* (Morgiger Tag). Ihre Zirkulation waren somit mit den erheblichen Auflagenzahlen von „*Zavtra*“ identisch.

³² Einige der Printversionen der „Eurasischen Rundschau“ geben nicht die Nummer der jeweiligen Ausgabe, sondern stattdessen den Untertitel „*specialnyj vypusk*“ (Sonderausgabe) an. Die elektronischen Versionen dieser unregelmäßig erscheinenden Zeitung sind jedoch durchnummeriert und wurden der WWW-Seite <http://eurasia.com.ru> entnommen.

³³ Der eurasische Weg als nationale Idee.

³⁴ Die Evolution der paradigmatischen Grundlagen der Wissenschaft.

³⁵ Philosophie des Traditionalismus.

³⁶ Der eurasische Weg als nationale Idee.

³⁷ Erschienen bei dem berühmten Verlagshaus „*Jauza-Èkсмо*“, welches viele russische rechtsextremistische Texte publiziert.

³⁸ Die eurasische Mission Nursultan Nazarbajev. Erschienen bei ROF „*Evrazija*“.

³⁹ Erschienen bei „*Jauza-Èkсмо*“.

⁴⁰ Die Fragezeichen hinter einigen Auflagenzahlen bedeuten, dass diese Zahlenangaben zwar quellengestützt sind, deren

Richtigkeit jedoch angezweifelt wird. Für ergänzende Informationen und eventuelle Korrekturen zu dieser Tabelle wäre ich dankbar: andreas.umland@stanfordalumni.org.

⁴¹ Es ist wahrscheinlich, dass das Projekt von dem damals wichtigsten „Polittechnologen“ (ein russischer Neologismus) des Kremls, Gleb Pavlovskij, zumindest mitentwickelt wurde. Siehe Kolesnikov 2000, S. 3. Der Autor bedankt sich bei Robert C. Otto für den Hinweis auf diese Verbindung.

⁴² Diese Personen könnten zum Beispiel durch den Kreml angewiesen worden sein, Dugins Organisation beizutreten. Oder sie könnten „Eurasien“ als soziale Aufstiegsmöglichkeit sowie Forum für ihre Öffentlichkeitsarbeit und weniger als eine Bewegung ansehen, die vollständig ihrer Weltsicht und ihrem politischen Streben entspricht. Siehe Ševčenko 2001; Radyševskij 2001; Nechorošev 2001; Yasmann 2001.

⁴³ Es verwundert in diesem Zusammenhang auch nicht, dass Panarin den erwähnten Chefideologen der französischen „Neuen Rechten“, Alain de Benoist, affirmativ zitiert (2002b, S. 226, 355, 2002c, S. 152). Auf diese Weise wird der heutige intellektuelle westeuropäische Rechtsextremismus russischen Politologiestudierenden in vom Bildungsministerium der RF ausdrücklich empfohlenen „Lehrbüchern“ nahegebracht. Zu de Benoist Griffin 1994, 2002b, 2000G; Bar-On 2000; Spektorovskij 2003.

⁴⁴ <http://evrazia.org/modules.php?name=News&file=article&sid=1508>.

⁴⁵ Siehe der Abschnitt „*Neoevrazijstvo*“ in <http://eurasia.com.ru/stenogramma.html>.

⁴⁶ Bagramov ist ein ehemaliges Mitglied des Zentralkomitees der KPdSU und Redakteur der Zeitschrift „*Evrazija. Narody, kul'tury, religii*“ (Eurasien. Völker, Kulturen, Religionen). Laruelle 2000.

⁴⁷ Eine Ausnahme bildete Dmitrij Rjurikov, der anscheinend 2001 Mitglied des Zentralrates der „*Evrazija*“-Bewegung wurde. Rjurikov war in den Neunzigern außenpolitischer Berater Boris El'cin's und zur Zeit der Gründung von „*Evrazija*“ Botschafter der RF in Uzbekistan.

⁴⁸ <http://www.evrazia.org/modules.php?name=News&file=article&sid=1636>. Ein hier nicht thematisierter weiterer, womöglich wichtiger Aspekt sind Dugins Verbindungen nach Tschetschenien. Siehe hierzu Mühlfried 2004.

⁴⁹ <http://www.fsmonitor.com/stories/022704Bigotry.shtml>.

⁵⁰ In seiner tiefeschürfenden Analyse der RNE schreibt Shenfield (2001, S. 167): „Ein eher sensibler Punkt für die RNE-Führung war die Unterrepräsentation der hochgebildeten Bevölkerungs-

teile unter den Mitgliedern und Unterstützern der RNE. Die RNE war nicht gänzlich abwesend an Russlands Universitäten, wie die *Abteilung für das Training nationaler Kader* an der Wolgograder Staatlichen Universität indiziert; aber sogar solche Studenten, die faschistische orientiert sind, ziehen es vor, Organisationen beizutreten, die in intellektueller Hinsicht mehr zu bieten haben, so wie etwa die National-Bolschewistische Partei.“

⁵¹ In seiner Analyse der NBP schreibt Shenfield (2001, S. 190): „Die *nachboly*, wie sie sich selbst nennen, sind überwiegend jung. Sie schließen nicht nur arbeitslose Jugendliche und die Arbeiterjugend sowie einige politisierte Skinheads ein, sondern auch viele Studenten, eine signifikante Anzahl von Ingenieuren und andere hochgebildete Jugendliche. Viele junge Rekruten werden von der künstlerischen, literarischen und intellektuellen Kreativität angezogen, die die Parteizeitung *„Limonka“* zum mit Abstand interessantesten und (in ‚patriotischen‘ Zirkeln) populärsten der russischen faschistischen Periodika macht.“

⁵² Es irritiert, dass sich Teile der deutschen Alternativ- und Kulturszene in besonderer Toleranz gegenüber Dugins dubioser Gefolgschaft üben. Siehe Heitwagen 2002; MM 1998; Mathyl 2002a, 2002b, 2002g; Liske o.D.; Hahn 2002b, o.D.; Indymedia-Russland und die Neue Rechte o.D.

LITERATURVERZEICHNIS

Afanasjew, Walerij (2001). *Nichtmarxistische russische Geschichtsphilosophie des 19. und 20. Jahrhunderts am Beispiel der slawophilen und eurasischen Philosophie*, Phil. Diss., Freie Universität Berlin.

Agursky, Mikhail (1987). *The Third Rome. National Bolshevism in the USSR*, Boulder, CO.

Allensworth, Wayne (1998). *The Russian Question. Nationalism, Modernization, and Post-Communist Russia*, Lanham, MD.

Bar-On, Tamir (2000). *The Ambiguities of the Nouvelle Droite, 1968-1999*, in: *The European Legacy*, 6(3), 333-351.

Bazbanov, V.A. (1999). *A Note on A.S. Panarin's Revansh istorii*, in: *Europe-Asia Studies*, 51(4), 705-708.

Bajsswenger [Beisswenger], Martin (2004): „*Konservativnaja revoljutsija* v Germanii i dviženie „evrazijcev“ – točki soprikošenovjenja, in: A.Ju. Minakov, Hg.: *Konservativizm v Rossii i v mire* 3. Voronež: VorGU, S. 49-73, http://www.nd.edu/~mbeisswe/Martin%20Beisswenger_'Konservativnaia%20revoljutsija%20

[Ov%20Germanii%20i%20dviženie%20'EvrAziitsev'.doc](http://www.nd.edu/~mbeisswe/Ov%20Germanii%20i%20dviženie%20'EvrAziitsev'.doc).

Berman, Ilan (o.D.). *Slouching Toward Eurasia?* <http://www.wu.edu/iscip/voll2/berman.html>.

Berman, Ilan (2005). *Ideologue of Empire*, in: *The Wall Street Journal*, 3. November, http://www.fightingterror.org/views/berman_051103.cfm.

Berman, Sheri (1997). *Civil Society and the Collapse of the Weimar Republic*, in: *World Politics*, 49(3), 401-429.

Böss, Otto (1961). *Die Lehre der Eurasier. Ein Beitrag zur russischen Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts*, Wiesbaden.

Brandenberger, David (2002). *National Bolshevism. Stalinist Mass Culture and the Formation of Modern Russian National Identity, 1931-1956*, Cambridge, MA.

Clark, T.D. (1995). *The Zhirinovskiy Electoral Victory. Antecedence and Aftermath*, in: *Nationalities Papers*, 23(4), 767-778.

Clover, Charles (1999). *Dreams of the Eurasian Heartland*, in: *Foreign Affairs*, 78(2), 9-13.

Cremeret, Jean (1999). *Für eine Allianz der „Roten“ und der „Weißen“. Zwischen Metapolitik und Geopolitik: Zur Durchdringung Osteuropas durch die „Neue“ Rechte*, in: Jean Cremeret/Felix Krebs/Andreas Speit: *Jenseits des Nationalismus. Ideologische Grenzgänger der „Neuen Rechten“: Ein Zwischenbericht*, Hamburg/Münster, 91-120.

Cymburskij, V.L. (1995). „*Novye pravye*“ v Rossii. *Nacional'nye predposylki zaimstvovaniya ideologii*, in: Tatjana I. Zaslavskaja (Hg.): *Kuda idët Rossija? Alternativnyj obščestvenno go razvitijsja*, 2. Bd., Moskau, 472-482.

Dahmer, Helmut (1963). *Was war Nationalbolschewismus?* in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Nr. 5, 293-297.

Demirovic, Alex (1990). *Kulturelle Hegemonie von rechts. Antonio Gramsci – gesehen von der „nouvelle droite“*, in: *Die neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte*, 37(4), 352-357.

Diamond, Larry (1999). *Developing Democracy. Towards Consolidation*, Baltimore/London.

Dugin, Aleksandr (1997). *Osnovy geopolitiki. Geopolitičeskoe buduščee Rossii*, 1. Aufl., Moskau.

Dugin, Aleksandr (2000). *Osnovy geopolitiki. Mysli i prastranstvom*, 4. Aufl., Moskau.

Dunlop, John B. (1994). *The „Sad Case“ of Igor Shafarevich*, in:

Soviet Jewish Affairs, 24(1), 19–30.

Dunlop, John B. (2001). *Alexander Dugin's Foundations of Geopolitics*, unveröffentlichtes Manuskript, Stanford, CA.

Dupeux, Louis (1985). „Nationalbolschewismus“ in Deutschland 1919–1933. *Kommunistische Strategie und konservative Dynamik*, München.

Evola, Julius (1994). *Jazyčeskij imperializm*, Moskau.

Fischer, Jens (1998). *Eurasismus. Eine Option russischer Außenpolitik?*, Berlin.

Frenkin, Anatolij A. (2000). *Pravoe političeskoe soznanie*, in: *Voprosy filosofii*, Nr. 5, 3–14.

Fröchling, Helmut/Wolfgang Gessenbarter (1995). *Rechtsextremismus und Neue Rechte in Deutschland*, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 24(3), 275–290.

Gabowitsch, Mischa (2003). *Der russische „Nationalpatriotismus“ der Gegenwart und sein Verhältnis zum Kommunismus*, in: Uwe Backes (Hg.): *Rechtsextreme Ideologien in Geschichte und Gegenwart*, Köln/Weimar/Wien, 311–338.

Gärtner, Reinhold (1995). *Rechtsextremismus und Neue Rechte*, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 24(3), 253–262.

Gebhard, Petra (1994). *Eine Brücke zwischen Europa und Asien. Die Lehre der Eurasier in der gegenwärtigen Diskussion um die russische Identität*, unveröffentlichte Magisterarbeit, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Gregor, A. James (1998). *Fascism and the New Russian Nationalism*, in: *Communist and Post-Communist Studies*, 31(1), 1–15.

Gregor, A. James (2000). *The Faces of Janus. Marxism and Fascism in the Twentieth Century*. New Haven/London: Yale University Press 2000,

Griffin, Roger D. (1993). *The Nature of Fascism*, 2. Aufl., London.

Griffin, Roger D. (1994). *Europe for the Europeans. Fascist Myths of the European New Order*, Oxford Brookes University School of Business Occasional Paper, <http://www.brookes.ac.uk/schools/humanities/staff/europ.txt>.

Griffin, Roger D. (Hg.) (1995). *Fascism*, Oxford.

Griffin, Roger D. (2000a). *Interregnum or Endgame? Radical Right Thought in the Post-fascist Era*, in: *Journal of Political Ideologies*, 5(2), 163–178.

Griffin, Roger D. (2000b). *Plus ça change! The Fascist Mindset behind the Nouvelle Droite's Struggle for Cultural Renewal*, in: Edward Arnold (Hg.): *The Development of the Radical Right in France 1890–1995*, London, 237–252.

Griffin, Roger D. (2000c). *Between Metapolitics and Apoliteia. The New Right's Strategy for Conserving the Fascist Vision in the "Interregnum"*, in: *Modern and Contemporary France*, 8(2), 55–53.

Griffin, Roger D. (2002). *From Slime Mould to Rhizome. An Introduction to the Groupuscular Right*, in: *Patterns of Prejudice*, 36(3), 27–50.

Gudkov, Lev (2002). „Ich bässe, also bin ich“. *Zur Funktion der Amerika-Bilder und des Antiamerikanismus in Rußland*, in: *Osteuropa*, 52(8), 997–1014.

Guseynov, Gasan (2000). *Karta našej Rodiny. Ideologema meždu slovom i telom*, Helsinki.

Hagemeyer, Michael (1995a). *The Revival of Eurasianism. Vortrag gehalten auf dem 5. Weltkongress für Mittel- und Osteuropäische Studien*, Warschau, 6.–11. August 1995.

Hagemeyer, Michael (1995b). *Eurasierturn und Nationalismus. Vortrag gehalten auf dem Workshop „Der russische Nationalismus im europäischen Kontext. Wurzeln und Erscheinungsformen“*, Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien, 15.–16. Dezember 1995.

Hahn, Gordon (2002a). *The Rebirth of Eurasianism*, in: *CDI Russia Weekly*, Nr. 215, 12.–18. Juli, <http://www.cdi.org/russia/215-14-pr.cf.m>.

Hahn, Anna (2002b). *Wie böse ist Onkel Bert?* in: *Tageszeitung*, 14. Oktober.

Hahn, Anna (o.D.). *Voll tolerant oder was dürfen sibirische Dorfdeppen singen? Über eine Auseinandersetzung um den Sänger Jegor Letow*, http://www.satt.org/gesellschaft/02_10_le-tow1.html.

Heilwagen, Oliver (2002). *Böse Onkel Wanjas. Russlands faschistische Punks*, in: *Welt am Sonntag*, 31. Juli, <http://www.welt.de/daten/2002/07/31/0731kmu347665.htm>.

Hielscher, Karla (1993a). *Der Eurasismus. Die neoimperiale Ideologie der russischen "Neuen Rechten"*, in: *Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte*, 40(5), 465–469.

Hielscher, Karla (1993b). Die Eurasien-Ideologie. Geschichtsmythen der russischen "Neuen Rechten", in: *Glaube in der 2. Welt*, Nr. 7-8, 25-30.

Ignatow, Assen (1991). Diamat und Eklektizismus. Die neue Fassung der Sowjetphilosophie, in: *Berichte des BIOst*, 11.

Ignatow, Assen (1993). Das postkommunistische Vakuum und die neuen Ideologien. Zur gegenwärtigen geistigen Situation in Rußland, in: *Osteuropa*, 43(4), 311-327.

Ignatow, Assen (1998). Geopolitische Theorien in Rußland heute, in: *Berichte des BIOst*, 17.

Ignatow, Assen (2002). Esoterik als Geschichtsdeutung. Lev Gumilevs "historiosophische" Lehren, in: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte*, 6(1), 13-41.

Indymedia-Russland und die Neue Rechte (o.D.), <http://www.de.indymedia.org/2001/10/8246.shtml>.

Ingram, Alan (2001). Alexander Dugin. Geopolitics and Neo-Fascism in Post-Soviet Russia, in: *Political Geography*, 20(8), 1029-1051.

Kapferer, Norbert (2003). Der „Totale Krieg“ gegen den jüdischen Bolschewismus – Weltanschauliche und propagandistische Einlassungen der NS-Elite und deren Interpretation durch Carl Schmitt, in: Uwe Backes, Hg.: *Rechtsextreme Ideologie in Gegenwart und Geschichte*, Köln/Weimar/Wien, 159-192.

Kleineberg Michael/Markus Kaiser (2001). „Eurasien“ – Phantom oder reales Entwicklungsmodell für Russland? in: *Universität Bielefeld. Fakultät für Soziologie. Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie – Working Paper*, Nr. 338).

Kochanek, Hildegard (1998). Die Ethnienlehre Lev N. Gumilevs. Zu den Anfängen neu-rechter Ideologie-Entwicklung im spätkommunistischen Rußland, in: *Osteuropa*, 48(11-12), 1184-1197.

Kolesnikov, Andrej (2000). Posle podvodnoj lodki. Na katastrofah otrabatyvaetsja informacionnaja politika, in: *Izvestija*, Nr. 161, 29. August.

Kolossov, Vladimir/Rostislav Turovsky (2001). Russian Geopolitics at the Fin-de-siecle, in: *Geopolitics*, 6(1), 141-164.

Kosichkina, Mavra (2001). Putin's New Style. Moderation and Precision Against the Backdrop of a "Soviet Mentality" Renaissance, in: *Politruk*, Nr. 56, 6. Juni, <http://www.vops.ru:8101/chitalka/politruk/en/20010606.shtml>.

Kreitor, Nikolai-Klaus von (1993). Elements of the New Russian Nationalism, in: *Telos*, 26(2[96]), 61-64.

Kreitor, Nikolai-Klaus von (o.D.). Dugin, Russian Geopolitics and the New World Order, in: *Dugin Aleksandr Gel'evich. Diskussija*, <http://www.zhurnal.ru:8085/5/d.duginbio.htm>.

Larjuël, Marlen [Laruella, Marlène] (2000a). Pereosmyslenie imperii v postsovetskom prostranstve. Novaja evrazijskaja ideologija, in: *Vestnik Evrazii – Acta Eurasica*, Nr. 1[8], 5-18.

Laruella, Marlène (2000b). *An Imperial Version of Russian Nationalism. Neo-Eurasianism*, unveröffentlichtes Manuskript, Paris.

Larjuël, Marlen [Laruella, Marlène] (2001). Kogda prisvaivaetsja intellektual'naja sobstvennost', ili o protivopozhnosti L.N. Gumileva i P.N. Savickogo, in: *Vestnik Evrazii – Acta Eurasica*, Nr. 4[15], 5-19.

Larjuël, Marlen [Laruella, Marlène] (2004). Ideologija russkogo evrazijsztva ili Mysli o veličii imperii. Moskau.

Larjuël, Marlen [Laruella, Marlène] (2005). Aleksandr Dugin, ideologičeskij posrednik, in: Aleksandr Verchovskij, Hg.: *Cena nenavisti. Nacionalizm v Rossii i protivodejstvie rasistskim prestuplenijam*, Moskau, 226-253.

Latyševa, Marina (2001). Putin i bezdna, in: *Versija*, Nr. 19, 29. Mai – 4. Juni, <http://www.agentura.ru/text/press/2001/bezdna.txt>.

Levkín, Andrej (2001). Čto takoe „Evrazija“, každyj (poka?) ponimaet po svoemu, <http://www.smi.ru/2001/04/24/988131062.html>.

Lichačev, Vjačeslav (2002). *Nacizm v Rossii*, Moskau.

Lichačev, Vjačeslav (2003). Rossijskie musul'mane i antisemitizm, in: *Evrei Evrazii*, Nr. 1[2], 4-12.

Lichačev, Vjačeslav und Pribyl'ovskij, Vladimir, Hgg. (2005). *Russkoe Nacional'noe Edinstvo, 1990-2000. V 2-ch tomach (Soviet and Post-Soviet Politics and Society 10)*. Stuttgart/Hannover.

Liske, Markus (o.D.). *Von lächerlichen Faschisten und lustigen Dichtern. Kein Ende im Berliner Lesebühnenstreit*, <http://www.clubexistentialiste.com/markus/kaminer.html>.

Ljuks [Luks], Leonid (1996). Evrazijsztvo i konservativnaja revolucija. Soblazn' antizapadničestva v Rossii i Germanii, in: *Voprosy filosofii*, Nr. 6, 57-69.

Ljuks [Luks], Leonid (2000). "Tretij put", ili Nazad v Tretij rejch? in: *Voprosy filosofii*, Nr. 5, 33-44.

- Ljuks [Luks], Leonid (2002). *Tretij Rim? Tretij Rejch? Tretij put? Istoričeskie očerki o Rossii, Germanii i Zapade*, Moskau. *World*, Nr. 45, http://www.nadir.org/nadir/periodika/jung-le_world/_2002/45/29a.htm.
- Ljuks [Luks], Leonid (2004). *Zametki o „revolucionno-traditionalistskoj“ kul'turnoj modeli „evrazijcev“*, in: *Forum novejšej vostočnoevropejskoj istorii i kul'tury*, 1(2), <http://www1.ku-eichstaett.de/ZIMOS/forum/docs/8Evrazijcy.pdf>.
- Luks, Leonid (1986). *Die Ideologie der Eurasier im zeitgeschichtlichen Zusammenhang*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 34, 374–395.
- Luks, Leonid (2000). *Der „Dritte Weg“ der „neo-eurasischen“ Zeitschrift „Elementy“ – zurück ins Dritte Reich?*, in: *Studies in East European Thought*, 52(1–2), 49–71.
- Luks, Leonid (2002). *Zum „geopolitischen“ Programm Aleksandr Dugins und der Zeitschrift Elementy – eine manichäische Versuchung?* in: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte*, 6(1), 43–58.
- Luks, Leonid (2004). *Eurasien aus neototalitärer Sicht – Zur Renaissance einer Ideologie im heutigen Rußland*, in: *Totalitarismus und Demokratie*, 1(1), 63–76.
- Luks, Leonid (2005). *Der russische „Sonderweg“? Aufsätze zur neuesten Geschichte Russlands im europäischen Kontext (Soviet and Post-Soviet Politics and Society 16)*. Stuttgart/Hannover.
- Lošak, Andrej (2005). *Partii zelënych*, in: *Ogonëk*, Nr. 41, 18–26.
- Mathyl, Markus (1997–1998). *„Die offenkundige Nisse und der rassenmäßige Feind“. Die National-Bolschewistische Partei als Beispiel der Radikalisierung des russischen Nationalismus*, in: *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik*, 9(2), 7–15; 10(1), 23–36.
- Mathyl, Markus (2000). *Das Entstehen einer nationalistischen Gegenkultur im Nachperestrojka-Rußland*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*, 9, 68–107.
- Mathyl, Markus (2001). *Alexander Dugin and the National-Bolshevik Party. Between the Search for a “Russian Socialism” and International Fascism*. Vortrag gehalten auf der 33. Jahrestagung der American Association for the Advancement of Slavic Studies, Arlington, Virginia, 15.–18. November.
- Mathyl, Markus (2002a). *Der „unaufhaltsame Aufstieg“ des Aleksandr Dugin. Neo-Nationalbolschewismus und Neue Rechte in Russland*, in: *Osteuropa*, 52(7), 885–900.
- Mathyl, Markus (2002b). *Grenzenloses Eurasien*, in: *Jungle World*, Nr. 45, http://www.nadir.org/nadir/periodika/jung-le_world/_2002/45/29a.htm.
- Mathyl, Markus (2002c). *Die Konstruktion eines Feindes. Antisemitismus und Antiamerikanismus in Aleksandr Dugins Neo-Nationalbolschewismus. Vortrag gehalten auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde e.V. „Vorurteile als politische Barrieren“, Göttingen, 7.–8. März.*
- Mathyl, Markus (2002d). *Die größte weiße Nation Europas – Geburt des Nationalismus aus dem Geist der Pop-Kultur. Wie der russische Schriftsteller und Politiker Eduard Limonow die Herzen der Jugendlichen erobert*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 30. September.
- Mathyl, Markus (2002f). *The National-Bolshevik Party and Arctogaia. Two Neo-Fascist Groupuscules in the Post-Soviet Political Space*, in: *Patterns of Prejudice*, 36(3), 62–76.
- Mathyl, Markus (2002g). *Helden-Krieger. Wie Alina Wituchnowskaja die deutschen Medien blendet*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 26. November.
- Mathyl, Markus (2004). *The National-Bolshevik Party and Arctogaia. Two Neo-fascist Groupuscules in the Post-Soviet Political Space*, in: Roger D. Griffin/Matthew Feldman (Hgg.): *Fascism. Volume V: Post-war Fascisms (Critical Concepts in Political Science)*, London, 185–200.
- Mišin, Andrej (2000). *Geopolitika i ezoterika. Kto vy gospodin Dugin*, <http://www.raven.kiev.ua/DOSSIER/7.2000/dugin.htm>.
- MM (1998). *Der Auftritt des Ex-Anarchisten D. Kostenko in Berlin*, <http://www.partisan.net/archive/trend/trend98/dies-das/i2698.html>.
- Mühlfried, Florian (2004). *„Tradition“ und „Moderne“ postsozialistisch. Konferenzbericht „Closed Society and Open Society: Conflict and Dialogue“ in Moskau vom 23.– 28.11.2003*, in: *journal-ethnologie*, Nr. 1, www.journal-ethnologie.de.
- Naarden, Bruno (1996). *“I am a genius, but no more than that“. Lev Gumilev (1912–1992), Ethnogenesis, the Russian Past and World History*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 44, 54–82.
- Nechorosev, Grigorij (2001). *„Evrazicy“ rešili operet'sja na Vladimira Putina*, in: *Nezavisimaja gazeta*, Nr. 73, 24. April.
- Neulen, Hans Werner (1980). *Europafaschismus und der Zweite Weltkrieg. Europas verratene Söhne*, München.
- N.N. (2001). *Indymedia-Russland und die Neue Rechte*, <http://www.de.indymedia.org/2001/10/8246.shtml>.

Oittinen, Vesa (1994). Eurasismus – eine Integrationsideologie für Rußland? in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Nr. 11, 1379–1386.

OPOD „Evrazija“ (Hg.) (2002). *Russkaja pravoslavnaia cerkov' v prostranstve Evrazii. Materialy VI Vsemirnogo russkogo narodnogo sobora, Moskau.*

Panarin, Aleksandr S. (2001). *Pravoslavnaia civilizacija v global'nom mire*, in: *Evrazijskoe obozrenie*, Nr. 4, 11. Dezember, 4–5, <http://eurasia.com.ru/ea/4-5.html>.

Panarin, Aleksandr S. (2002a). *Ontologija terrora*, in: Natalija Melent'eva (Hg.): *Geopolitika terrora. Geopolitičeskie posledstvija terrorističeskich aktov v SŠA 11 sentjabrja 2001 goda, Moskau*, 45–51.

Panarin, Aleksandr S. (2002b). *Politologija. Učebnoe posobie, Moskau.*

Panarin, Aleksandr S. (2002c). *Global'noe političeskoe prognozirovanie, Moskau.*

Paradowski, Ryszard (1999). *The Eurasian Idea and Leo Gumilëv's Scientific Ideology*, in: *Canadian Slavonic Papers*, 41(1), 19–32.

Payne, Stanley G. (2001). *Geschichte des Faschismus. Aufstieg und Fall einer europäischen Bewegung*, Berlin.

Pedabzur, Ami/Leonard Weinberg (2001). *Modern European Democracies and Its Enemies. The Threat of the Extreme Right*, in: *Totalitarian Movements and Political Religions*, 2(1), 52–72.

Pfabl-Traughber, Amin (1992). „Gramscismus von rechts“? Zur Gramsci-Rezeption der Neuen Rechten in Frankreich und Deutschland, in: *Blick nach rechts*, Nr. 21, 28. September, 3–5.

Pfabl-Traughber, Armin (1998). *Konservative Revolution und Neue Rechte. Rechtsextremistische Intellektuelle gegen den demokratischen Verfassungsstaat*, Opladen.

Schüddekopf, Otto-Ernst (1972). *Nationalbolschewismus in Deutschland 1918–1933*, Frankfurt/M.

Radyševskij, Dmitriij (2001). *Sojuz ravvinov s kazakami*, in: *Moskovskie novosti*, Nr. 15, 10. April, 13.

Ree, Erik van (2001). *The Concept of "National Bolshevism". An Interpretative Essay*, in: *Journal of Political Ideologies*, 6(3), 289–307.

Report (2005) by Mr Alvaro Gil-Robles, Commissioner for

Human Rights, on his Visit to the Russian Federation 15 to 30 July 2004, 19 to 29 September 2004, Strasbourg.

Rogachevski, Andrei (2004). *A Biographical and Critical Study of Russian Writer Eduard Limonov (Studies in Slavic Language and Literature 20)*, Lewiston, NY.

Rosenthal, Bernice Glatzer (1997). *Political Implications of the Early Twentieth-Century Occult Revival*, in: Bernice Glatzer Rosenthal (Hg.): *The Occult in Russian and Soviet Culture*, Ithaca, 379–418.

Rossmann, Vadim (2002). *Russian Intellectual Antisemitism in the Post-Communist Era*. Lincoln, NE.

Šatilov, A.B. (1996). *Geopolitičeskaja model' klasičeskogo Evrazijs'tva i ee sovremennye mifologičeskie interpretacii*, in: A.P. Logunov/T.V. Evgen'eva (Hgg.): *Sovremennaja političeskaja mifologija. Soderžanie i mehanizmy funkcionirovanija, Moskau*, 78–90.

Šerman, Aleksandr (o.D.). *Vstupim v real'nost' stol' udivitel'nuju, čto malo ne pokažetsja. Interv'ju s Aleksandrom Duginym (Nacional-bol'sevistskaja partija)*, <http://www.zburnal.ru:8085/5/duginsh.htm>.

Ševčenko, Maksim (2001). *Podderživaet li Patriarchija radikal'nych sionistov?* in: *Nezavisimaja gazeta. Religii*, Nr. 8, 25. April, 1.

Shenfield, Stephen D. (2001). *Russian Fascism. Traditions, Tendencies, Movements*, Armonk, NY.

Shlapentokh, Dmitry V. (1997). *Eurasianism. Past and Present*, in: *Communist and Post-Communist Studies*, 30(2), 129–151.

Shlapentokh, Dmitry V. (2001). *Russian Nationalism Today. The Views of Alexander Dugin*, in: *Contemporary Review*, 279(1626), 29–37.

Shlapentokh, Vladimir (2001). *Russian Attitudes toward America. A Split between the Ruling Class and the Masses*, in: *World Affairs*, 164(1), 17–23.

Victor Shnirelman/Sergei Panarin: *Lev Gumilev. His Pretensions as a Founder of Ethnology and his Eurasian Theories*, in: *Inner Asia*, Bd. 3, Nr. 1/2001, S. 1–18.

Siegl, Elfie (2005). *Fremdenfeindlichkeit und Rassenhass in Russland*, in: *Russlandanalysen*, Nr. 75, 2–4.

Spektorowski, Alberto (2003). *The New Right. Ethno-regionalism, Ethno-pluralism and the Emergence of a Neo-fascist*

"Third Way", in: *Journal of Political Ideologies*, 8(1), 111–130.
 Stroev, Valerij (2002). *Analitiki o evrazijstvo*, in: *Evrazijsko obozrenie*, Nr. 5, 11. Februar, 2.

Tarasov, Aleksandr (2003). Die Skinhead-Bewegung in Russland. Hintergründe ihres Aufschwungs, in: *Berliner Debatte Initial*, Nr. 3, 93–100.

Tichonravov, Ju.V. (2000). *Geopolitika. Učebnoe posobie*, Moskau.

Tsygankov, Andrei P. (1997). From Internationalism to Revolutionary Expansionism. The Foreign Policy Discourse of Contemporary Russia, in: *Mersbon International Studies Review*, 41(2), 247–268.

Tsygankov, Andrei P. (1998). Hard-line Eurasianism and Russia's Contending Geopolitical Perspectives, in: *East European Quarterly*, 32(3), 315–324.

Tsygankov, Andrei P. (2003). Mastering Space in Eurasia. Russia's Geopolitical Thinking after the Soviet Break-up, in: *Communist and Post-Communist Studies*, 36(1), 101–127.

Umland, Andreas (1994). Vladimir Shirinowskij in der russischen Politik. Einige Hintergründe des Aufstiegs der Liberal-Demokratischen Partei Rußlands, in: *Osteuropa*, 44(12), 1117–1131.

Umland, Andreas (1995). Die Sprachprobe des russischen Revanchismus, in: *Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte*, 42(10), 916–921.

Umland, Andreas (1997). The Post-Soviet Russian Extreme Right, in: *Problems of Post-Communism*, 44(4), 53–61.

Umland, Andreas (2002a). Toward an Uncivil Society? Contextualizing the Recent Decline of Extremely Right-Wing Parties in Russia, in: *Weatherhead Center for International Affairs Working Paper Series*, Nr. 3, http://www.wcfia.harvard.edu/papers/555_Toward_An_Uncivil_Society.pdf.

Umland, Andreas (2002b). Russischer Rechtsextremismus im Lichte der jüngeren empirischen und theoretischen Faschismusforschung, in: *Osteuropa*, 52(3), 901–913.

Umland, Andreas (2002c). Toward an Uncivil Society? Contextualizing the Recent Decline of Parties of the Extreme Right Wing in Russia, in: *Demokratizatsiya. The Journal of Post-Soviet Democratization*, 10(3), 362–391.

Umland, Andreas (2002d). Oficial'nyj sovetskij antisemitizm poslestatinskogo perioda, in: *Pro et Contra*, 7(2), 158–168,

<http://pubs.carnegie.ru/p&#c/vol7-2002/2/pdf/v7n2-11.pdf>.

Umland, Andreas (2003a). Formirovanie fašistskogo „neoevrazijskogo“ intellektual'nogo dvizenija v Rossii. Put' Aleksandra Dugina ot marginal'nogo ekstremista do ideologa postsovetskij akademičeskoj i političeskoj elity, 1989–2001 gg., in: *Ab Imperio*, Nr. 3, 289–304.

Umland, Andreas (2003b). Die rechtsextremistische APO im heutigen Russland. Ultrationalistische Denkfabriken als Bestandteil der postsowjetischen „unzivilen Gesellschaft“, in: *Vera Haney/Michael Wegner/Andrea Jabn* (Hgg.): *Russland: ein starker Staat?* (Europäisches Denken 3), Jena, 123–143.

Umland, Andreas (2004a). Kulturhegemoniale Strategien der russischen extremen Rechten. Die Verbindung von faschistischer Ideologie und gramscistischer Taktik im „Neo Eurasismus“ des Aleksandr Dugin, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 33(4), 437–454.

Umland, Andreas (2004b). Dugin kein Faschist? Eine Erwiderung an Professor A. James Gregor, in: *Erwägen – Wissen – Ethik*, 15(3), 424–426.

Umland, Andreas (2004c). Some Addenda on the Relevance of Extremely Right-Wing Ideas in Putin's New Russia, in: *Erwägen – Wissen – Ethik*, 15(3), 591–593.

Umland, Andreas (2006a). „Konservativnaja revolucija“: imja sobstvennoe ili obščee ponjatije? in: *Voprosy filosofii*, Nr. 2, i.E.

Umland, Andreas (2006b). National Bolshevism, in: *Cyprian Blamires*, Hg.: *World Fascism. A Historical Encyclopedia*, Santa Barbara, CA, i.E.

Verbovskij, Aleksandr (1996). Sobae'ja starost', in: *Novoe vremja*, Nr. 6[2636], 10–12.

Vinkovetsky, Ilya (1996). Eurasianism in Its Time. A Bibliography, in: *Ilya Vinkovetsky/Charles Schlacks, Jr.*, Hgg.: *Exodus to the East. Forebodings and Events. An Affirmation of the Eurasians*, Idyllwild, CA, 143–155.

Webrschütz, Christian F. (1996). Der Eurasismus als Teil der russischen Idee. Zur Renaissance einer Ideologie der zwanziger Jahre, in: *Österreichische Militärische Zeitschrift*, 34(1), 21–30.

Wiederkehr, Stefan (2004). „Kontinent Eurasija“ – Klassischer Eurasismus und Geopolitik in der Lesart Alexander Dugins, in: *Markus Kaiser*, Hg.: *Auf der Suche nach Eurasien. Politik, Religion und Alltagskultur zwischen Russland und Europa*, Bielefeld, 125–138.

Yanov, Alexander (1995). *Weimar Russia – And What We Can*

Do About It, New York, NY.

Yasmann, Victor (2001). *The Rise of the Eurasians, in: The Eurasian Politician, Nr. 4, August, 1.* <http://www.cc.iyu.fi/~aphamala/pe/issue4/yasmann.htm>.

Yasman, Victor (o.D.). *Aleksandr Dugin – Eurasia party founder and chief ideologue of the Russian geopolitical school,* <http://www.rferl.org/specials/russianelection/bio/dugin.asp>.

Žirinovskij, Vladimir/Aleksej Mitrofanov (1993). *Poslednij brošok na jug, 1. Aufl., Moskau.*

Znamenski, Andrej A. (1996). *In Search of the Russian Idea. Igor Šbafarevich's Traditional Orthodoxy, in: European Studies Journal, 31(1), 33–48.*

ZUR POLITISCHEN
SOZIALISATION DER
„GENERATION DER
KRISENGESELLSCHAFT“
IN RUSSLAND
(GEBURTSJAHRGÄNGE 1972
BIS 1980)

3

ZUR POLITISCHEN SOZIALISATION DER „GENERATION DER KRISENGESELL- SCHAFT“ IN RUSSLAND (GEBURTS- JAHRGÄNGE 1972 BIS 1980)

von Nikolay Golovin (St. Petersburg)

1. THEORETISCHE UND METHODISCHE VORGE- HENSWEISE

Die gegenwärtige Generationsforschung in der russischen Gesellschaft ist durch methodische Defizite sowie den Mangel an empirischen Daten geprägt. Empirische Materialien zu Alterskohorten und den Bedingungen ihrer Sozialisation werden meist nicht in Verbindung zur Ausbildung von Generationen gesetzt.

Wir haben für die Abgrenzung politischer Generationen in der jüngsten russischen Vergangenheit und Gegenwart Begriffe polnischer Soziologen genutzt, sowie ein Modell der Sozialisation von Generatio-

nen verwendet, welches historische Etappen und Perioden mit den Jahren der intensiven primären und sekundären Sozialisation von Geburtskohorten verbindet. Dabei sind wir von der These vorrangiger Bedeutung des Jugendalters für die politische Sozialisation ausgegangen. Der polnische Soziologe, Generationenforscher und Anhänger der Tradition qualitativer Forschungen der Stammväter B. Golembiowski definiert im Jugendalter eine Periode gemeinsamer sekundärer Sozialisation der politischen Generation.

Sie betrifft den Zeitabschnitt zwischen dem Jahr, in dem die erste Jahrgangskohorte der Generation 14 Jahre alt wird und dem Jahr, in dem die letzte Jahrgangskohorte der Generation 29 Jahre alt wird (Im Falle Russlands wäre es besser, 28 als Altersgrenze zu nehmen, die obere Grenze des „Komsomolalters“. Der Komsomol war die einzige politische Massenorganisation der Jugend in der UdSSR). Golembiowski definiert die Periode der intensiven sekundären Sozialisation der Generation auch als den Zeitabschnitt zwischen den Jahren, in dem die erste Kohorte der Generation 20 wird, und dem Jahr, in dem die letzte Kohorte der Generation 20 Jahre alt wird. Durch die Bestimmung der Folge ihrer Kohortenkerne erlauben diese Begriffe eine Unterscheidung der politischen Generationen aufgrund ihrer sekundären Sozialisation unter bestimmten Lebensbedingungen und aufgrund der Wirkung bedeutender Ereignisse in der entsprechenden Periode der Nationalgeschichte.

Für die bessere Berücksichtigung des kumulativen Charakters der politischen Sozialisation definieren wir analog dazu die Begriffe der Periode der gemeinsamen primären Sozialisation von Generationen und der Periode ihrer intensiven primären Sozialisation. Mit

Rücksicht auf das russische Schulsystem, das wie überall durch Geschichts- und Literaturunterricht die Funktion von „socialisation methodique“, (Dürkheim) übernimmt, ziehen wir die Altersgrenzen 7 und 13 Jahre (von der Einschulung bis zum Beginn der Oberschule) sowie das Lebensalter von 10 Jahren als Beginn der Periode intensiver politischer Sozialisation während der Schulzeit.

Ausgehend von den Perioden der russischen Geschichte und ihren politischen Wandlungen könnten wir aufgrund der erläuterten Begriffe schon vieles über den Inhalt der politischen Sozialisation entsprechender Geburtskohorten sagen. Dabei wird der Einfluss von Geschichtsperioden mit besonders intensiven politischen Veränderungen, verstanden als Perioden intensiver politischer Sozialisation, berücksichtigt. Wenn die wichtigsten Phasen der Sozialisation von Mitgliedern der Geburtskohorten während dieser Perioden erlebt worden sind, so kann dies zur Formierung neuer politischer Generationen führen.

Doch wäre dies für eine tiefergreifendere Erklärung der Unterschiede in der politischen Sozialisation, selbst unter Berücksichtigung der historischen Aktivitäten der Generationen, ungenügend. Hierfür ist es nötig, die Wirkung von Bedingungen und Ereignissen der Periode, die Wirkung der Geburtskohorten zu trennen und den eigentlichen Kohorteneffekt zu definieren, um so das in der «Age-Period-Cohort-Analysis» (APC-Analysis) bekannte Problem der «Identifizierung von Effekten» zu lösen.

Dabei werden unter dem Kohorten- bzw. Generationeneffekt die Unterschiede in den sozialen und politischen Charakteristika verstanden, die zwischen den Mitgliedern verschiedener Kohorten zu beobachten sind. Sie erklären sich durch unterschiedliche Wahr-

nehmungen der sozialen Realität und der historischen Ereignisse, die in verschiedenen Altersstufen und sozialen Lagen anzutreffen sind. Der Kohorteneffekt äußert sich in der differenzierten Prägung bestimmter Alterskohorten in historischen Perioden, einschließlich der wichtigsten Unterschiede in den Ergebnissen der Sozialisation von Generationen.

Ohne bei dem Problem der analytischen Differenzierung dieser Effekte zu verweilen, welches in der internationalen methodologischen Diskussion diskutiert wird, merken wir, dass der inhaltliche Vergleich der politischen Identität, der Werte, der politischen Einstellungen und des politischen Verhaltens von Generationen, die Aufgabe der korrekten Erklärung des politischen Sozialisationsprozesses im breiten sozialhistorischen Kontext, schon weitgehend übernimmt.

Die Daten über den Prozess der politischen Sozialisation der Kohorten sollten aus unserer Sicht die Besonderheit der historischen Periode und den Inhalt der politischen Sozialisation widerspiegeln. Sie sollten Folgendes beinhalten: (a) die sozioökonomischen und soziodemographischen Charakteristika der Periode; (b) die Daten zum soziopsychologischen Klima in der Gesellschaft; (c) die Analyse der historischen Ereignisse von großer gesellschaftspolitischer Bedeutung; (d) die Ergebnisse der Sozialisation (die Daten über politische Identität, Wertorientierungen, ideologische und parteipolitische Einstellungen, politisches Verhalten, insbesondere das Wahlverhalten) u.v.m. Diese Daten kann man in der kausalen Erklärung der Sozialisationsergebnisse als Explanant (a, b, c) und Explanandum (d) nutzen.

Im Idealfall sollten die Daten (a, b, c) in

Jahresabschnitten strukturiert sein, und die Werte der Sozialisationsergebnisse (d) sollten Panelforschung von Befragten für eine repräsentative Stichprobe für den interessierenden Zeitraum sein, sowie eine jährliche Einteilung nach Forschungsjahren und nach Alter beinhalten. Jedoch ist es in Russland bisher nicht immer möglich, solche Daten zu finden. Deshalb kann heute das praktische Problem der Versorgung mit solchen Daten nur in der folgenden Weise gelöst werden:

1) Durch die Kombination der quantitativen und qualitativen Methode von Datenerhebungen über eine Generation und ihre Interpretation: Man kann quantitative longitudinale Forschung zu klassischen Themen der Politischen Sozialisationsforschung gemäß bestimmter Stichproben betreiben, sowie die Bedingungen und die wichtigsten Ereignisse der historischen Periode analysieren. Des Weiteren kann man z. B. durch biographische Interviews anders nicht zu erhaltende Zeugnisse über die Rolle dieser oder anderer Bedingungen, Situationen und Ereignisse bei der politischen Sozialisation in vergangenen Lebensphasen bekommen.

2) Die Systematisierung der Ergebnisse von verschiedenen Forschungen über die Kohorten derselben Generation in denselben und in unterschiedlichen historischen Perioden und ihre sekundäre Analyse; außerdem neue Forschungen.

3) Das in der gegenwärtigen internationalen methodologischen Diskussion relativ neue und perspektivistische Verfahren der empirischen Datengewinnung longitudinalen Charakters. Es besteht in der Umwandlung von Massenumfragen, die die Information zur Sozialisation beinhalten, in das so genannte «quasi-longitudinale Design», das heißt das Erhalten einer

engen Annäherung an longitudinalen Daten von vorhandenen Massenumfragen ohne bedeutende Kosten und weiterer Differenzierung von Alters-, Perioden- und Kohorteneffekten.

Die oben erwähnten methodologischen Thesen werden, unter Einbeziehung von empirischen Daten, bei der Analyse der Situation der politischen Generationen in Russland in den 1990er Jahren genutzt.¹

2. DIE SITUATION DER POLITISCHEN GENERATIONEN IN DEN 1990ER JAHREN

Aus unserer Sicht ist die isolierte Behandlung der „Generation der Krisengesellschaft“ eine unzulässige Vereinfachung, da andere Generationen aktive Agenten dieser Sozialisation sind. Hieraus folgt die Notwendigkeit einer Analyse des gesamten Generationengefüges Russlands in der betrachteten Periode.

Mit Hilfe des oben erwähnten Modells der Sozialisation von Generationen, welches die Formierungsjahre der Geburtskohortenangehörigen mit den historischen Etappen und Perioden kombiniert und den Berechnungen aufgrund von Begriffen der intensiven primären und sekundären Perioden der politischen Sozialisation, finden wir folgende Generationsstruktur in der russischen Gesellschaft:

Die erste sowjetische Generation (Geburtskohorten 1898-1918) wurde im Laufe des sozialistischen Aufbaues (1918-1939) sozialisiert. Die zweite sowjetische Generation (Geburtskohorten 1919-1933) erlebte ihre Sozialisation unter dem klassischen Stalinismus 1939-1953. Die dritte sowjetische Generation (Geburtskohorten 1934-1964) wurde während der Stabilisierung und der Stagnation der sowjetischen Gesellschaft 1954-84 sozialisiert.

Politische Generation	Kohorten nach Geburtsjahren	Alter 2000	Anzahl 2000 in Mio.	Anzahl 2003 in Mio.
1	2	3	4	5
1. Zeitgenossen des 20 Jht. und der Revolutionen	1898-1902	98 und älter	0,03	-
2. Generation der 1920-30er (die ersten sowjetischen Bürger)	1903-1918	82-97	2,2	1,3
3. Kriegs- und Nachkriegsgeneration	1919-1933	67-81	13,8	12,1
4. Generation des „Tauwetters“ (1960er)	1934-1952	48-66	29,3	28,9
5. Generation der „Stagnation“	1953-1964	36-47	29,2	28,6
6. Generation der Perestroika	1965-1971	29-35	13,6	13,5
7. Generation der Krise	1972-1980	20-28	19,0	19,0
8. Generation der relativen Stabilisierung	1981-1990	10-19	23,7	23,7
9. Kinderkohorten (nicht analysiert)	2000 und früher	0-9	14,7	16,9
Insgesamt		145,5		144,0

Tabelle 1. Struktur der politischen Generationen der russischen Gesellschaft am Ende des 20. - Anfang 21. Jahrhunderts

Drei soziale Generationen in Russland entsprechen den großen Etappen der sowjetischen Geschichte. Sie können in Übereinstimmung mit den Perioden der politischen Geschichte des Landes in politischen Generationen differenziert werden. Im Ergebnis sieht man am Anfang der Periode der relativen Stabilisierung (ab 2000) die Zusammensetzung der politischen Generationen, wie sie unten in der Tabelle 1, Spalten 1-4 dargestellt ist. Die Spalte 5 zeigt, dass sie in den letzten Jahren stabil bleibt (Es ändert sich nur die quantitative Größe von älteren und jüngeren Generationen).

Während der Krisenjahre 1992-2000 sind die Generationen 8 und 7 im Alter der intensiven primären und sekundären politischen Sozialisation, nämlich die 7. (Generation der Krise) ist im Alter der sekundären politischen Sozialisation und die geburtenreiche 8. Generation (die Generation der Stabilisierung) erlebt hauptsächlich ihre primäre politische

Sozialisation.

Die Generationen 7 und 8 zählen um 2000 circa 42,7 Mio Menschen - so groß sind die beiden nachsowjetischen politischen Generationen. Hierzu kann man auch die Kinderkohorten im Alter von 0-9 Jahren (um 2000 14,7 Mio, um 2003 - 16,9 Mio) rechnen, die aus politischer Sicht nicht charakterisiert wurden. Kohorten im primären und sekundären Sozialisationsalter, einschließlich der Kinder, erreichen Anfang 2000 schon eine Anzahl von 57,4 Mio Menschen, das sind fast 40 % der Bevölkerung.

Die älteren Kohorten der Krisengeneration treten in das Arbeitsalter ein, bringen aktiv ihre Werte und Verhaltensnormen in die Gesellschaft ein und wechseln allmählich von ihrer Rolle als Sozialisanden in die Rolle der Sozialisationsagenten über. Noch übernehmen diese Rolle jedoch immer noch hauptsächlich

die politischen Generationen 5 und 6 .

Die 6. Generation – Generation der Perestroika, einschließlich der Kohorten, die die primäre politische Sozialisation in Jahren der „Stagnation“ erlebt hatte, ist die erste Generation, die zu politischer Resozialisation in der „Perestroika“ der 1990er gezwungen wurde.

Auch die geburtenreiche Generation 5 (Generation der „Stagnation“) wurde unter der Perestroika zur Resozialisierung gezwungen. In den mittleren Lebensaltern besetzt sie jetzt die Schlüsselpositionen in der Gesellschaft. Gerade sie hatte sich während ihrer Jugend in den 1960er Jahren allmählich auf die westlichen Lebensstandards umorientiert. Jetzt ist ihre Elite an der Macht und führt die harten kapitalistischen Reformen durch, worunter viele einfache (nicht elitäre) Angehörige dieser Generation leiden.

Somit liegt die Anzahl der wichtigsten Sozialisationsagenten (Generationen 6 und 5) in den Krisenjahren 1992-2000 zusammen bei 42,8 Mio Menschen, welche fast 30% der Bevölkerung ausmachen. Doch sind sie in dieser Rolle nicht besonders wirksam, da sie sich selbst als desorientiert erweisen und nicht ganz verstehen, in was für einer Gesellschaft sie sich befinden.

Die vierte Generation, die Generation „Tauwetter“ (Generation der 1960er) mit einer Anzahl von 29,3 Mio Menschen, übt während der Perestroika durch ihre Elite einen starken Einfluss auf die Gesellschaft aus. Jedoch verlassen ihre älteren Kohorten schon in den 1990er Jahren ihre Arbeitsplätze und scheiden aus dem aktiven öffentlichen Leben aus, wenn gleich die jüngeren immer noch aktiv sind. Die politisch-sozialisierende Rolle dieser Generation verliert schnell an Bedeutung.

Die politisch-sozialisierende Rolle der Kriegsgeneration und der vorhergehenden Generationen (13,8 Mio Menschen), verliert, wegen der stetigen Verringerung der Anzahl der Angehörigen dieser Kohorte an Bedeutung; nicht zu sprechen von den Generationen „Zeitgenossen des Jahrhunderts“, und der Generation der 1920er bis 30er Jahre. Mit anderen Worten, fällt die politisch-sozialisierende Bedeutung der älteren politischen Generationen (Generationen 1-4, 45, 3 Mio, entsprechend ca. 30 % der Bevölkerung) in den 1990er Jahren beständig.

Somit wird in den Krisenjahren (1992-2000 und folgende) die soziale und politische Erfahrung hauptsächlich von den politischen Generationen 6 und 5, und weniger von der Generation 4, an die jüngeren Generationen 8 und 7 transliert. Das Verhältnis von Sozialisationsagenten und Sozialisanden beträgt ungefähr 40:30 (in %). Die Übrigen nehmen an der Weitergabe ihrer politischen Erfahrung an die Jugend immer weniger teil. Hierdurch bildet sich ein Bruch zwischen den Generationen heraus.

Diese Schlussfolgerung scheint umso mehr begründet, wenn die Effizienz der Kanäle der politischen Kommunikation im Verlauf der 1990er berücksichtigt wird. Die Jugend bevorzugt Lektüre und TV gegenüber den Erzählungen von Familienangehörigen, von Zeugen und von direkten Teilnehmern wichtiger historischer Ereignisse des 20. Jh., d.h. sie bevorzugen jene Kanäle der politischen Kommunikation, die der Kontrolle und Manipulation der Elite unterworfen sind.

Wir möchten das mit empirischen Daten illustrieren. Aus der Forschung über den Sowjetbürger unter Leitung J. Levada (Moskau) folgt, dass die Unterschiede zwischen den Ge-

nerationen in der Nutzung von Informationsquellen, die zur Formierung politischer Werte, Normen und Verhaltensmustern beitragen,

zugenommen haben. Die Bevorzugung von Vermittlungskanälen des historischen Gedächtnisses in den unterschiedlichen

Alter der Befragten	Woher weiß er über Ereignisse			
	hat selbst (Familie) erlebt	von Zeugen gehört	hat gelesen	weiß darüber nichts
Über den Hunger 1929-33				
Bis 20 Jahre	2	18	42	36
30-39 Jahre	4	28	47	23
60 und älter	49	25	15	11
Über die Repressionen 1930-50				
Bis 20 Jahre	2	27	59	14
30-39 Jahre	4	25	65	8
60 und älter	30	35	27	8
Über die Ereignisse an der Front 1941-45				
Bis 20 Jahre	3	37	58	6
30-39 Jahre	4	45	53	2
60 und älter	49	39	13	1
Über die Verfolgung von Dissidenten				
Bis 20 Jahre	1	6	23	70
30-39 Jahre	2	8	31	57
60 und älter	1	9	26	62
Über die Ereignisse in Ungarn 1956				
Bis 20 Jahre	1	8	17	73
30-39 Jahre	1	11	33	55
60 und älter	1	17	38	44
Über den Prager Frühling 1968				
Bis 20 Jahre	1	10	15	72
30-39 Jahre	1	21	38	41
60 und älter	1	16	45	38
Über den Krieg in Afghanistan				
Bis 20 Jahre	1	59	41	5
30-39 Jahre	3	47	51	4
60 und älter	3	35	59	7

Tabelle 2. Die Vermittlungskanäle der historischen Kenntnisse (Quelle: Der einfache Sowjetmensch: Versuch ein Sozialporträt um 1990 / Unter edid. Von J. Levada. Moskau, 1993. S. 258.).

Altersgruppen gestaltet sich wie folgt:

Wie aus Tabelle 2 abzulesen ist, sind die bevorzugten Informationsquellen über die erste Etappe der sowjetischen Geschichte (1918-38) sowie den Zweiten Weltkrieg für die älteren Generationen die eigenen Erfahrungen und die Aussagen von Augenzeugen. Für Teenager und Jugendliche ist die Lektüre viel wichtiger, wobei dieser Bruch mit zunehmendem Alter geringer wird. Für die jungen Leute sind die Zeugnisse der Älteren hauptsächlich über den Krieg und Repressionen von Bedeutung, die Erzählungen über den Massenhunger und Entbehrungen jedoch weniger interessant. Die Jugend weiß darüber hauptsächlich aus Drucksachen. „Die Familie und die interaktive Kommunikation sind, wie es scheint, unter den Bedingungen der totalen staatlichen Kontrolle über die Massenmedien, keine alternativen Kanäle der Translation von sozialen Erfahrungen geworden: für den größten Teil der Gesellschaft sind diese kontrollierten Quellen des Wissens über die Vergangenheit gerade diese staatlich kontrollierten Kanäle geblieben. Sie formierten bis zu den letzten Jahren das historische Bewusstsein der Masse – stellen die Forscher des Sowjetbürgers fest und schließen: – Dass dies besonders gut an den Ereignissen 1950-70 – den Verfolgungen von Dissidenten, den Ereignissen in Ungarn und Tschechoslowakei zu erkennen sei. Hier sind die Drucksachen der wichtigste Informationskanal für alle Altersgruppen. Die jahrzehntelange tatsächliche Abwesenheit von Nachrichten über diese Ereignisse in der öffentlichen Presse, mit Ausnahme der operativen offiziellen Mitteilungen, führt zu einer Mehrzahl der „Nichtswisser“ über diese Perioden relativ naher Vergangenheit.“²

Freilich, wie die Autoren bemerken, nimmt die Jugend einen gewissen Abstand zu den gedruckten Informationen über den Krieg in Afghanistan, in dem sie hier die direkten Zeugnisse von Teilnehmern ähnlichen Alters bevorzugt, während die Älteren auch hier, wie im Falle der Ereignisse in den 1950-70er Jahren, die gedruckten Materialien bevorzugen. Mit anderen Worten: Die Jugend zieht den Zeugnissen der Älteren gegenüber oft die gedruckte Information über die Vergangenheit vor, über ihre eigene Zeit hingegen die Zeugnisse Gleichaltriger. Die älteren Kohorten stützen sich bezüglich der Vergangenheit auf eigene Erfahrung und in Bezug auf relativ neue Ereignisse – auf die gedruckte Information.

So sind also die Hauptkanäle der politischen Sozialisation der Jugendlichen, und auch anderer Altersgruppen die Massenmedien, die zum Instrument politischer Manipulation geworden sind und ein funktionales Äquivalent der traditionellen Sozialisationsinstitute. Hierdurch entstanden Hindernisse für die Translation der politischen Erfahrung und eine Verstärkung des Bruches zwischen den Generationen.

3. DIE SOZIALISATIONSBEDINGUNGEN IN DER KRISENGESELLSCHAFT DER 1990ER JAHRE

Die Besonderheiten der Krisengeneration bilden sich unter Einwirkung der sozial-ökonomischen, sozialpsychologischen und politischen Bedingungen der Periode, sowie den Anpassungsbemühungen der Menschen hierzu, heraus. Dies geschieht unter Einwirkung neuer politischer Institutionen, insbesondere der politischen Parteien und ihrer Arbeit unter Jugendlichen. Als Analyseergebnis der Dyna-

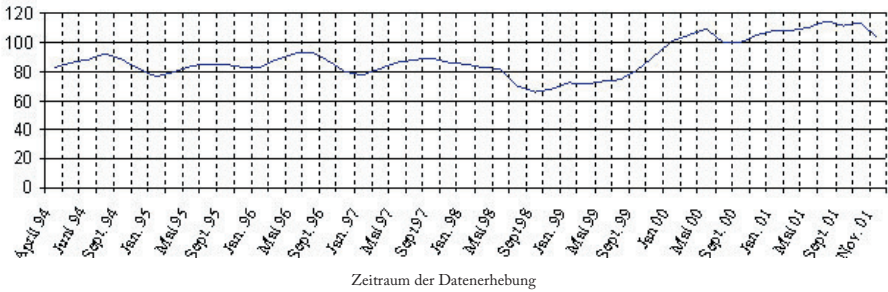


Abb. 1. Index der sozialen Stimmung 1994–2001

mik wichtiger sozial-ökonomischer und demographischer Kennziffern und Informationen über die Lage in der Bildung, Wissenschaft und Kultur, sind mehrere latente Faktoren gefunden worden, die den Periodeneffekt der 1990er Jahre in Russland bilden.³

Der erste Faktor ist durch wichtige makroökonomische Kennziffern (BIP, Inflationsrate, Umfang von Investitionen) bedingt, sowie durch die schwierigen Situationen am Arbeitsmarkt und die Veränderung der Arbeitsbereiche der Arbeitnehmer in den Wirtschaftsbranchen. Diese Kennziffern spiegeln eine Verschlechterung der Situation der Wirtschaftslage allgemein, sowie die Lasten der Bevölkerung durch strukturelle Umgestaltungen wider. Die negativen Folgen dieses gesellschaftlichen Wandels betreffen vor allem die arbeitsfähigen Altersgruppen. Deshalb sind bei ihnen Stress und niedrige Geburtsraten zu beobachten (vor allem die Generationen der Perestroika, der „Stagnation“ und der 1960er.) Dieser Faktor stellt «die schwierige Situation in der Wirtschaft und die Belastung der Bevölkerung von ihrer Umstrukturierung» dar.

Der zweite Faktor, dessen Wirkung vor allem die Jugend betrifft, vereint Kennziffern wie die Anzahl der Schulabschlüsse, Anzahl

der Studenten und Hochschulabschlüsse. Während der 1990er Jahre sind diese Kennziffern auffallend gestiegen. Andererseits fällt in diesen Jahren ein bedeutender Anteil an Selbstmorden, Alkoholpsychosen und eine gestiegene Drogenabhängigkeit unter russischen Jugendlichen auf. Die betrachteten Kennziffern bilden gemeinsam das Bild „Widersprüchlicher Möglichkeiten der sozialen Mobilität der Jugend“.

Der dritte Faktor, der hauptsächlich die älteren Gruppen (Kriegs-, Nachkriegsgeneration und ältere Generation) betrifft, ist eine hohe allgemeine Erkrankungs- und Sterblichkeitsrate. Er wurde «die ungünstige soziale Lage der älteren Generation» genannt.

Der vierte Faktor - die hohe Kriminalitätsrate - wirkt sich schon fast zwei Jahrzehnte lang negativ auf die ganze Gesellschaft aus, und dies auf all ihre Generationen.

Die Wirkung dieser Faktoren wird noch in einem anderen Phänomen - der sozialen Stimmung der Gesellschaft in den 1990er Jahren - widerspiegelt. Wir werden den Index der sozialen Stimmungen (ISS - siehe die Abb. 1) analysieren.⁴

Es fällt auf, dass sich die soziale Stimmung

vor und nach der Finanzkrise 1998 unterscheidet. Vor der Krise sinkt ISS am Anfang des Jahres sogar, was von der psychologischen Müdigkeit der Bevölkerung zeugt, die sogar durch den so genannten „Neujahrsoptimismus“, die positiven Erwartungen an das neue Jahr, nicht zu überwinden war. In diesem Zeitraum erwartet man vom neuen Jahr eher eine Verschlechterung des Lebens als seine Besserung. Nur seit 1999, nach der Ernennung Putins zum Ministerpräsidenten und danach seiner Wahl zum Präsidenten, kann man einen Wendepunkt in dieser Tendenz bemerken. Seit 2000, also schon außerhalb der betrachteten Periode, liegt der ISS-Wert bei über 100 Grenzpunkten.

Das Zusammenwirken dieser Faktoren verstärkt ihren negativen Effekt. Die betrachtete Periode stellt so eine negative zeitlich-räumliche Totalität dar. Gerade unter den sozialen Bedingungen im Inland, sowie in der gewandelten politischen Welt, bildet sich die politische Identität der Krisengeneration und seine politischen Kompetenzen heraus.

4. BESONDERHEITEN DER „GENERATION DER KRISENGESSELLSCHAFT“

Bei der Generation der Krisengesellschaft, die in einer neuen politischen Welt erwachsen wurde, in der es keine Sowjetunion mehr gab, wandelt sich zunächst das politische Bewusstsein von Russland als eine Supermacht, welches der älteren Generation immer noch eigen ist.

Unter der Jugend der Neunziger wandelten sich nicht nur die Vorstellungen über die Position Russlands in der Welt, sondern auch die über Russlands «Freunde und

Feinde». Die führenden westlichen Staaten, die während des Kalten Krieges definitiv die Gegner der Sowjetunion waren, vor allem die USA, Deutschland oder Frankreich, wurden in den Augen der Generation der Krisengesellschaft zu Freunden; besonders Deutschland. Gleichzeitig ererbte diese Generation aus der sowjetischen politischen Tradition die Vorstellung, die USA sei der bedeutendste „Gegner“ Russlands in der internationalen Politik.

Weiter wird angenommen, dass die ehemals sozialistischen Staaten Osteuropas Russland gegenüber negativ eingestellt sind. Im Prozess der EU-Erweiterung wurde deutlich, dass Russland dieser Union nie beitreten wird. Daraus resultierte ein auffallendes Interesse an China als Beispiel für den erfolgreichen Übergang zur Marktwirtschaft bei gleichzeitiger politischer Stabilität, wie auch an anderen, erfolgreich modernisierten Ländern Südasiens.

Die GUS-Länder erweisen sich bisher als schwache Objekte politischer Identifizierung. Die langsamen Prozesse der Integration in eine nachsowjetische Ordnung werden von den Jugendlichen kaum bemerkt.

In den meisten nachsowjetischen und post-sozialistischen Ländern leitet die politische Elite eine neue staatsbürgerliche Identität vordergründig aus politischen und nicht aus nationalen Kriterien her. In Kasachstan wurde z.B. der Eurasismus in einem starken integrativen Sinn zur offiziellen Ideologie gemacht. Die russische politische Elite hat bisher kein System attraktiver demokratischer Werte entwickelt. Deshalb nimmt in Russland die Bedeutung einer Ideologie der russischen Nation zu, die mit ihren messianischen und staatlichen Ideen an die sowjetische Ideologie erinnert.

Forschungen über das Verhältnis von staatsbürgerlichen und nationalen Identifizierungen

in der russischen Provinz (Forschung in Gebiet Jaroslawl, A.G.Smironov etc., 2000) führten zu folgenden Aussagen über die Unterschiede im Verhältnis von staatsbürgerlicher und russisch-ethnischer Identität in verschiedenen Generationen: Die älteren Generationen erleben die russisch-ethnische Identität schwächer als die Generation der Krisengesellschaft, obwohl manchmal auch in älteren Gruppen eine hohe Wertschätzung des „Russischen“ anzutreffen ist. Für jüngere Kohorten ist die Bedeutung der ethnischen Identität jedoch insgesamt höher, als die ihrer Angehörigkeit zum russischen Staat.

Die mittleren und älteren Kohorten ähneln sich oft in den Formulierungen ihrer staatsbürgerlichen Identität, während die jüngeren Generationen in ihrer Gleichgültigkeit dem Staat gegenüber übereinstimmen. Die fast vollständige Gleichgültigkeit als Staatsbürger demonstrieren 24,6 % der Befragten unter den jungen, während 22 % der mittleren Geburtskohorten ihre staatsbürgerliche Identität eher niedrig bewerteten. Der Vergleich vorliegender Analyseergebnisse von ethnischer und staatsbürgerlicher Identität unter den Russen zeigt, dass die staatsbürgerliche Komponente eher negative Emotionen hervorruft, die Zugehörigkeit zur ethnischen Gemeinschaft dagegen positive. So gesehen erlebte die russische Jugend die Krise des Staatsbewusstseins zeitgleich als eine Aufwertung des Bewusstseins, Russe zu sein. Eine solche Schlussfolgerung wird auch durch andere Forschungen bestätigt (Z.B. F.Sheregi etc.: «Die russische Selbstidentität und neue Werte», 1998; Forschungen zum sowjetischen und postsowjetischen Menschen, Arbeiten von J.A.Levada u.a.)⁵.

Für Russland ist die Frage bedeutsamer, wie sich in den verschiedenen Generationen prin-

zipielle Einstellungen zur neuen Gesellschaft herausbilden, als dies durch die klassische Forschung von parteipolitischen Präferenzen vorgegeben wird. Die Einstellung zu der neuen Ordnung wird beeinflusst vom Verlauf und den Ergebnissen der sozial-ökonomischen Anpassung des Menschen sowie den Unterschieden im formalen Bildungsniveau.

Die Bewertungen des Status von Vertretern verschiedener Kohorten zeigen auf, dass es der Generation der 1960er, die das Rentenalter bereits erreicht hat, am wenigsten gelingt, sich dem neuen Leben anzupassen. Das trifft ebenso auf die Generation der Krisengesellschaft zu. Die letztgenannte Generation lebt jedoch nicht nur mit der Schwierigkeit, sich auf dem Arbeitsmarkt gegen scharfe Konkurrenz behaupten zu müssen, sie hegt auch große Hoffnungen auf wachsende soziale Mobilität, wie sie der Jugend immer eigen ist.

Aus vorliegenden Analysen von Interviewmaterialien mit Vertretern der genannten Generationen, etwa der Publikation mit dem Titel «In der Epoche des Wandels leben» (N. Zvetaeva, Institut für Soziologie der AW Russlands, Sankt-Petersburg 2000)⁶ oder in Forschungen von Studenten an der Fakultät für Soziologie der Universität St. Petersburg in den Jahren 1996-1998 sind einige Zusammenhänge zwischen erfolgreicher Anpassung an die kapitalistische Gesellschaft und den herausgebildeten ideologischen Grundeinstellungen zu entdecken.

In der Generation der 1960er haben viele ihre angesehene und gute soziale Lage in der Sowjetzeit verloren. Bei diesen Personen wird die positive Einschätzung der sowjetischen Ordnung postum gefestigt, hier kann man Verstärkung von Zugehörigkeitsgefühlen zu offiziellen

sowjetischen Werten der Vergangenheit beobachten. Zugleich bildet sich eine kritische Einstellung zur nachsowjetischen Realität heraus, etwa in der konservativen Abwehr von Marktformen, kapitalistischen Werten und Verhaltensnormen.

Dazu folgende Zitate:

- In unserem Staat konnte, wer wollte, Bildung und ärztliche Betreuung bekommen. Sogar die Studenten fuhren in den Süden, um sich zu erholen, alle Kinder wurden eingeschult und erholten sich in den Pionierlagern. Und in den 70er Jahren war es überhaupt wunderbar: willst du eine Wohnung – kaufe, willst du ein Auto – kaufe es auch und sogar auf Raten. . . Da konnten mein Mann und ich mit unseren Gehältern und ohne Hilfe der Eltern (beide aus kinderreichen Familien), Wohnung, Auto und Garage kaufen, Zwillingsschwestern erziehen und heiraten lassen. . . Und jetzt? Meine Enkel besuchen sehr gute Schulen, aber ich bin nicht sicher, ob meine Enkelin, die die 7. Klasse besucht, an die Hochschule kommt.

Bei den durchschnittlichen Vertretern der sowjetischen Mittelschicht dieser Generation, die immer sehr bescheiden lebten, wurde von je her eine kritische Einstellung zur sowjetischen Ordnung ausgebildet, vor allem aufgrund ihrer niedrigen Bezahlung. Als Ergebnis der widersprüchlichen, hauptsächlich sehr demütigenden Erfahrung bei der Anpassung an das Leben in der neuen kapitalistischen Gesellschaft, ist bei ihnen eine markante politische Desorientierung zu beobachten. So teilt uns eine Rentnerin und ehemalige Ingenieurin (geboren 1938), die lange im Norden gearbeitet hat, mit:

- Mir gefiel nicht, wie wir im Sozialismus lebten. Das ganze Leben gearbeitet, hatten wir praktisch nichts. Wir hatten eine sehr kleine Wob-

nung. Sogar für den normalen Arbeitnehmer im Norden war es so einfach, ein Auto zu kaufen. Wir hatten kontinuierlich Probleme mit Fleisch, Käse, Delikatessen. Das alles gab es nur in Moskau und Leningrad. Den Großteil meines Lebens habe ich in Sibirien gelebt und ich weiß, was das ist, ein Defizit. Also ist das etwa normal?

Die neue und die alte (sowjetische) Realität vergleichend, fällt sie über die neue Gesellschaft folgendes Urteil:

- Und was ist jetzt? Das Land ist mit diesen Defiziten zugeschüttet. Aber kein Geld! Keine Arbeit! Ich denke, was erwartet meine Kinder, meine Enkel? Wie müssen sie leben? Sie werden natürlich nicht zu jenem kleinen Anteil gehören, der alles hat. Sie werden keine Eigenheime, keine teuren Autos haben. Ja, um Gottes willen! Wenn sie nur normale Arbeit hätten und ohne die ständige Angst leben könnten, in irgendwelche kriminelle Situationen zu geraten...

Auch die Werte und ideologischen Orientierungen des gebildeten Teiles der Generation der Krisengesellschaft sind widersprüchlich und zeigen Merkmale des Übergangs von traditionell sowjetischen (Disziplin, Familie) zu modernen westlichen Werten wie Individualismus und Selbstverwirklichung. Unter dem mächtigen Druck der allgegenwärtigen Werbung für den Konsum von allerlei Waren und die Nutzung von Dienstleistungen hat sich auch in Russland eine hedonistische Ausrichtung der Lebensstrategien verbreitet.

Vor diesem Hintergrund ergaben Forschungen, dass je erfolgreicher den Menschen die ökonomische Anpassung gelingt und je höher ihre russische bürgerliche Identität ist, umso mehr unterstützen sie die laufenden Reformen. Unter den gebildeten Teilen der Generation der Krisengesellschaft ist die Orientierung auf die westliche Gesellschaftsordnung, die am wei-

testen verbreitete. Sie verhalten sich auch, folgt man den Interviews, patriotisch und sie hoffen auf eine erfolgreiche Entwicklung Russlands. Verläuft die ökonomische Anpassung und die Aneignung westlicher Einstellungen gut, so folgt daraus häufig eine negative und kritische Haltung gegenüber der gegenwärtigen russischen wie ehemaligen sowjetischen Gesellschaft. Eine niedrige Anpassung dagegen wird oft von Anhänglichkeiten an sowjetische Werte und Haltung des politischen Traditionalismus sowjetischer Prägung begleitet.

Den Generationsvertretern ohne höhere Bildung fällt es in der Regel schwerer, sich dem Kapitalismus anzupassen. Sie weisen sich durch Lebenspragmatismus aus und sind meist unpolitisch eingestellt. Die folgenden Beispiele illustrieren die Bescheidenheit ihrer Lebenspläne. Eine Frau (geb. 1976) erzählt:

– Ich hatte selbständig begonnen eine Arbeit zu suchen ... Ich suchte in den Zeitungen nach einer Anzeige wie «Sekretärin-Referentin gesucht». Und plötzlich hat eine Freundin angerufen, ihr Chef in der Firma würde mich einstellen für einen Job, der mit meiner Ausbildung zu tun hat.

In einem Beruf der ihrer Ausbildung entspricht beschäftigt, schätzt die Erzählerin jedoch nicht dies, sondern etwas anderes:

– Ich werde nicht über die professionellen Ererungenschaften reden – darüber lasse man meine heutigen und künftigen Leiter reden. Für mich ist das Wichtigste jenes materielle Niveau, das ich mit diesem Job erreicht habe. Endlich konnte ich meinen größten Lebensraum verwirklichen: nämlich in die legendärsten Länder zu reisen.

Jugendliche aus Familien mit niedrigem sozialem und beruflichem Status brauchen in der Regel den Pragmatismus nicht erst zu lernen, da er in ihrer Herkunftsfamilie schon

verinnerlicht ist. Hier ein Beispiel dazu:

– Ich sah keine Notwendigkeit zu studieren, da es keine Nachfrage nach Pädagogen gab, und Ökonom könnte ich nicht sein, weil ich mit Mathematik nicht befreundet bin. Unsere „Mangelhaften“ sind jetzt die Buchhalter und die gut Benoteten sitzen arbeitslos mit ihren Kindern in der Provinz. Die Schulnoten spiegeln niemals die Kenntnisse über das Leben. Hochschulabsolventen bekommen nach dem Abschluss einen sehr kleinen Lohn als Spezialisten ohne Dienstalter und von was der Mensch leben wird, ist für keinen Arbeitgeber interessant. Also kam ich zu folgender Schlussfolgerung: erstmal etwas Handwerkliches lernen und danach später den Kopf vervollkommen.

In beiden Fällen ist keine Rede von irgendwelchen politischen Positionen.

Nichtsdestoweniger begann in Russland um die Jahrhundertwende die Formierung der Parteiorientierungen, nachdem sich in den 1990er Jahren das Parteiensystem sowie Wahlzyklen herausgebildet hatten. Die Besonderheit dieses Prozesses besteht darin, dass sich parteipolitische Orientierungen nicht mit Ideologien verbinden. Es überwiegt das pragmatische Interesse, in erster Linie das an der Karriere. Die Angehörigen der Krisengesellschaft-Generation nehmen die Parteien als gewöhnliche Organisationen wahr, in welchen man durch den Vertrieb von Parteiliteratur zuerst Kleingeld verdienen und dann später Karriere machen kann, nach Möglichkeit «mit dem persönlichen Kabinett und Sessel» (Stadt Pskov). In der relativ wohlständigen Metropole Sankt-Petersburg ist die pragmatische Einstellung zu Parteien noch bemerkenswerter. In den letzten Jahren sind bei den jungen Parteiaktivisten mindestens drei maßgebende

politische Einstellungen ohne Angebundenheit an die Ideologie der Parteien zu beobachten.⁷

Zu den Hauptmotiven eines Parteieintrittes gehört erstens, die Karriere. Die jungen Leute sind pragmatisch eingestellt und treten in die Partei mit dem klaren Ziel ein, Berufspolitiker zu werden. Folgendes Beispiel:

– Ich bin in der Liberaldemokratischen Partei (LDPR) seit 2001. Ich bin Leiter der Jugendorganisation der Partei seit Mai 2001. Als ich 20–21 Jahre alt war, wußte ich genau, was ich brauche: ich wollte an der Tätigkeit der föderalen Partei und ihrer regionalen Abteilung in Sankt-St. Petersburg mitwirken.

Der Eintritt in die Partei «Einheitliches Russland» wird in diesen Fällen, in Analogie zur Mitgliedschaft in der KPdSU, als Voraussetzung für die jeweilige Karriere während der Sowjetzeit, betrachtet. Diese Einstellung wird oft von den Eltern vererbt:

– Die Leute kommen unter anderem auch, weil ihre Eltern es ihnen empfohlen haben. Aber ihre Eltern sind Leute, die in den Strukturen von «Einheitliches Russland» drinnen sind. Sie arbeiten, zum Beispiel im Exekutivkomitee oder besetzen eine wichtige politische Position. Wir haben einige Jungen. Sie haben ziemlich wohlhabende Eltern dort in der Provinz. Die Eltern haben ihnen empfohlen, hier dem Jugendverband von «Einheitliches Russland» beizutreten. Solche Kinder kommen zu uns.

Es ist interessant, dass die Jugendlichen auch beim Eintritt in die Oppositionsparteien damit rechnen, politische Erfahrung zu sammeln, um später Berufspolitiker werden zu können.

Das ist ein völlig neues Verständnis von der politischen Rolle der Opposition, es ist nicht kompatibel mit der bisherigen politischen Kultur des Landes. Dazu das folgende Zitat:

– Warum gerade LDPR?

– Also, mir gefiel der Führer, seine Aktivität, seine Leuchtkraft! Damals gab es „Einheitliches Russland“ noch nicht. Ich mag die Demokraten überhaupt nicht. Mir sind „Bund der Rechten“ und „Jabloko“ nicht sehr sympathisch, obwohl mir die Demokratie als solche gefällt. Ich sehe die Möglichkeit für eine persönliche Perspektive. Unsere Partei stellt ihren Aktivisten breiteste Chancen zur Verfügung. Die Partei hat mir die Möglichkeit gegeben, mich an der Arbeit der Wahlkommissionen aktiv zu beteiligen, sowie an der Tätigkeit von politischen Organisationen und Strukturen. Ich durfte auf diesem Niveau verkehren. Teilnehmer des politischen Lebens des Bezirkes zu werden – das ermöglichte mir die Arbeit als Bezirkskoordinator von LDPR. Man muß Ziele setzen und Pläne für ihre Realisierung schmieden, ständig testen, inwieweit du in deinen Plänen vorangekommen bist, einschließlich in der Karriere. Ich bin durch die Arbeit bei der Partei unter den Jugendlichen total befriedigt, aber mein Karriereziel liegt in Moskau, neben dem Roten Platz.

Erfolge bedeuten auf diesem Weg einen hohen politischen Status und Prestigegewinn:

– Natürlich, ein Auto der repräsentativen Klasse. Ehrlich gesagt, verstehe ich von Autos überhaupt nichts. Natürlich wird das nicht irgendein Jeep – die hasse ich. Es wird ein normales Auto, obwohl, natürlich eins für die Familie und für die Arbeit. Als Arbeitsauto gefällt mir Volvo und Audi, Ford nicht. Bei den Modellen kenne ich mich nicht aus, aber es wird irgendeine protzige Ausstattung. Die Farbe wird prestige – dunkel: dunkelrot oder schwarz, aber das erscheint zu sowjetisch. Die Scheiben dunkel – ein großes breites Auto – ich werde nur hinten sitzen (Jabloko).

Die jungen Aktivisten berichten über die sozialisatorische Einwirkung der Partei auf ihre Persönlichkeit; Zitat:

– Es sind wertvolle Chancen, die mir die Partei gab und die man niemals für Geld kaufen kann. Die Hand von Jirinowski hatte mich gegriffen und auf bestimmtes Niveau in der Stadt gehoben, das hat Selbstverwirklichung auch außerhalb der Partei ermöglicht... Als ich im zweiten Studienjahr in die Partei kam, hatte ich noch keinen solchen Zugang zum Leben, kannte nicht so gut die soziale Lebenssituation ... Die soziale Lebenssituation zu verstehen heißt, sich anzuschauen wie die Mechanismen funktionieren, wer sich an wen hält, wer wen bewegt, wie sich ein Mechanismus im anderen anbahnt, und warum drehen sie überhaupt, und wo ist die Batterie, die das alles speist.

So bildet sich unter den Jugendlichen durch die Sozialisation in der politischen Partei ein neuer Typ von Berufspolitikern heraus.

Zweitens, kann ein Motiv für den Eintritt in die Partei eine kritische öffentliche Position sein. Sie ist für Mitglieder aller Parteien charakteristisch. Die jungen Parteimitglieder wollen die Gesellschaft korrigieren, die sie kritisch wahrnehmen. Sie sind bereit zu handeln:

– Mein Hauptziel ist die Teilnahme am politischen Leben meines Landes. Ich will diese Ordnung ändern, weil sie mir nicht passt und nicht nur mir, sondern auch meinen Genossen. (Nationalbolschewistische Partei – NBP).

– Ich bin Leiter des Jugendverbandes LDPR, ich helfe gerade bei der Organisation von Veranstaltungen: telefoniere mit Jugendlichen, erfülle Aufträge. Zum Beispiel hat man bei uns neben dem Haus begonnen einen Parkplatz zu bauen, hat die Bäume abgesägt. Ich hab bei der Munitipalität eine Kundgebung beantragt, und wir haben Streikposten eingerichtet. Ehrlich gesagt hatte das keinen Effekt, das Grundstück wurde verkauft, aber die Tatsache als solche, dass wir dort 30 Menschen waren, ist wichtig.

Für diesen Typ der Motivation ist nicht die

persönliche Belohnung, sondern sozial wichtige Ergebnisse ihrer Handlungen von Wert:

– Zahlt man Ihnen?

– Wieso? Das macht man in der Kommunistischen Partei Russischer Föderation (KPRF), aber versteckt. Jabloko macht das auch so, dort zahlt man. Eine Sache ist die Arbeit und die andere – politisches Leben ist nicht für Geld, sondern für das Ziel (NBP).

– Hätte ich mehr Einkommen, würde ich mehr für die Partei ausgeben, ich gebe sowieso periodisch ein wenig Geld an die Partei, soviel wie ich kann. (NBP).

Sogar wenn sie private Lebenspläne schmieden, denken solche Leute an die Partei:

– Früher wollte ich ein kleines Auto, und nun habe ich vor kurzem nachgedacht – vielleicht lieber ein größeres zu haben mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Parteioorganisation – jemanden vielleicht irgendwo hinfahren oder die Sachen, die Zelte irgendwo hin zu bringen. (KPRF).

Die Motivation des Eintrittes in die Partei als Versuch die Welt zu ändern, hat also ihre Besonderheiten. Diese jungen Leute kämpfen für ihr Ideal und versuchen bei sozialen Problemen aktiv zu intervenieren. Sie schätzen die Achtung der Parteigenossen sehr und sind bereit, die Parteiinteressen wie eigene zu vertreten.

Drittens kann als Motiv für den Eintritt in eine Partei ein Bedürfnis nach einer persönlichen Selbstrealisierung nachgewiesen werden. Diese Motivation ist unter Aktivisten verschiedener Parteien anzutreffen. Sie hat vielfältige Erscheinungsformen:

– Die Selbstverwirklichung vollzieht sich im Umgang mit den Leuten, im Ausdenken von Aktionen, in der Teilnahme an den Diskussionen. Auf dem geistigen Niveau ist dieses Bedürf-

nis völlig verwirklicht... (Jabloko).

In diesem Falle ermöglichen Massenkundgebungen, Prozessionen und andere Aktionen den jungen Politikern ihre organisatorische Fähigkeit und Neigung zur öffentlichen Arbeit zu realisieren und ihre Fähigkeiten öffentlich zu zeigen:

– Die Darbietungen sind bunt geworden, zum Beispiel in Moskau traten die jungen Leute hervor in den hellen orangen Perücken... Danach war eine nicht genehmigte sehr radikale Aktion, als die Ebrentafel von Andropows am STASI-Gebäude beworfen wurde. (Jabloko).

Es ist wichtig, dass für die Selbstrealisierung nicht nur die Partei der Machthaber, sondern auch die Oppositionsparteien dienen:

– Ich bin ein erfolgreicher Mensch, nicht ideal, aber erfolgreich. Ich habe meinen Platz in dieser Gesellschaft gefunden, die mir passt, mir gefällt. Ich habe eine Partei, ich nehme am politischen Leben des Landes teil, ich verteidige meine Ideale, die ich für richtige halte! (NBP).

Alle Befragten bemerken, dass ihre Persönlichkeit durch die Partei geändert wurde:

Was meinst du, hat die Partei dich verändert?

– Ja sicher! Ohne sie wäre ich ein anderer Mensch, zum Beispiel, sie hat mir einen bestimmten Zugang zum Leben ermöglicht, hat mich von irgendwelchen Ängsten befreit. Früher quälte ich mich nach der Schlägerei – wieso habe ich mich geprügelt usw. Und jetzt prügeln wir uns und am nächsten Tag denke ich nicht mehr daran! Oder, zum Beispiel, mir macht es nichts, einen Stein zu nehmen und das Schaufenster zu zerschlagen, mir ist es egal, aber darin gibt es keinen Sinn, und ich werde das nicht mehr tun (NBP).

– Ja, die Partei hat mich geändert! Sie hat mich gelehrt nicht nur schwarz-weiß zu denken, sondern auch zu merken, dass es grau sein kann, dass

andere Schattierungen vorkommen. Man darf das Leben nicht nur in gut und schlecht unterteilen, dies ist das Erste. Das Zweite ist – ich begann mich weniger zu fürchten, nicht vor öffentlichen Darbietungen – sie fürchte ich noch jetzt, ich meine, in der Partei führen wir eine harte Politik gegenüber der Macht durch. Ich bin innerlich gewachsen – ich weiß nicht, ob die Partei stark auf mich eingewirkt hat, ob ich vielleicht jemanden angezogen habe – merkwürdig, aber ich weiß das nicht. Ich denke, ohne Partei würde ich nicht so viel überlegen und würde nicht verstehen, wo die Wurzeln von irgendwelchen Ereignissen liegen. Ich hätte nie geglaubt, dass ich mich mal mit Politik beschäftige. (Jabloko)

Die Materialien der Interviews ermöglichen auch, wesentliche Unterschiede zwischen der Jugend und ihren Eltern aufzuzeigen, wie sie die allgemeine und die politische Sozialisation durchlebten. Alle jungen Politiker sind Akademiker oder noch Studenten. In der Regel sind sie in unvollständigen und unpolitischen Familien aufgewachsen: (KPRF, Bund der Rechten, Jabloko, NBP). Im Unterschied zu ihren Eltern betrachten sie die Partei ernst und ohne Verständnis für die Erfahrungen ihrer Eltern.

– Nein, meine Eltern sind für mich keine Autorität. Die Mutti ist 45 Jahre alt. Meiner Meinung nach hat sie nichts erreicht. Sie hat uns erzogen und nicht mehr!!! Sie hat die Fachschule, dann Technische Hochschule absolviert, und 25 Jahre am Forschungsinstitut gearbeitet, und was dann? So das Leben durchleben, dass nichts in die Geschichte eingeht. Wir haben in der Geschichte schon Spuren hinterlassen, die nicht aufzulösen sind (NBP).

So gesehen, verläuft das Leben in Russland nach anderen Regeln. Es bietet den jungen Generationen mehr Chancen, aber gleichzeitig auch alle Schwierigkeiten, die ein Leben in

ENDNOTEN

¹ *Sb. näher: Golovin N. Politischen Sozialisationsforschung: Eine theoretisch-methodologische Grundlegung. Sankt-Peterburg, 2004.*

² *Der einfache Sowjetmensch: Versuch einen sozialen Porträt um 1990 / Unter edid. Von J. Levada. Moslau, 1993. S. 259.*

³ *Sb. näher: Golovin N. Politische Sozialisationsforschung: Eine theoretisch-methodologische Grundlegung. Sankt-Peterburg, 2004. S. 148-168.*

⁴ *Index der sozialen Stimmungen ist ein Durchschnittswert von Indexen, die für die einzelnen Fragen des Monitorings von der öffentlichen Meinung nach der Methodik des Russischen Zentrums für öffentliche Meinungsforschung WZIOM, Moskau) berechnet wurde. Die Indexe von 9 einzelnen Fragen werden als Differenz von den positiven und negativen Antworten ausgerechnet und noch 100 Prozentpunkte für die Vermeidung von negativen Werten der Indexe hinzugefügt. Sb. ausführlicher: Levada J. Indexe der sozialen Stimmungen in die „Norm“ und in die „Krise“ // Monitoring der öffentlichen Meinung: die ökonomischen und sozialen Veränderungen. 1998. No. 6. S. 346-354.*

⁵ *Sb.: Scheregi F. Soziologie der Politik. Angewandte Forschungen. Moskau, 2003; Levada J. Von den Meinungen zum Verständnis. Soziologisches Essey. 1993-2000. Moskau, 2003.*

⁶ *Zvetaeva N. Leistungsmotivation in der Zeit des Wandels // Teleskon. 2003. No. 6. S. 26 – 29.*

⁷ *Hier und im Folgenden sind die Materialien der Interviews mit den Aktivisten der Jugendorganisationen der politischen Parteien Sankt-Petersburgs genutzt: Partei «Einheitliches Russland», Kommunistische Partei der Russischen Föderation (KPRF), National-bolschewistische Partei (NBP), Jabloko und Bund der Rechten. Die Aktivisten sind zur Zeit der Interviews im Jahre 2005 18-28 Jahre alt (Geburtskohorten 1977-78), d. h. sie gehören teils zur Generation der Krisengesellschaft, teils – zur Generation der Stabilisierung. Die Quelle: Mamulat A. Sozialisatorische Funktion der Parteien: Magisterarbeit / Fakultät für Soziologie der Staatsuniversität St. Petersburg, 2006.*

MIGRATION UND
ADOLESCENZ:
ERFAHRUNGEN EINER
JUNGEN UKRAINERIN IN
DEUTSCHLAND

4

MIGRATION UND ADOLESCENZ:
ERFAHRUNGEN EINER JUNGEN
UKRAINERIN IN DEUTSCHLAND

von Julia Jancsó (Frankfurt/Main)

I. EINLEITUNG

In dem folgenden Beitrag beschäftige ich mich exemplarisch mit den biographischen Erfahrungen einer jungen Ukrainerin, die nach ihrer Ausbildung 2001 als Au Pair in die Bundesrepublik Deutschland kam. Dabei beziehe ich mich auf eine Forschungsarbeit aus den Jahren 2001-2002, in der ich Lebensentwürfe junger osteuropäischer Migrantinnen nachgegangen bin, um aus dem adoleszenten Entwicklungsprozess heraus die Migrationsentscheidung und ihren Verlauf zu verstehen.¹ Die fünf jungen Frauen, mit denen ich biographische Einzelgespräche führte, kamen aus verschiedenen Nachfolgestaaten der ehemaligen

Sowjetunion, sind alle zwischen den späten 70er und frühen 80er geboren, erlebten daher den Systemumbruch als Kinder und sind dann in einer Zeit gesellschaftlicher Transformation erwachsen geworden.

Wenn junge Frauen als Kindermädchen und/ oder Haushaltshilfen in ein fremdes Land aufbrechen, handelt es sich um eine spezifische Form traditioneller weiblicher Migration, die sich charakteristisch während der Adoleszenz ereignet. Das Phänomen „Au-pair“ bietet ein geeignetes Forschungsfeld, um die folgenden Themenfelder zueinander in Beziehung zu setzen: „Migration“ – „Biographie“ und nicht zuletzt – „Adoleszenz“. Wesensmerkmal aller drei Bereiche ist die Prozesshaftigkeit. Bei der Rekonstruktion der Biographie nutze ich dieses Potential, um an einem konkreten Fall aufzeigen zu können, auf welche Weise Prozesse der Migrationsbewegung und Identitätsbildung ineinander greifen und einander beeinflussen. Die Verknüpfung der adoleszenten Entwicklungsthemen mit migrationsbedingten Verhältnissen und Bedingungen eröffnet einen Zugang sowohl zu den persönlichen als auch zu den gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Hier liegt eine Schnittstelle von kreativen bzw. destruktiven Entwicklungspotentialen.

Mein Forschungsinteresse zielt auf die Frage, wie junge Frauen in ihren biographischen Entwürfen während eines Au-pair-Aufenthaltes auf die komplexen und vielschichtigen gesellschaftlichen und psychosozialen Bedingungen und Verhältnisse reagieren. Bei der Rekonstruktion der Biographie ist daher die Frage von entscheidender Bedeutung, ob und unter welchen Bedingungen das Migrationsprojekt als psychosozialer Möglichkeitsraum für anstehende adoleszente Umgestaltungs-

prozesse genutzt wird. Meine Fragen zielen auf die individuell zu lösenden Aufgaben im adoleszenten Entwicklungsprozess: Wie gestaltet die junge Frau ihre Beziehung zu ihrer Herkunftsfamilie? Welches Bild entwickelt sie in der Migrationssituation hinsichtlich ihres zukünftigen Liebespartners? Wie denkt sie über ihre persönliche und berufliche Zukunft in der konkreten Migrationssituation?

Der Aufbau meines Beitrages sieht wie folgt aus: Zunächst werde ich das Besondere an der Situation jugendlicher Migrantinnen aus postsowjetischen Transformationsländern benennen und dabei den Wirkungszusammenhang der Übergangsphänomene Migration und Adoleszenz beschreiben. In der Falldarstellung gehe ich auf die Interaktions- und die Textebene ein und füge sie anschließend zusammen.

II. OSTEUEPÄISCHE AU-PAIRS IN DEUTSCHLAND

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs sind die Grenzen zwischen ost- und westeuropäischen Staaten durchlässiger geworden. Im Zuge dieser historischen Entwicklung haben sich in der Mehrzahl nicht mehr amerikanischen, französischen oder aus anderen Industrienationen stammende Frauen für die Au-pair-Stellen beworben, sondern haben Abertausende Frauen gerade aus osteuropäischen Transformationsländern den Markt des privaten Dienstleistungssektors Deutschlands erobert (vgl. Bericht der Bundesbeauftragte für Migration, Flüchtlinge und Integration im August 2002). Au-pair-Frauen sind daher nicht mehr ausschließlich „Mädchen“, die an einem Kulturaustausch interessiert sind, sondern über 90 Prozent Osteuropäerinnen, die

- aufgrund begrenzter Möglichkeiten legaler Migration - diese Tätigkeit immer häufiger als Sprungbrett in den Westen nutzen (Hess 2002). Neben illegal beschäftigten philippinischen Putzfrauen und polnischen Pflegekräften werden auch Au-pairs unter der „neuen Dienstmädchenfrage“ (Lutz 2000) behandelt, zumal sie eine wesentliche Lücke im deutschen Dienstleistungsmarkt schließen. Sie bieten den Haushalten in einer alternden Gesellschaft, wo junge Mütter im Beruf bleiben, eine kostengünstige Lösung für Kinderbetreuung, Haushaltshilfe oder eben Altenpflege, sind flexibel und rund um die Uhr verfügbar und erledigen letztendlich einen erheblichen Teil der Reproduktionsarbeit in den Gastfamilien.

Die wachsende Zahl der Putz- und Haushaltshilfen in den westeuropäischen Haushalten und Dienstleistungsbetrieben wird in der feministischen Diskussion genauso als Teil der Globalisierung verstanden wie die internationalen Finanzmärkte und Konzerne (Gather et al. 2002). Eine weltweite Feminisierung der Migration meint jedoch nicht nur die gestiegene Anzahl weiblicher Migrantinnen, sondern verweist auch auf die strukturellen geschlechtsspezifischen Bedingungen in den Herkunftsländern sowie auf die vergeschlechtete Integration von Migrantinnen in den Zielländern und somit auf den höchst vergeschlechteten Charakter der neuen Europäischen Raumordnung (Hess/Lenz 2001). Als Migrantinnen aus nicht EU-Ländern sehen sich Au-pairs bis heute mit restriktiver Einwanderungspolitik, geschlechtsspezifischer Zuschreibung als Reproduktionsarbeiterinnen und mit einer rassistischen Diskriminierung und Unsichtbarmachung als Nicht-Staatsbürgerinnen konfrontiert. Zum Verständnis der

aktuellen Situation und Dynamik der Migrationsbewegungen osteuropäischer junger Frauen sind die skizzierten migrations- und arbeitsmarktpolitischen Aspekte von großer Bedeutung.

III. JUGENDZEIT IN DEN TRANSFORMATIONSLÄNDERN

Junge Frauen aus Osteuropa, die als Au-pair in Deutschland arbeiten sind aber keineswegs ausschließlich passive Opfer sozialer Ungleichheit und wirtschaftlicher Strukturzwänge der Globalisation. Als "agents of change" (Morokvasic 1991) überwinden sie Grenzen und weisen eine enorme Mobilitäts- und Risikobereitschaft auf. Oftmals als Pionierinnen entwickelten sie eine spezielle Migrationsstrategie, indem sie die Au-pair-Tätigkeit als Sprungbrett zur Existenzgründung im Westen einsetzen. Wenn junge Frauen versuchen, ihre Überlebensperspektive transnational zu gestalten, begegnen die negativen sozialen Folgen der Transformationsprozesse in ihren Heimatländern aktiv und gestalterisch (vgl. Hess/Lenz 2001). In den Herkunftsländern der Au-pairs haben Jugendliche mit einem sich transformierenden sozialen Umfeld zu kämpfen. Mit dem Erwachsenwerden nehmen in diesen Ländern Anpassungsprobleme und Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben statistisch immer mehr zu (Wallace 2001, Pilkington 2002). Ein Prozess des Werteverlustes und eine Abwertung der Bildung stehen dabei im Vordergrund.

Charakteristisch ist für diese Region Europas eine ambivalente Einstellung Jugendlicher gegenüber höherer Bildung. Als Zeichen für diese negative Entwicklung erach-

te ich den gesellschaftlichen Umgang Mitte der 90er mit dem Thema verlängerter Ausbildungszeiten in dem russischen öffentlichen Diskurs (vgl. Pilkington 1996). Die ideologisch gefärbte offizielle Einstellung erwartete von Jugendlichen, dass sie ihr Hauptziel in der Erwerbsarbeit finden. Jede andere Orientierung als die nach einer Erwerbstätigkeit wurde im gesellschaftlichen Diskurs als deviantes Verhalten abgelehnt und als Faulenzen Brandmarkt. Damit wurde die Idee des Bildungsmoratoriums, ein Indikator für adoleszentes Experimentieren und der Grundstein der Individuierungsprozesse in der Moderne allgemein in Frage gestellt. Nichtsdestotrotz verknüpfen Jugendliche mit einer höheren Bildung den Wunsch nach persönlicher Entwicklung, wobei die Angst vor einer Rückkehr des alten sowjetischen Systems bei der Entscheidung für eine Ausbildung auch eine bedeutende Rolle spielt. Auf dieser Grundlage ist ein Rückgang der Studentenzahlen zu erwarten, sollte sich die politische Lage in der Region stabilisieren, zumal diejenigen, die ihre Schulbildung fortgesetzt haben, nicht viel verdienen (ebd.). Demnach dienen Bildungsprojekte in den Transformationsländern als Stabilisatoren in einer gesellschaftlichen Übergangszeit.

Patriarchale Züge der postsowjetischen Gesellschaftsordnung und der Arbeitsmarkt der neuen Ökonomie, wo Frauen ohne höhere Bildungsabschlüsse vermehrt Arbeitsstellen finden, halten aber Frauen davon ab, eigenen Bildungsprojekten nachzugehen, zumal sie ihnen keine finanziellen Vorteile bieten. Auch werden Frauen des Öfteren unter ihrem Ausbildungsniveau beschäftigt. Die Selbstverwirklichung der russischen Frau ist eher auf den familiären Bereich konzentriert, während

dessen junge Männer sich in der Arbeitswelt behaupten. Nach dem aufkommenden gesellschaftlichen Trend gehört die Frau an Herd und soll sich besser an Familienleben statt an einer Beschäftigung orientieren. Obwohl junge Frauen sich weiterhin an einer Ausbildung interessieren, endet ihr Berufs- und Familienhorizont bei der von ihnen erwarteten, künftigen Familienrolle, obwohl bereits die Entwicklungen Anfang der 90er zeigten, dass junge Frauen wie auch junge Männer guter Berufsaussichten die Notwendigkeit einer höheren Ausbildung voraussetzten. Die Widersprüchlichkeit dieser Einstellung und der realen Lebensgestaltung wird in den Studien darauf zurückgeführt, dass bei jungen Frauen die Notwendigkeit der Familiengründung und Kinderwunsch besonders im Vordergrund steht. Während in der sowjetischen Zeit Studentinnen in der Mehrzahl waren, ging ihre absolute Zahl in Zeiten gesellschaftlicher Transformation zurück.

Auf dieser Folie ist es nicht verwunderlich, dass ein Bildungswunsch wesentlicher Bestandteil der Migrationsprojekte der Frauen darstellt. Das Bildungsprojekt wird damit zum Motor und Fokus der Migrations- und Adoleszenzprojekte.

Wenn junge Frauen als Au Pair in ein fremdes Land ziehen, bringt dieser Schritt eine potentielle Neuorientierung der Biographie mit sich. In räumlicher Distanz zu der Ursprungsfamilie entsteht ein Freiraum, der Zeit und Raum für adoleszenztypisches Experimentieren in einem fremden, aber weiterhin familialen Kontext zulässt. Neben Pflichten und Arbeit in der Gastfamilie eröffnen sich Möglichkeiten der eigenen Gestaltung ihres Aufenthaltes, insbesondere durch soziale Kontakte und Spracherwerb. Zudem befinden sie sich im Allgemeinen zum ersten Mal im Wes-

ten, also an einem Ort und in einem Zuhause, dessen materielle Lebensbedingungen sich auf zumeist dramatischer Weise von ihrem Herkunftsort unterscheiden.

IV. MIGRATION UND ADOLESCENZ

Die biographischen Entwürfe der jungen Frauen reagieren auf die vorab geschilderten komplexen und vielschichtigen gesellschaftlichen und psychosozialen Bedingungen und Verhältnisse. Das Besondere an ihrer Situation liegt in dem Veränderungspotential, das in beiden Prozessen – in der Adoleszenz und in der Migration – steckt. Denn Migration und Adoleszenz bezeichnen jeweils für sich genommen Übergangsphänomene und Veränderungspotentiale, zum einen in bezug auf das Leben an unterschiedlichen Orten und zum anderen bezogen auf die Zeit zwischen Kindheit und Erwachsenenalter.

Wenn ich von Adoleszenz spreche, meine ich damit nicht nur eine Lebensphase, sondern die potentielle Qualität dieser Übergangsphase, nämlich ein „psychosozialer Möglichkeitsraum“ zu sein – wie ihn Vera King (2002) beschrieben hat.

Das Konzept des adoleszenten Möglichkeitsraumes transzendiert ein an frühmodernen Verhältnissen orientiertes Verständnis von Jugend, indem er die Veränderungsdynamiken in modernisierten Gesellschaften angemessen berücksichtigt. In Abgrenzung zu Eriksons (1959) normativ geltenden Konzepts des psychosozialen Moratoriums, das die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft eher harmonisiert, betont dieses Modell in der

Ausformulierung von King die Gesamtheit von „generativen“ Aktivitäten und Haltungen. Generative Aktivitäten und Haltungen zielen nicht auf intentionale Erziehungspraxis im engeren Sinne, sondern vor allem auf die soziale Gewährleistung, dass adoleszente Individuation im Rahmen eines Moratoriums befördert und nicht zer- oder gestört wird (ebd.). Aus dieser erweiterten Perspektive auf die Generationenbeziehungen wird deutlich sichtbar, dass die Möglichkeit des Einzelnen, an Individuierungsprozesse teilzuhaben und sie voranzutreiben, an bestimmte Bedingungen geknüpft ist. Generativität impliziert im Verhältnis von Erwachsenengeneration zur Heranwachsenden eine spezifische Balance von Engagement und Zurückhaltung. Generative Verhaltensweisen oder Haltungen beinhalten hier eine gesamtgesellschaftliche Position, nämlich den Adoleszenten genügend Freiraum zu lassen, aber auch zur „Verwendung“ zur Verfügung zu stehen und den Entwicklungsraum nicht für sich selbst zu okkupieren.

Dieses Netz von Bedingungen gestaltet den adoleszenten Möglichkeitsraum, der damit wesentlich an (inter)generativen Bedingungen gebunden ist. In diesem Sinne gilt es bei adoleszenzspezifischen Fragestellungen die generationellen Verhältnisse und Abfolge zu berücksichtigen, die zugleich Dimensionen sozialer Ungleichheiten und Geschlechterbeziehungen mit einschließen.

Die Phase der Adoleszenz erfüllt nur dann ihre Funktion als Möglichkeitsraum und trägt eine potentielle Qualität in sich, wenn sie jene weitergehenden psychischen, kognitiven und sozialen Separations-, Entwicklungs- und Integrationsprozesse zulässt, die mit dem Ab-

schied von der Kindheit und der schrittweise Individuierung im Verhältnis zur Ursprungsfamilie, zu Herkunft und sozialen Kontexten in Zusammenhang stehen.

Adoleszenztheoretische Überlegungen fokussieren im Unterschied zum Jugendbegriff auf die Möglichkeit des Individuums, Autonomie zu erlangen. Neu und zunächst von Eissler (1958) und später von Erdheim (1982) in die theoretische Diskussion eingeführt ist dabei die Vorstellung, dass es im Prozess der Adoleszenz eine Auseinandersetzung mit den verinnerlichten Bildern der Eltern gibt und es dadurch nicht mehr zwangsläufig zu einer Wiederholung frühkindlicher Konfliktlösungsmuster kommen muss, sondern, dass eine „zweite Chance“ besteht, frühe Muster zu revidieren und sich dadurch von den frühen kindlichen Strukturen zumindest teilweise zu emanzipieren.

Der Adoleszenz wird damit ein größeres Veränderungspotential zugebilligt, das Zeit lässt für experimentieren, für hinausgeschobene, lebenswichtige Entscheidungen, wie Heirat, Kinder zeugen und gebären, Berufsfestlegungen usw. Im Mittelpunkt stehen drei komplexe Entwicklungsbereiche, die im adoleszenten Entwicklungsprozess transformiert bzw. neu herausgebildet werden. Die wesentlichen Aufgaben der Adoleszenz bestehen darin, sich innerlich von den Eltern der Kindheitsphase zu verabschieden, sich dem jeweils anderen Geschlecht zuzuwenden und die Gestaltung des eigenen, auch beruflichen Lebensentwurfes aktiv in die Wege zu leiten.

Die thematischen Verknüpfungen zwischen Adoleszenz und Migration lassen erkennen, dass es sich dabei um adoleszente Möglichkeitsräume handelt, die als kreative und des-

truktive psychodynamische und gesellschaftliche Prozesse ineinander greifen.

Das Veränderungspotential erfährt auf diese Weise eine Potenzierung, wie es Vera King und Angelika Schwab am Beispiel jugendlicher Flüchtlinge als eine „Verdoppelung des Transformationspotentials“ beschrieben haben (King/ Schwab 2000). Damit ist gemeint, dass junge Migrantinnen und Migranten eine Transformation sowohl auf kultureller und sozialer Ebene als auch auf der Ebene des Wandels vom Kind zum Erwachsenen erleben und gestalten. In beiden Dimensionen finden sich kreative und destruktive Momente, je nachdem in welcher Weise Migrationserfahrungen in den adoleszenten Entwicklungsprozessen verarbeitet werden oder in welcher Weise adoleszente Entwicklungen durch die Migration gefördert oder gehemmt, verändert oder nicht verändert werden.

Moderne Gesellschaften verlangen von Adoleszenten, bestimmte Fähigkeiten und Formen von Autonomie zu entwickeln. Diese Autonomieforderung kann insbesondere dann zur Überforderung führen, wenn keine Spielräume für die adoleszenten Entwicklungs- und Integrationsprozesse zur Verfügung stehen. Ein spielerischer, experimenteller Umgang mit der äußeren Welt und der Kultur, der für die adoleszente Kreativitätsentwicklung unabdingbar ist, ist nun aber für die adoleszenten Migranten in charakteristischer Weise eingeschränkt. Wie Apitzsch (1996) darauf hingewiesen hat, gibt es charakteristische Konstellationen insofern, als zum Beispiel Migrantenjugendliche ebenso wie arbeitslose Jugendliche überdurchschnittlich häufig mit Problemen der fehlenden sozialen Anerkennung zu kämpfen haben oder mit dem Problem ungünstiger gesellschaftlicher Rahmenbedingungen für die Verankerung in

der Kultur der Einwanderungsgesellschaft. Verankerungen sind dialektisch gesehen auch dazu nötig, um Jugendlichen im Gegenzug zu erlauben, sich mit der notwendigen Souveränität von denen abzugrenzen (King ebd.).

Gerade aus der Erkenntnis heraus, dass gesellschaftliche Strukturen individuell nicht beliebig veränderbar sind, frage ich danach, wie diese Aushandlungsprozesse auf biographischer Ebene konkret verlaufen und welche individuellen Entwürfe daraus entstehen. Erst eine Rekonstruktion des Einzelfalles kann darüber Aufschluss geben, ob in der Adoleszenz angelegte schöpferische Potentiale in der Migration bedeutungsvoll oder eher minimal genutzt wurden.

V. FALLDARSTELLUNG

Meiner Erfahrung nach gibt es in der Forschungspraxis – vereinfacht ausgedrückt – „gute“ und „schwierigere“ Gespräche. Ich habe für diesen Beitrag ein Gespräch von den schwierigeren ausgewählt. Schwierig erschien mir nicht der Fall an sich, sondern vielmehr die Beziehungsstruktur zwischen mir und meiner Gesprächspartnerin, die ich gleichzeitig als konstitutive Größe für qualitative Forschung erachte.

Meine Eindrücke von der jungen Migrantin lassen sich in einem einzigen Bild verdichten: Eine junge Ukrainerin verharrt in ihrem Au-pair-Dasein in einer dynamischen Regungslosigkeit. Die Widersprüchlichkeit als strukturgebendes Moment des Falles zeigte sich in vielfältigen Formen: in der Forschungsbeziehung ebenso wie auf der manifesten Textebene der

biographischen Selbstdarstellung der jungen Frau, die ich Irina Aslamowa genannt habe.

Irina lebte und arbeitete zur Zeit unseres Gesprächs als Au-pair in einer deutschen Mittelschichtsfamilie mit zwei Schulkindern in einem urbanen Vorort. Kurz nach unserem Gespräch kehrte sie nach einem insgesamt 12 monatigen Aufenthalt in ihr Heimatland, die Ukraine, zurück. Sie wuchs in einer Arbeiterfamilie eines Einhundertseelendorfes auf und studierte bereits auf Lehramt für Deutsch, als sie sich als 23-Jährige für einen Au-pair-Aufenthalt in Deutschland entschied. Es ist ihr erster Auslandsaufenthalt, zu dem sie unter erstaunten Blicken der Dorfbewohner aufbricht. Die Westmigration als vielversprechende Abenteuergeschichte ist in Irinas sozialer Umgebung nicht unbekannt, dennoch gab es unter Irinas Freundinnen keine einzige, die einen ähnlichen Weg gegangen und zu dem Zeitpunkt noch nicht verheiratet gewesen wäre. Irina begeht daher die Reise in vielfacher Hinsicht allein und diese Einsamkeit wird sie auch in der Migrationssituation begleiten. Eine selbstgewählte Isolation in der Migration und ihre defensive Handlungspraxis in Bezug auf die Gastfamilie prägten nicht nur ihren Alltag in der Fremde, sondern meldet sich strukturgebend sowohl in der Forschungsbeziehung als auch im Forschungsgespräch wieder.

Die Forschungsbeziehung ist zunächst von Irinas Inszenierung als bedürftige, hilfeschende und fördernde Frau bestimmt, die auf meine Solidarität als osteuropäische Migrantin zählt.

Vor dem Forschungsgespräch wendet sich Irina in mehreren Telefonaten klagend an mich und bittet um Hilfe bei der Kontaktauf-

nahme zu einer deutschen Universität, an der sie studieren wolle. Im Vorfeld des Gesprächs kreisen meine Phantasien um Themen herum, die mit Wertlosigkeit, Ab- und Entwertung, Verhinderung und Schuld zu tun haben. Im Gespräch präsentiert sich Irina ausgesprochen unglücklich: Sie hockt nach eigenen Aussagen in ihrem schlecht beheizten Kellerzimmer, besucht keine Sprachschule, verwirft den Plan eines Gaststudiums und zählt die Tage bis zu ihrer Rückkehr, ohne an Freizeitaktivitäten mit anderen Jugendlichen teilzunehmen. Ihr Unwohlsein kann und will sie jedoch nicht kundtun und spricht in langen Telefonaten nur mit ihrer Mutter über ihren Zweifel und Schmerz.

In der intimen Zweisamkeit des Gesprächs zeigt sich Irina als bemühte und herzliche Gastgeberin: Sie deckt den Tisch im gemütlichen Wohnzimmer mit diversen Säften und Schalen voll mit Süßigkeiten. In ihrer Wahrnehmung ignoriert sie den verbindlichen Charakter des Forschungsgesprächs und blendet aus, dass das Gespräch auf Tonband aufgenommen wird. Sie zeigt sich am Ende der Aufnahme höchst überrascht, dass eine Aufnahme bereits erfolgte.

Ein Interview also, das es als solche gar nicht gab? Ein schwieriges Unterfangen. Es haben weitere Aspekte dazu beigetragen, dass ich das Gespräch als schwierig eingeschätzt habe. Erstens möchte ich auf das gestörte Arbeitsbündnis zwischen Forscherin und Gesprächspartner hinweisen, das sich u.a. aus Irinas Erwartungshaltung und einer Rollenvermischung seitens der Forscherin ergab. Das Interview erwies sich aber auch unter methodischen Aspekten als unzureichend, nicht nur wegen der Missachtung der Aufnahmesituation durch Irina, sondern aus Gründen weiterer

formaler Unzulänglichkeiten: Es kam nicht zu einer Stegreiferzählung und Irinas mangelnde Sprachkenntnisse haben eine eigenwillige Dialogstruktur entstehen lassen. Diese Bedingungen haben schließlich die Form eines biographischen-narrativen Interviews gesprengt. Dennoch bietet das Verständnis dieser methodischen Mängel wichtige Erkenntnisse, wenn die Beziehungsstruktur als nutzbare Rahmung für die Rekonstruktion erachtet und mit in die Fallanalyse einbezogen wird.

VI. ILLUSTRATION DES FALLES ANHAND EINER SZENE

Im folgendem möchte ich an einer Szene mit dem Titel „Ich will nicht, dass meine Mama allein zu Hause. Weil Deutscher fährt nicht in die Ukraine. Besser ich bleibe hier. Allein.“, die aus dem Gespräch stammt, Irinas Phantasien über Migration, ihre Zukunft und Beziehungen rekonstruieren.

Irina: Ich hatte früher immer ganz andere Gedanken wie ich habe jetzt. Für mich Geld war sehr wichtig. Weil ich hatte nicht alles, was ich will. Und was Wichtigste? Natürlich Geld. Ich hatte sehr wenig Geld. Und ich denke immer: Ich will nach Deutschland, zum Beispiel dort studieren. Vielleicht dort kann ich Freund suchen. Und was noch? Und ich habe gedacht: Mein Gott! Ich fahre schon bald nach Deutschland. Und ich will nicht hier einen Freund. Und was passiert? Letzten Monat ich bin in der Ukraine und ich habe einen Freund kennen gelernt. Sehr gut! Und jetzt ich fahre nach Deutschland nicht so frei, kann man so sagen. Kann ich mit ihm besser fahren. Weil meine Freundin auch kennt ihn.

Und sie sagte: Er ist sehr gut. Du sollst mit ihm, weil du hast gesehen, wie steht er zu dir. Sehr gut und das ist Glück. Weil er macht alles für dich. Und ich habe gedacht, vielleicht ja. Ja. Sie hat recht. Weil was ist Geld? Das nicht so wichtig. Wichtigste, dass mit wem machst für dich. ((lacht)) Ich brauche nicht so besonders. Welche Perspektive ich brauche. Mir ist egal.

J.J.: Und wem würdest du, wenn du jetzt wieder in der Ukraine bist, ja? Welchen Personen würdest du empfehlen - dass sie nach Deutschland kommen sollten? Dass es gut für sie sei?

Irina: Nun. Weiß ich nicht. ((5 sec)) Natürlich hier ist gut. Zum Beispiel Mädchen, die wollen sehr viel Geld. Oder die wollen hier heiraten. Das ist sehr ((lacht)) gute Möglichkeit nach Deutschland als Au-pair fahren und hier ist kein besonderes Problem Freund suchen oder so was. Weil besuchen Disco und so weiter. Aber ich will nicht. Ich habe Angst, dass ich finde hier jemanden. Und ich wollte nicht schon nach Hause und ich will nicht so meinen Freund lassen so. Ich will nicht. Weil er glaubt, dass ich komme zurück. Und er hat mir geschrieben, dass suchst du kein Freund? Und ich habe bisher gedacht: Kannst du gehen so in Disco. Ich war einmal in Großstadt A. mit anderen Freunden. Aber ich will nicht hier. Ich will nach Hause. ((4 sec)) Weil ich zum Beispiel finde hier Freund. Und dieser Freund in der Ukraine, ich bin in ihn nicht verliebt. Und das ist kein Problem, hier mich verlieben ((lacht)). Aber ich will nicht, dass meine Mama allein zu Hause. Weil Deutscher fährt nicht in die Ukraine. ((lacht)) Und besser ich bleibe hier. Allein. (...) Weil was hier? Ich habe hier alles. Ich wohne hier kostenlos. Ich esse hier kostenlos. Was? Ich mache hier

fast nichts. Nur Ordnung. Das mache ich für mich. Geschirr wasche ich, weil Spülmaschine kaputt. Aber. Ich mache nichts. Andere bügeln. Ich bügele nicht. Ich koche nicht hier. (...) Und kann man nicht sagen, dass mir ist schlecht. Ich habe nur Schlechtes erzählt. Was schlecht ist hier. Und was Gutes, vielleicht mehr gut ist hier als schlecht. Und verdiene noch Geld. Ich habe zuerst mich nicht sehr gut hier gefühlt. (...) Ich habe so gedacht: Ich mache hier nichts. Ich wohne hier und ich esse hier. Und ich bekomme noch Geld. Das ist so, weil ich weiß, dass ich in der Ukraine hatte so wenig. Und für mich das ist sehr viel Geld. Und ich habe mich so schlecht hier gefühlt. Ich habe Angst, das nehmen und essen, weil meine Familie ist da. Und ich Früchte habe nicht gegessen und Joghurt und so. Ich habe niemals das gegessen. Wenn Familie ist nicht da, dann ich habe gegessen.

JJ.: Sie geben dir so viel.

Irina: Ja

JJ.: Und du machst nichts dafür.

Irina: Ja. Und ich habe gedacht, dass das ist nicht gut. Warum meine Familie braucht mich? Aber dann ich habe gedacht, dass Familie hat mich gesucht, nicht ich diese Familie. Familie hat mich gesucht und mich braucht. Dass noch wenig, was meine Familie für mich gibt. Weil sie sollen noch Monatskarte bezahlen. Das ist teuer. Und jetzt bisschen fühle ich mich besser. Aber das ist nicht für mich. ((3 sec)) Weil ich habe dir erzählt, ich fühle mich nicht gut. Weil ich gucke nicht Fernseher hier. Ich habe immer Angst, dass ich mache nicht richtig. Das ist nicht für solche Leute wie ich. Aber das ist sehr schön als Au-pair nach Deutschland fahren. ((2 sec)) So. Ich bin sehr froh, dass ich bin hier (...) (Jancsó 2003, Interview mit Irina Aslamowa,

33/26 – 35/50).

Irina reflektiert an dieser Stelle des Gesprächs zunächst die Veränderung ihrer Einstellung über materiellen Wohlstand: Die Selbstverständlichkeit, mit der sie Wohlstand als höchste Priorität ansieht, stellt sie in der Migration in Frage. Die Problematik entfaltet sich an dem Punkt, dass das Geld, was sie als Au-pair verdient, in der Ukraine unwahrscheinlich viel wert ist. Wenn Irina über Geld spricht, setzt sie es als trennendes Element zwischen Migration und Herkunft ein und markiert damit eine Grenze, die sie in ihrer adoleszenten Suchbewegung überschritten hat. Geld erscheint hier als für sie greifbarer Fokus ihrer Auseinandersetzung mit einer neuen Lebensrealität in der deutschen Gastfamilie.

Irina zeigt sich zerrissen zwischen Verlockung und hemmender Angst. Die Verlockung wird vor allem durch adoleszente Größenphantasien über Sexualität, Reichtum und eigene Bildungsprojekte verkörpert. Zwar ist Irina in eine fremde Welt aufgebrochen, erfährt ihr Wunsch nach Entfaltung und Wachstum keine Realisierung, zumal sie sich in der Migration vollständig isoliert und ihren ursprünglichen Wünschen in keiner Form nachgeht.

Was hindert Irina daran, die Möglichkeiten, die ihr die Au-pair-Situation bieten, auszuschnüffeln?

Ihre Ambivalenz und ihre Angst vor dem Fremden stellen zunächst einen konstitutiven Bestandteil des adoleszenten Entwicklungsprozess dar. Aufschlussreich ist vielmehr ihr Umgang mit Angst auslösenden Situationen und Phantasien. Das szenische Beispiel über Früchte und Joghurt, die sie in Anwesenheit der Gastfamilie nicht zu essen wagt, zeigt

anschaulich die Konflikthaftigkeit, Neues in sich aufnehmen zu wollen, im Gegenzug aber davor schuldbeladen zurückzuschrecken. Ihren Isolationszustand und ihre Regungslosigkeit verstehe ich daher als Reaktion auf einen ungelösten inneren Konflikt, dessen Dynamik der Adoleszenz entspringt und durch die Migration eine Zuspitzung erfährt. Um welchen inneren Konflikt handelt es sich?

Die gewählte Interviewsequenz enthält aus meiner Sicht wichtige Hinweise auf Irinas innere Beziehungsstruktur, die den Adoleszenzverlauf und ihren Umgang mit dem Migrationsprojekt vorstrukturiert. Auffallend sind dabei Gefühle von Angst, Schuld und Scham, die ihren Handlungsspielraum stark eingrenzen. Als Rahmenbedingungen der Migration thematisiert sie hier eine gegengeschlechtliche Liebesbeziehung sowie die Mutter-Tochter-Beziehung. Zwar hat sich Irina mit der Phantasie auf den Weg gemacht, das eigene Bildungsprojekt im westlichen Ausland fortzusetzen oder sogar einen Partner in Deutschland zu finden, doch geht sie in der Heimat einer Bindung ein, die ihr das Gefühl gibt, die Reise ins Unbekannte „nicht frei“ anzutreten. Irina spannt damit ein Sicherheitsseil um sich, das ihr die Rückkehr in das Vertraute sicherstellen soll. Die Partnerwahl erscheint hier nicht als Teil des Ablösungsprozesses, sondern als Mittel, sich vor drohenden Verlusten zu schützen. Eine leidenschaftliche Liebesbeziehung scheint aus Irinas Perspektive keine Voraussetzung für eine tragfähige Partnerschaft zu sein, zumal sie partnerschaftliches Glück auf eine wohlwollende männliche Haltung gegenüber der Frau fokussiert und eigene Bedürfnisse ausklammert. Diese Strategie korrespondiert mit traditionellen Mustern der Familiengründung,

in deren Mittelpunkt die Sicherstellung der materiellen Versorgung steht. Die Partnerschaft bietet damit in Irinas Phantasie keinen geeigneten Weg, sich von der Ursprungsfamilie zu lösen, sondern bietet Sicherheit in der potentiell offenen Situation der Adoleszenz und der Migration.

In Deutschland einen Liebespartner zu finden erscheint aus Irinas Perspektive als Bedrohung, zumal eine Beziehung zu einem Mann in Irinas Phantasie die Gefahr in sich birgt, ihre Mutter allein zu lassen, d.h. eigene Wege zu gehen, ihrer töchterlichen Verpflichtung der Mutter gegenüber nicht nachzukommen und damit den Bund zwischen Mutter und Tochter zu hintergehen. Eine Ablösung von der Ursprungsfamilie als zentrale Herausforderung der Adoleszenz wird dadurch übergangen, zumal Irinas Bindung an die Mutter von Schuldgefühlen überfrachtet ist. Sie will in der Migration allein bleiben, damit die Mutter in der Heimat nicht allein bleiben muss, als erblicke Irina zwischen Kindbleiben und Erwachsenwerden keinen Zwischenraum, der Autonomie zulässt.

In der Gastfamilie identifiziert sie sich mit institutionellen Aufgaben eines Au-pairs und meidet Gemeinsamkeiten mit der Familie, indem sie die Unterschiede betont. Aus der inneren Position der Ausgeschlossenen heraus fällt es ihr ausgesprochen schwer, sich selbstbewusst in der Gastfamilie zu positionieren und Konflikte auszutragen.

Durch diese regressive Wendung wird die adoleszente Dynamik ausgebremst und das Migrationsprojekt zu einem Aufenthalt, den Irina nur erleidet anstatt die Migration als Möglichkeitsraum für inneres Wachstum einzunehmen. Eine

Auseinandersetzung mit der Außenwelt kann nur sehr begrenzt stattfinden. Das adoleszente Veränderungspotential wird zum Bewahren der bestehenden Tradition und Ordnung eingefroren. Damit wird eine sozio-kulturelle Dynamik abgewehrt. Irina kann Deutschland und das Heimatland nur als konkurrierende Größen erleben, infolgedessen verwandelt sie die Migration in einen leidenschaftslosen Aufenthalt. Damit zieht die Migration als adoleszenter Aufbruch scheinbar konsequenzlos an Irina vorbei. Es muss so sein, damit Irina keinen Verrat an der Mutter begeht. Die Angst, die Mutter zu hintergehen und ihre Gunst zu verlieren, ist so gewaltig, dass Irina sich in der Migration freiwillig still stellt. Physisch ist sie zwar von der Mutter entfernt, aber die adoleszenten Potentiale, die in der Migration eine innere Ablösung vorantreiben könnten, werden von ihr konsequent übergangen.

Die Forschungssituation als eigenständige Dimension in die Fallanalyse mit einzubeziehen bringt den Gewinn eines erweiterten Blickes auf die Dynamik der biographischen Selbstpräsentation. Aus dieser Perspektive stellen sich folgende Fragen: Welchen Bedürfnissen entspringt Irinas Inszenierung eines freundschaftlichen Nachbarbesuchs zweier sich solidarisierenden Frauen? Kann Irina in der Forschungssituation neue Erfahrungen mit sich und ihrer Umgebung machen oder reinzeniert sie bereits Bekanntes? Diese Fragen sind entscheidend, wenn es um die Frage geht, wie reflexiv Irina mit biographischen Erfahrungen umgeht:

Findet sie einen schöpferischen Umgang mit ihren biographischen Ressourcen und damit einen Zugang zu neuen Erfahrungen? In der Art, wie Irina mit der fremden Situation

umgeht, der sie in der Forschungssituation begegnet, steckt ein Hinweis darauf, welche innere Ressourcen sie für die Bewältigung adoleszenter Konflikte und die Verarbeitung ihrer Migrationserfahrung mobilisiert.

Irina stellt nämlich eine Situation wieder her, die ihr aus der dörflichen Umgebung ihrer Heimat bekannt vorkommt: Nachbarinnen klopfen an der Tür, sie kommen, setzen sich, plaudern, nehmen ein Stück Kuchen und gehen. Dieses alltägliche Kommunikationsforum sichert das Gemeinschaftsgefühl, erzeugt und symbolisiert gegenseitige Anerkennung und Zugehörigkeit. In der Isolation ihres Au-pair-Daseins greift Irina mit einer Selbstverständlichkeit auf die stabilisierende Funktion des Nachbarbesuchs zurück und schöpft neue Kraft daraus. Die Forschungssituation öffnet sie dadurch nur bedingt für neue Erfahrungen, vielmehr wird die Begegnung mit der fremden Forscherin, deren Fremdheit sie situativ leugnet, zu einem Ersatz fehlender sozialer Kontakte in der Fremde, wo Irina - weitgehend sozial und emotional isoliert -, auf eine Rückkehr in die vertraute Heimat wartet.

Die Vereinzelung der Individuen, die Tendenz, sich aus Bindungen herauszulösen, ist ein grundlegendes Charakteristikum für modernisierte Gesellschaften, die Irina in der Form nicht kannte, zumal sie in dörflichen Strukturen einer sich transformierenden agrarischen Gesellschaft aufwuchs. Irina gehört zu einer Generation, die durch die mediale Vernetzung und globalen kulturellen Austausch mit dem Wertesystem der modernen Industriegesellschaften nicht nur in Berührung kam, sondern m.E. sich auch daran orientiert. So war Irinas Leben von existentiellen Problemen eingerahmt und von der Sehnsucht nach einer sorglosen

Existenz begleitet, deren Verwirklichung sie nicht zuletzt von der Migration erwartete. Als Irina aber der Realität des Au-pair-Alltages ins Auge schaut, wird ihr auch der Verlust bewusst: In der Migration ist sie allein, nicht nur, weil sie ihre Beziehungen und Netzwerke verliert, sondern weil sie neuen Gesetzen des Zusammenlebens unterworfen ist, nämlich denen der individualisierten Gesellschaften.

Die dominante Linie in Irinas Biographie zeigt also eine Tendenz, die sich durch eine Resistenz gegen Veränderungen auszeichnet und die Anstrengung Irinas deutlich macht, in ihrer Regungslosigkeit alles so zu halten, wie es ist. Auf der latenten Ebene ist aber eine Entwicklung zu entziffern, die hauptsächlich darin besteht, dass Irina sich von der Konsum-Orientierung, die sie mit einer westlichen Lebensweise verbindet, löst und den Wert haltender sozialer Bindungen erkennt, wie sie sie aus ihrer heimatlichen dörflichen Umgebung kennt. Das Zusammenspiel dieser zwei gegensätzlichen Tendenzen ergibt für mich den Sinn einer dynamischen Regungslosigkeit, deren kreative Potentiale im Verborgenen liegen. Irinas Kreativität äußert sich für mich in der Fähigkeit, sich von Konsumorientiertheit nicht blenden zu lassen und eine andere Perspektive zu entwickeln. Die Angst, die sie in der Migration permanent begleitet, ist somit gleichwohl ein Ausdruck für die Bedrohung, die Werte der Sozialität in der Migration verlieren zu können.

VII. ZUSAMMENFASSUNG

Welche Erkenntnisse können anhand des Fallbeispiels über die Verarbeitungsprozesse

von Migrationserfahrungen in der adoleszenten Selbstsuche gewonnen werden? Wie beeinflusst die Migration den adoleszenten Entwicklungsprozess und dessen biographische Einbettung?

Das Beispiel der jungen Ukrainerin zeigt, dass äußere wie innere Realitäten gleichermaßen bestimmen, in welcher Weise ein kreativer Umgang mit Migrationsprojekten und daran geknüpften Identitätsprojekten im Einzelnen möglich ist. Wenn man auf den adoleszenten Prozess fokussiert, wird es deutlich, dass Irina das Au-pair-Projekt als Bedrohung für ihr inneres Gleichgewicht verhandelt und statt eines adoleszenten Aufbruchs sich regressiv auf vertraute Beziehungsstrukturen zurückzieht. Die Migration brachte im Weiteren ein konfliktreiches und ungelöstes Element der Mutter-Tochter-Beziehung ans Licht und zwang die junge Frau zu einer klaren Positionierung in bezug auf Herkunftsfamilie und -kultur. Zum Zweiten setzte die Migration eine Dynamik in Gang, die bewirkte, dass Irina am Ende einer Auseinandersetzung über unterschiedliche Wertevorstellungen mit einer geänderten Position in ihre Heimat zurückkehrte.

Das Beispiel zeigt die innere Determination des adoleszenten Möglichkeitsraumes. Untersuchungen der sozialen Bedingungen und entsprechende Verlaufsformen der Migration allein können nicht hinreichend erklären, dass eigene Möglichkeiten nicht einmal ausgelotet, sondern gehemmt werden. Die Berücksichtigung der Forschungsbeziehung in der Rekonstruktion vertieft das Verständnis, welche entscheidende Rolle psychische Konflikte bei der Bearbeitung biographischer Erfahrungen spielen.

ENDNOTEN

¹ Vgl. Jancsó 2003. Das qualitative Forschungsdesign der Arbeit erfolgte nach der Biographieforschung (Dausien 1996, Apitzsch/Inowlocki 2000), in enger Anlehnung an die Ethnohermeneutik (Bosse 1994, Bosse/King 1998) die den Grundsätzen einer reflexiven Hermeneutik (Bosse 2001, King 2004) verpflichtet ist.

LITERATURVERZEICHNIS

Apitzsch, Ursula (1996): *Migration und Traditionsbildung*. In: Karpf, Ernst/Kiesel, Doron: *Politische Kultur und politische Bildung Jugendlicher ausländischer Herkunft*, Frankfurt am Main.

Apitzsch, Ursula / Inowlocki, Lena (2000): *Biographical Analysis: A ‚German School‘?* In: Chamberlayne, Prue / Bornat, Joanna / Wengraf, Tom: *The turn to biographical methods in social science. Comparative issues and examples*, London, Routledge.

Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2002): *Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin und Bonn, <http://www.integrationsbeauftragte.de/download/lage5.pdf> (20.02.2006).

Bosse, Hans (1994): *Der fremde Mann. Jugend, Männlichkeit, Macht. Eine Ethnoanalyse*, Frankfurt am Main, Fischer.

Bosse, Hans (1995): *Nicht länger Daddys Liebling. Schicksale schöpferischer Weiblichkeit in der Adoleszenz*. In: Heinemann, Evelyn / Krauss, Werner: *Geschlecht und Kultur. Beiträge zur Ethnopsychanalyse*, Nürnberg, Institut für Soziale und Kulturelle Arbeit.

Bosse, Hans (2001): *Subjektives und strukturelles Unbewusstes*. In: *Arbeitshefte zur Gruppenanalyse 2*, Münster.

Bosse, Hans/ King, Vera (1998): *Die Angst vor dem Fremden und die Sehnsucht nach dem Fremden in der Adoleszenz. Fallstudie einer Gruppe von Spätadoleszenten, interpretiert mit dem Ansatz psychoanalytisch – sozialwissenschaftlicher Hermeneutik und der Ethnohermeneutik*. In: König, Hans-Dieter: *Sozialpsychologie des Rechtsextremismus*, Frankfurt am Main, Subrkamp.

Dausien, Bettina (1996): *Biographie und Geschlecht*. Zur

biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen, Donat.

Dausien, Bettina (2000): *Migration – Biographie – Geschlecht*. Zur Einführung in einen mehrwertigen Zusammenhang. In: Dausien, Bettina / Calloni, Marina et al.: *Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung*, Univ. Bremen.

Eissler, K. (1958): *Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender nebst einigen Überlegungen zum Problem der Perversion*, *Psyche* (20): 837-872.

Erdbeim, Mario (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozess*, Frankfurt am Main, Subrkamp.

Erikson, Erik H. (1959): *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main, Subrkamp 1966.

Gather, Claudia / Geissler, Birgit / Rerrich, Maria S. (2002): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Hausarbeit im globalen Wandel*, Münster, Westfälisches Dampfboot.

Hess, Sabine (2002): *Au Pair als informalisierte Hausarbeit. Zur neue internationalen Arbeitsteilung im Privathaushalt*. In: Gather, Claudia / Geissler, Birgit / Rerrich, Maria S.: *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Hausarbeit im globalen Wandel*, Münster, Westfälisches Dampfboot.

Hess, Sabine / Lenz, Ramona (2001): *Das Comeback der Dienstmädchen. Zwei Ethnographische Fallstudien in Deutschland und Zypern über die neuen Arbeitgeberinnen im Privathaushalt*. In: Sabine Hess / Ramona Lenz: *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*, Königstein/Ts., Helmer.

Jancsó, Julia (2003): *Migration in der Adoleszenz – Osteuropäische Au-pairs. Biographische Fallrekonstruktionen unter besonderer Berücksichtigung adoleszenter Weiblichkeitsentwürfe*, Magister Abschlussarbeit am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der J.W. Goethe Universität, Frankfurt am Main.

King, Vera (2002): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*, Frankfurt am Main.

King, Vera (2004): *Das Denkbare und das Ausgeschlossene. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, Wiesbaden, VS-Verlag.

King, Vera / Schwab, Angelika (2000): *Flucht und Asylsuche als Entwicklungsbedingungen der Adoleszenz. Ansatzpunkte pädagogischer Begleitung am Beispiel einer Fallgeschichte*. In:

Müller, Burkhard / King, Vera: *Adoleszenz und pädagogische Praxis*, Freiburg, Lambertus.

Lutz, Helma (2000): *Ethnizität, Profession, Geschlecht. Die neue Dienstmädchenfrage als Herausforderung für die Migrations- und Frauenforschung*, Münster, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Arbeitsstelle Interkulturelle Pädagogik

Morokvasic, Mirjana (1991): *Fortress Europe and Migrant Women*. In: *Feminist Review*, Nr. 39.

Scholz, Sylka (2003): *Das narrative Interview als Ort eines männlichen Spiels? Prozesse des Doing Gender in der Interviewinteraktion*. In: Bruder, Klaus-Jürgen: *Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben*, Giessen, Psychosozial Verlag.

Pilkington, Hilary (1996): *Gender, generation and identity in contemporary Russia*, London Routledge.

Pilkington, Hilary / Omel'chenko, Elena / Flynn, Moya et al. (2002): *Looking West? Cultural globalization and Russian youth culture*, University Park, Pennsylvania State University Press.

Wallace, Claire (2001): *Patterns of migration in Central Europe*, Hampsh. Palgrave.

TEIL 2:

ERFAHRUNGSDIFFERENZEN
ZWISCHEN GENERATIONEN
IN DEN UMBRÜCHEN
DER OSTDEUTSCHEN
GESELLSCHAFT

TRANSFORMATION UND
GENERATIONENDIFFERENZ.
ZUR
INTERGENERATIONELLEN
KOMMUNIKATION IN
OSTDEUTSCHEN FAMILIEN

5

TRANSFORMATION UND GENERATIONENDIFFERENZ.
ZUR INTERGENERATIONELLEN KOMMUNIKATION IN OSTDEUTSCHEN FAMILIEN

von Mirko Punken (Leipzig)

In der öffentlichen Debatte wurde wiederholt darauf hingewiesen¹, dass sich die Haltungen zwischen den Menschen in Ost und West weiterhin unterscheiden, so dass man auch 15 Jahre nach der Wende und der Wiedervereinigung noch nicht davon sprechen könne, dass die Deutschen zu einer inneren Einheit gefunden hätten. Gemeinhin wird davon ausgegangen, dass dies eher ein Problem all jener Kohorten darstellt, die zum Zeitpunkt des Systemumbruchs in Ostdeutschland bereits erwachsen waren und längere Zeit im Erwerbsleben standen. Mit dem Nachwachsen der jüngeren Kohorten in einer vereinigten Gesellschaft würden sich diese Unterschiede zunehmend

nivellieren.

Diese Annahme vernachlässigt jedoch die Tatsache, dass es recht eigenständige familiäre Interpretationsressourcen und familiäre Traditionsübermittlungen gibt, die eine Distanzierung gegenüber kollektiv-historischen Großereignissen und gesamtgesellschaftlichen Orientierungs- und Legitimationsdoktrinen – seien sie dem Individuum als offizielles Deutungssystem der SED-Diktatur auferlegt oder von den gegenwärtigen Interpretationsfolien der globalisierten Gesellschaft bestimmt – ermöglichen können. Im Allgemeinen muss man wohl von einer wechselseitigen Beeinflussung von gesellschaftlicher Entwicklung und familialen Interpretationsressourcen und Traditionsübermittlungen ausgehen. Diesem Zusammenhang zwischen interpretativ wirksamen Familienkulturen und den Auswirkungen kollektiv-historischer Brucherfahrungen soll im Folgenden nachgegangen werden.

FAMILIE UND TRANSFORMATION

Um die Funktion der Familie in gesellschaftlichen Transformationssituationen zu verstehen, ist es notwendig, sich ihre Bedeutung im Sozialisationsprozess überhaupt vor Augen zu führen. In der Familie werden durch die Generationen hindurch Fähigkeiten der Rollenübernahme² und eine Ausstattung mit speziellem Wissen für angemessene Situationsdefinitionen³ weitergegeben. Diese Fähigkeiten und das spezifisch ausgestaltete Wissen sind zu einem für diese Gruppe selbstverständlichen Rezeptwissen kondensiert. Ein solches ‚habituelles Wissen‘ stellt eine spezifische Selektion aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat dar, die unter anderem auch grundlegende Haltungen

für den Umgang mit gesellschaftlicher Umwelt und mit individuellen Lebensanforderungen bereitstellt. Nur vor diesem Hintergrund – der Bereitstellung von typischen Lösungen für typische Probleme – ist das familientypische Rezeptwissen zu verstehen und es erfährt auch nur aus dieser Entwicklung seine Legitimation.⁴

Auf diesen in der Interaktionsgeschichte der Gruppe verankerten Familienhabitus trifft immer wieder die Herausforderung neuer sozialer Situationen. Dieses Wissen ist also insofern nicht feststehend, sondern unterliegt einem beständigen Entwicklungsprozess. Allein der selbstverständliche soziale Wandel führt zu einer beständigen Diskrepanz zwischen den realen sozialen Gegebenheiten und den habituellen Wissensbeständen bzw. den familialen Orientierungsmitteln. Daraus entstehen Anpassungsschwierigkeiten, die durch Orientierungsexperimente überwunden werden müssen.⁵ Das führt zu einer ständigen Reformierung der Wissensbestände, wobei hier von einer wechselseitigen Anregung zwischen den Familiengenerationen ausgegangen werden muss. Die Wissensvermittlung läuft demzufolge nicht nur von den älteren zu den jüngeren, sondern es sind umgekehrt auch Innovationen und Anregungen von den nachkommenden Familiengenerationen für den Umgang mit Neuem zu erwarten⁶.

Man muss also im Normalfall von einer ständigen Dialektik zwischen Tradition und Modernisierung ausgehen, mit der sich jede Familie zu jedem beliebigen historischen Zeitpunkt konfrontiert sieht. Diese Dialektik führt auf der Ebene des jeweiligen Individuums zur beständigen Notwendigkeit individualisierter biographischer Identitätsarbeit, deren Effekte dann jeweils innerhalb der familienkulturellen

Besonderheiten gedeutet werden müssen. Da das nicht immer möglich ist, kommt es im Rahmen dieser Entwicklung zu Generationenkonflikten, an deren Ausgang es aber häufig gelingt, familiäre Kohärenz herzustellen, anderenfalls kann es zum Zerbrechen des Familienarrangements kommen. Diese Konflikte entstehen dann aber intendiert, d.h. die konfligierenden Perspektiven werden von den Akteuren der verschiedenen Familiengenerationen selbstbestimmt eingenommen.

In gesellschaftlichen Transformationssituationen kommt es nun zu so eklatanten Brüchen in der sozialen Umwelt der Familie, dass tradierte familiäre Wissensbestände und Orientierungen besonders rasch obsolet werden können. Es kann zu Zusammenbrüchen von ganzen Orientierungssystemen kommen, weil sie angesichts der gesellschaftlichen Transformation ihre Plausibilität verlieren. Durch den Verlust bisher alltäglicher Erwartungssicherheiten geht fast zwangsläufig die Anwendbarkeit verschiedener habitueller Wissensbestände verloren. Anpassungsleistungen sind unter diesen Umständen nicht mehr ohne weiteres möglich. Es werden individuelle Strategien notwendig, die es den Akteuren ermöglichen, mit den Auswirkungen des Transformationsprozesses in ihrer Lebenswelt umzugehen. Diese verstärkte Anpassungsnotwendigkeit provoziert bei den Akteuren ‚nicht-intendierte Individualisierungsprozesse‘, d.h. aus den individuellen Anpassungsleistungen können unvorhergesehene und vor allem ungewollte individualisierende Effekte resultieren, die mit der jeweiligen Familienkultur potentiell in Konflikt stehen. Diese konfligierenden Perspektiven entstehen dann nämlich im Unterschied zum ‚normalen‘ Generationenkonflikt durch die

Akteure ungewusst, weil die Anpassungsleistungen an die veränderte Lebenswelt oft unabhängig von der Familie in der ganz individuellen Auseinandersetzung mit den neuen gesellschaftlichen Anforderungen erzwungen werden, ohne dass ihre Effekte innerhalb der familienkulturellen Besonderheiten gedeutet werden können. In solchen Fällen ist die (Wieder-)Herstellung von Kohärenz innerhalb der Familie mit weitreichenderen Problemen verbunden als innerhalb des bloßen Generationenkonfliktes. Die neuen Lösungen müssen mit den familialen Überlieferungen auf einen Nenner gebracht werden. Demgegenüber ist die schützende Stabilität der Familie offenbar angesichts der gesellschaftlichen Unsicherheit besonders wichtig, um die Akteure mit den notwendigen Ressourcen zur kreativen Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlich produzierten Neuen auszustatten.

Angesichts der gerade für Ostdeutschland besonders brisanten Lage, die Menschen waren und sind hier sehr viel einschneidender als in Westdeutschland von kollektiv-historischen Umbruchserfahrungen betroffen, erscheint die Angewiesenheit auf die familiäre Binnensolidarität zum Zwecke der sinnhaften Bearbeitung und Abfederung dieser einschneidenden Umbruchserfahrungen besonders hoch. Diese starke Angewiesenheit auf die Familie wurde unter anderem durch einen Mangel an gesellschaftlichen bzw. überfamilialen Gegeninstitutionen der Sinnstiftung weiter verstärkt. Hier stellten auch die beiden Kirchen für viele Menschen keine Alternative dar, da eine Hinwendung zur Kirche aufgrund des verbreiteten Atheismus und auf Dauer gestellten Staat-Kirche-Konfliktes mit potentiell hohen biographischen Kosten verbunden war.

Die Frage die aus dieser Betrachtung der speziellen Funktion der Familie besonders für den ostdeutschen Kontext erwächst, ist die nach einem speziellen Generationenverhältnis bzw. der Generationendynamik in Familie und Gesellschaft angesichts der einschneidenden kollektiv-historischen Brucherfahrungen. Legt man die existierenden Forschungen zu Generationen in Ostdeutschland zugrunde (Geulen 1998, Göschel 1999, Lindner 1997) lassen sich die dort thematisierten Generationenstrukturen letztlich auf drei dominierende Generationengestalten innerhalb der ostdeutschen Entwicklung zurückführen: nämlich die politisch und sozial-kulturell bewegte Gründergeneration; die zweite Generation, die angesichts der sinnstiftenden Übermächtigkeit der ersten Generation keine eigenangeeigneten und eigendefinierten Gesellschaftsgestaltungspunkte entwickeln konnte oder wollte und innerhalb des immer noch normativ maßgeblichen Sinnsystems der Gründergeneration einfach nur technokratisch funktionieren sollte oder wollte; sowie die dritte Generation der Enkelkinder, die von ihrer Elterngeneration angesichts des Funktionsdrucks, der letztere ausgesetzt war, und angesichts derer Abstinenz in Sinn- und Legitimationsfragen keine überzeugenden gesellschaftlichen Gestaltungsideen von dieser vermittelt bekam.

In Abgrenzung zu einer solchen idealtypischen Konstruktion quasi objektiv fassbarer Generationenstrukturen ganzer Kohorten soll es in dem hier präsentierten Zugang „um eine Annäherung an die subjektive Selbst- und Fremdverortung von Menschen in ihrer Zeit und deren damit verbundene Sinnstiftungen“ gehen (Reulecke 2003, VIII). Mit Hilfe der vorgenannten idealtypischen Einteilung als Hypothese lässt sich u. U. aber ermitteln, ob

in der intergenerationellen Kommunikation tatsächlich eine solche Abfolge dreier Generationenlagerungen und Generationszusammenhänge in ihrer jeweiligen Fremdheit füreinander differentialdiagnostisch festzustellen ist und welche Rolle die entsprechenden Generationenunterschiede in den innerfamiliären Generationenbeziehungen und in der individuellen biographischen Arbeit der einzelnen Familienmitglieder spielen. Dadurch soll der Zusammenhang zwischen familiärer Tradierung und gesellschaftlicher Modernisierung erhellt und darüber hinaus Erkenntnisse bezüglich der Herausbildung gesellschaftlicher Generationenstrukturen gewonnen werden.

FALLANALYTISCHE KONKRETISIERUNG DER GENERATIONENVERHÄLTNISSE

Um die dargestellten komplexen Zusammenhänge auf diesem begrenzten Raum zu konkretisieren, findet hier eine Konzentration auf die Repräsentation der Wende und ihrer handlungspraktischen Konsequenzen für die verschiedenen Familiengenerationen statt. Es werden zwei Familien aus einem fallanalytisch arbeitenden Forschungsprojekt⁷ zum Generationenwandel in Ostdeutschland präsentiert und an ihnen exemplarisch diese Zusammenhänge verdeutlicht, um zumindest Ansatzweise herauszuarbeiten, wie die Generationendynamik in ostdeutschen Familien verhandelt wird und wie Modernisierung und Tradierung aufeinander treffen. Als Datengrundlage werden in dem Projekt narrative Familiengeschichten mit dem bisher eher selten zur Anwendung gekommenen qualitativen Forschungsinstrument des Familieninterviews⁸ erhoben. Es handelt sich dabei in der Regel um Interviews mit Re-

präsentanten dreier Familiengenerationen, die idealerweise den oben ausgeführten, tentativen gesellschaftlichen Generationenstrukturen entsprechen sollten.

Im ersten Fallbeispiel werden auftretende intergenerationelle Fremdheitsrelationen durch die Rekursion auf Themen überblendet, die eine Perspektive generationenübergreifender Einheiten eröffnet.

Die älteste Familiengeneration war als Ärztepaar über den beruflichen Bereich hoch integriert. Dadurch konnte die Familie eine relative Unantastbarkeit der familiären Privatwelt ohne übermäßige ideologische Zugeständnisse, wie z.B. den Parteieintritt, bewahren. Die Großmutter war auch über die Wende hinaus erfolgreich in ihrem Beruf. Für die Mutter – ihre leibliche Tochter – wurde die Wende zum Initialerlebnis einer individuellen Erfolgsgeschichte, in deren Rahmen sie durch kommunales Engagement zu beträchtlichem sozialen Ansehen und wirtschaftlichen Erfolg gelangte. Die Tochter absolvierte zum Interviewzeitpunkt gerade ihr Abitur und beabsichtigte, die von Großmutter, Großvater und Vater vorgegebene berufsbiographische Tradition des Medizinstudiums fortzuschreiben.⁹

Grundsätzlich nimmt die Großmutter – trotz ihres nicht unbeträchtlichen beruflichen Aufstiegs nach der Wende – während des ganzen Interviews eine Haltung der Distanz zur aktuellen Gesellschaft ein. Sie eröffnet das Interview mit einer Gesellschaftstheorie, die man als Verfallsmythos beschreiben kann. Dabei stellt sie die gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland seit der Kaiserzeit als kontinuierliche Abwärtsbewegung dar. Unter dieser Perspektive bewertet sie die geschlossene Gesellschaft der DDR weitaus positiver als

durch eine sehr detaillierte Schilderung des Gemeinschaftsverlustes kompensiert. Mutter und Großmutter stellen – sich gegenseitig ergänzend – dar, wie sich mit dem Zusammenbruch der DDR neue soziale Ungleichheiten einstellten und wie damit ein Abnehmen der Solidarität auf dem Feld der nachbarschaftlichen Interaktion festzustellen war: „Und das brach in dem Moment ab in dem bei uns zum Beispiel im Garten der Rechtsanwältin BMW hatte. Da wars aus.“ (1141f). Die Einheit der Perspektiven wird hier also durch den Rückgriff auf die gemeinsame DDR-Erfahrung wieder hergestellt. Durch diesen Rekurs auf die verlorene Gemeinschaft wird ein Thema eingeführt, über das eine gemeinsame Perspektive eingenommen werden kann.

An dieser Stelle wird deutlich, wie die Kohärenz der Familie zulasten der individuellen Darstellung der Gewinne der Mutter im Rahmen der Wende zum Fokus des Familiengesprächs wird. Aus dem Ansatz der Darstellung eigener Chancen, in der sich faktische Differenzen dokumentieren würden, wird eine Darstellung der Zunahme sozialer Ungleichheit und der damit einhergehenden Entsolidarisierung, in die die Großmutter zustimmend einhaken kann.

An der Stelle des zugeständnisartigen Einlenkens der Mutter auf die Erzähllinie der Großmutter wird jedoch die Andeutung faktischer Differenzierungen in der Wahrnehmung und im Umgang mit der neu entstehenden gesellschaftlichen Kontingenz deutlich sichtbar. Diese Differenz-Perspektive wird aber durch die vordergründige Konstruktion generationenübergreifender Kontinuität überlagert. Die Art des Einlenkens macht deutlich, dass die beiden Perspektiven der Mutter in einem Spannungsverhältnis zueinander ste-

hen. Die Perspektive der Entsolidarisierung dominiert den Erfahrungsraum der Mutter offenbar nicht im gleichen Maße wie den der Großmutter. Diese Deutung wird zusätzlich dadurch untermauert, dass die Mutter an anderer Stelle darauf verweist, wie sich durch ihr lokalpolitisches Engagement nach der Wende ein so umfangreiches soziales Netzwerk herausgebildet habe, dass sie nicht einmal auf die Straße gehen könne, ohne von jemandem angesprochen zu werden.

Auch im folgenden Interviewauszug wird dieser Unterschied in den Perspektiven von Mutter und Großmutter sehr deutlich. In dieser Passage sollen die Interviewpartner darstellen, was die Wende für sie bedeutet hat. Gleich im Anschluss an die Frage erklärt die Mutter: „Ich hab mir n Loch in Bauch gefreut.“ (1446).

Die Mutter begrüßt also im Gegensatz zur Großmutter die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse. Im Fortgang der Passage wird diese Differenz in den Perspektiven von Mutter und Großmutter auf die Wende deutlich herausgearbeitet.

M: Aber ich hab mich tierisch gefreut.

GM: Naja das is nun die Generationsfrage. nich? das is ja klar. Für die ging nun ne Welt auf. (.) /I2: mhm/ nich?

I2: Aber für sie ja auch nich automatisch zu oder? Wenn ich dis richtig sehe. ()

M: ^LAlso

es war schon auch für dich der beste Weg sonst wärs du schon seit acht Jahn (.) in Rente. {lacht}

GM: ^LRentner (.) Rentner ja.

I1: Ham sie dis (.) (dann anders gesehen)?

I2: ^L(Wie) ham sie dis damals (.) war dis zwiespältig eher für sie dann?

GM: Nee. Für mich war das nie zwiespältig weil ich immer eigentlich/ tiefgründlich gings mir immer nur um meine Arbeit. Es ging um Kranke und Gesunde. /I2: mhm/ Die Politik hat mich nie gestört /I2: mhm/ und die ham mich auch nicht gestört. ich habe allerdings und da sind wir alle drauf reingefallen/ (.) wir warn etwas sehr optimistisch „Brüder und Schwestern“ und das das also/ (.) uns ham die Russen ja auch allerhand angetan und das war dann eben Besatzungsmacht. ne? /I2: mhm/ Aber das die eigenen (.) auch die eigenen Familien /I2: mhm/ oder die Tanten und Onkels und was weiß ich was ich da alles habe jede Menge drüben äh (.) dass die eigentlich uns gar nicht annehmen. Die Schere geht doch immer weiter auseinander in meiner Altersklasse. /I2: mhm/ ne? (.) n paar hams geschafft

M: \downarrow nee bei uns nich

GM: n paar hams geschafft? und n paar nich? Und dieses Ost-West-Spannung (.) die glauben ja immer noch meine

M: \downarrow das kriegste ooch nich mehr raus

GM: \downarrow die kriegen wir nich mehr raus.

M: nee.

GM: meine denken heute noch die die bezahln uns. nich?

I2: \downarrow mhm ja ja mhm

GM: \downarrow und wir haben ja alle gefaulenz. nich?

M: \downarrow Naja das is aber (oft blöde). ne?

GM: \downarrow Das wir den ganzen Westen praktisch hier äh versorgt haben? jede Strumpfhose ging nach m Westen jedes Stiefmütterchen jede jeder Pulli alles

M: Bier.

(Int 9: 1536-1569)

Zu Anfang weist die Großmutter darauf hin, dass sie die Wirkung der Wende als etwas betrachtet, das die Generationen voneinander unterscheidet. Das bedeutet natürlich noch keine soziologische Evidenz dieser Generationengrenze, aber es handelt sich hier um ein Datum dafür, dass die Akteure selbst eine Differenzierung wahrnehmen. Es wäre jedoch kurzschlüssig, daraus auf eine ‚Generation 89‘ zu schließen. Zumindest lässt sich festhalten, dass diese innerfamiliäre Generationendifferenz durch die Bezugnahme auf das kollektiv-historische Schicksal und seine Auswirkungen gesamtgesellschaftliches Gewicht bekommt.

Diese über den Familienrahmen hinausgehende Differenz wird zusätzlich dadurch unterstrichen, dass die Großmutter in ihrer Kontrastierung der Bewertung der Wende zwischen sich selbst und der Mutter in den Plural wechselt (1539). Dadurch etabliert sie eine Wir-Gemeinschaft, der sie die Mutter zuordnet und die ihre Mitglieder darüber vereint, dass die Wende für sie eine neue Welt eröffnet habe. Selbst als die Mutter die Großmutter darauf hinweist, dass auch sie von der Wende profitiert habe und der Interviewer auch noch einmal nachhakt, hält sie daran fest, dass sie die Wende – wenn schon nicht negativ – dann in jedem Falle ambivalent betrachtet.

Angesichts der Lebenssituation der Großmutter erscheint diese Erklärung relativ unplausibel, zumal sie einige Zeilen später darstellt (1684-1696), dass sie heute nicht nur eine prosperierende Praxis besitzt, sondern sogar verschiedene Angebote aus dem Ausland bekommen hat. Es fällt jedoch auf, dass sie auch an dieser Stelle zur Rechtfertigung ihrer ambivalenten Haltung auf eine kollektiv geteilte Perspektive rekurriert („wir“ 1550).

Durch diese Verweise auf kollektiv geteilte

Perspektiven etabliert die Großmutter unterschiedliche Schicksalsgemeinschaften, die die verschiedenen Familiengenerationen umschließen und so wechselseitige Fremdheitsrelationen erzeugen. Damit kann sie ihre grundsätzliche Ablehnung trotz individueller Zugewinne durch die Wende plausibilisieren. Sie verortet sich selbst als Angehörige einer Generation von Wendeverlierern, der sie sich aufgrund ihrer Generationenlagerung zugehörig fühlt. Von ihrer sozialen Situierung her entspricht sie dieser Wir-Gemeinschaft keinesfalls, aber sie gehört zu ihr im Sinne der Bewertung der neuen Verhältnisse. Sie verortet sich in der Generationenlagerung der Gleichaltrigen also nicht aufgrund objektiv gemeinsamer Lebensverhältnisse, sondern weil sie innerlich-affektiv nicht mit der Bewertung der Wende durch die Tochter mitgehen kann.

Am Ende der Passage wird die familiäre Kohärenz über das Thema der Ost-West-Differenz wieder hergestellt. So wird auch die sich an dieser Stelle manifestierende Generationendifferenz durch den Rekurs auf eine gegenüber der Generationendifferenz höherwertige Differenz verlagert. Diese Überlagerung der innerfamilial durchschlagenden gesellschaftlichen Generationendifferenz durch die gemeinsam empfundene Ost-West-Differenz funktioniert so einhellig jedoch nur für die Großmutter und die Mutter. Die Tochter möchte sich nicht auf diese Unterscheidung einlassen. In der folgenden Passage kann man ihr starkes Bemühen feststellen, die gemeinsame identifikatorische Basis der Ost-West-Differenz aufzubrechen. Es gelingt ihr jedoch nur bedingt, sich von Mutter und Großmutter abzugrenzen.

T: also es is ja bei uns auch so dass jetzt wirklich viele auch ausm Westen so bei uns jetzt in der

Schule sind die jetzt hier her gezogen sind. meine beste Freundin kommt aus München und so. und/

I2: ↳die is mit ihren Eltern/

T: ↳ja die sind hier her gezogen weil der Vater hier noch ne besseren Job bekommen hat und so. und also ich muss sagen uns is das so von West und Ost/ so jetzt irgendwelche äh Unterschiede gibt das das merken wir jetzt nich mehr also wir sind auch/

Gm: ↳das wird sich verwischen in der Generation

T: ↳ja genau das is auch eigentlich gut so obwohl manchmal sie so n bisschen so ein auf arrogant tut weil sie is ja aus München und das is ja noch viel besser. und dann weiß sie halt n bisschen mehr so was solche

Gm: ↳hat auch n bisschen mehr Schmuck und n anderes Parfüm.

T: ja na genau was mir jetzt nich so wichtig is aber/

Gm: ↳ach Gott für uns (ist das völlig unwichtig)

T: ↳es is nich schlimm oder so und ich weiß auch nich/ ich geh darauf auch nich ein das is ja egal. und man merkt schon die Unterschiede merkt man noch aber vor allem durch die Eltern is das auch gebracht

Gm: ↳ () /I2: mhm/

T: also die Eltern benehmen sich auch anders als unsere Elt/ also als uns/ uns/ äh als die Eltern von uns Ostkindern sag ich mal. /I2: mhm/ aber ich hab auch von der Wende selbst eigentlich fast nichts mitbekommen? was war ich denn/ na sechsundachtzig geborn da hab ich dann nich mehr so viel?/ ich weiß nur dass mein Papa andauernd mich na auf n

Schultern. ne Mama? hat er doch is er auch immer durch die Demo/

M: ^Leinmal nur.

T: das weiß ich noch wie ich da auf seinen Schultern saß? überall Menschen und alle haben irgendwas gebrüllt und ich hab das gar nich mitbekommen also /I2: mhm/ also ich weiß nich/ ich wusste nich warum (.) dis gemacht wird? da war ich/ wie alt war ich denn da? drei Jahre alt oder so /I2: mhm/ und da/ (.) (Int 9: 1764-1794)

Die Darstellungsintention der Tochter läuft in dieser Passage darauf hinaus, dass die Bedeutung der Ost-West-Differenz eher für die jeweilige Elterngeneration in Ost und West Gültigkeit besäße, als für sie selbst und ihre beste Freundin, die aus Westdeutschland kommt. Sie müht sich zwar, die generationenübergreifende Basis der Ost-West-Ressentiments aufzubrechen, es gelingt ihr jedoch nicht vollständig. Schon ihre eigene intentionale Darstellung unterläuft sie nach kurzer Zeit mit dem Hinweis auf Distinktionsversuche der westdeutschen Freundin (1774). Als dann die Großmutter die von der Tochter dargestellten Unterschiede hervorhebt, beginnt sie auch eine affirmative Haltung zur Ost-West-Differenz einzunehmen (1777f). Sie versucht diese Haltung zwar immer wieder partiell zurückzunehmen, es wird aber deutlich, dass die Ost-West-Differenz auch für sie eine eigene lebensweltliche Relevanz besitzt.

Das einheitsstiftende Thema der Ost-West-Differenz ist demnach zum Teil auch in der jüngsten Familiengeneration wirksam.

Selbst das Thema der verlorenen Gemeinschaft, das für Mutter und Großmutter ein weiterer Einheitsstifter war, bei ihnen aber mit dem konkreten Erleben der DDR-

Vergangenheit verknüpft war, versucht sich die Tochter zu eigen zu machen. Hier scheint sie einen eigenen Beitrag zur Sicherung von familialer Kohärenz leisten zu wollen. Da sie aber gerade bei diesem Thema nicht in der Lage ist, auf einen geteilten Erfahrungsschatz Bezug zu nehmen, wird dieser Strang der Einebnung von Generationendifferenz besonders brüchig.

T: weil die schön weil die viel schöner singen? /I2: mhm/ und auch so v/ an an den Sorben selbst also da is auch so ne einfach so es sind ja ziemlich wenig nur noch knapp fünfzigtausend /I2: mhm/ und (.) äh das is so dass das auch viel familiärer alles is so ne richtige Gemeinschaft. Gm: ^Lis noch ne Gemeinschaft.

T: Genau /I2: mhm/ das is schon noch so was was man sich jetzt da bewahren kann was es hier nich mehr so gibt bei den Deutschen.

M: ^Llauter falsche Katholiken {lacht} /Gm: {lacht}/

T: ^Lund äh auch die Bräuche also die gefalln mir auch sehr sehr gut dis alles sehr schön und und auch so familiär und dann (.) is noch nicht viel irgendwie so populär geworden /I2: mhm/ und dis als also dass man da jetzt man man jetzt

M: ^Les sei denn man (geschieden) da fliegt man raus aus der Familie

T: ^Lja na ja

Gm: naja es is noch n bisschen heile Welt

T: ja das stimmt und es is halt dis schöne so mit der ganzen Familie und die eigene Sprache

Gm: ^Les wärn die die die machen sp/ ihre Familien sind zusammen die die sticken und stricken und ham ihre Trachten /T: genau/ und machen ihre Feste und die ich gar nich kenne (.) ich hab das so am Rande mitgekriecht wenn

ich mal da war. Es is es is da noch n bisschen heile Welt die halten zusammen. (.) Wie wie eigentlich die Minderheiten immer

M: ↳naja ich hab da andere Erfahrungen
(2282-2304)

Das Gemeinschaftsmodell, das die Tochter hier als eigene lebensweltliche Umsetzung des Gemeinschaftsmotivs einbringt, ist das der Gemeinschaft der Sorben; einer ethnischen Minderheit, der ihr Vater angehört. Trotz ihres Bemühens, dieses Thema für die Herstellung von familialer Einheit fruchtbar zu machen, gelingt es ihr auf diese Weise nicht. Dieses Scheitern ist zum einen dadurch begründet, dass es von Seiten der Mutter aufgrund des Zerbrechens ihrer Kernfamilie persönliche Ressentiments gegen diese Gemeinschaft gibt (2294). Auch die Großmutter lässt sich nicht ganz auf diesen Versuch der Einheitsstiftung ein. Sie erkennt zwar die Gemeinschaft als Gemeinschaft an, aber zeigt das Marginale und Eingeschränkte an dieser Gemeinschaft auf: „naja es is noch n bisschen heile Welt“ (2296). Mit dieser modalisierenden Würdigung zeigt sie an, dass die Tochter zwar das richtige Gespür dafür besitzt, um welche Art von Gemeinschaft es ihr geht. Jedoch erkennt sie den umfassenden Charakter den die Tochter dieser Gemeinschaft verleiht nicht an, sondern ironisiert diese Gemeinschaft als randständig bzw. als Nischenvorkommen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in der vorgestellten Familie Generationendifferenzen mit gesamtgesellschaftlicher Relevanz aufgeladen werden. Diese Differenzen werden jedoch über die Etablierung generationenübergreifender Einheiten wieder eingeebnet. Die einheitsstiftenden Themen sind hier die verlorene Gemeinschaftlichkeit der DDR und

die Ost-West-Differenz. Für die beiden älteren Familiengenerationen funktionieren diese Themen uneingeschränkt zur Überblendung faktisch auftauchender Generationendifferenz. Die Differenzen zur jüngsten Generation lassen sich mit diesen Themen jedoch nur noch bedingt einebnen. Aber als familienkulturelle Besonderheit besitzen die Themen offenbar noch einige Relevanz. Anscheinend ist die lebenszeitliche Abständigkeit zur jüngsten Familiengeneration und die damit entstehende Fremdheitsrelation so groß, dass selbst die einheitsstiftenden Themen durch sie teilweise ausgehebelt werden.

Im zweiten Fallbeispiel werden die prinzipiell anerkannten Generationendifferenzen zwischen der mittleren und der jüngsten Generation als potentielle Bedrohung des wechselseitigen Verstehens entschärft, indem sie extern verortet werden.

Es handelt sich um eine ideologisch mit dem System identifizierte Familie. Die Plausibilität dieser Identifikation wird größtenteils aus der antifaschistisch-kommunistischen Familientradition des mütterlichen Familienzweiges hergeleitet. Die Angehörigen der mittleren Generation sind beide früh in ihrem Leben in die SED eingetreten und übernahmen Verantwortung in der Parteiorganisation. Durch die Konfrontation mit dem Kontrast zwischen staatlicher Zielvorstellung und realsozialistischem Leben kam es zu einer sich erst sukzessive entwickelnden Haltung der inneren Emigration und zu einem bedingten Rückzug von der Parteiarbeit besonders in den 80er Jahren. Beide Eltern blieben aber in der Partei mit dem Anspruch und der Hoffnung, von innen heraus Reformen herbeiführen zu können. Die Großmutter, die Mutter – die die

leibliche Tochter der Großmutter ist – und die anwesende Tochter sind Lehrerinnen. Vater und Sohn sind Naturwissenschaftler. Auch der Großvater väterlicherseits, der kurz erwähnt wird, war Naturwissenschaftler.

In dem ausgewählten Darstellungsabschnitt beginnt die Tochter ihre lebensgeschichtliche Erzählung. Am Anfang kommentiert sie die Geschichte der Mutter, die zuvor gesprochen hatte.

T: (3) Ich hab jetzt die ganze Zeit nachgedacht als du erzählt hast (.) ähm (.) oder (.) als ich mir vorgestellt habe was Oma vielleicht erzählen würde (.) das klingt alles sehr sehr sehr politisch also s waren wirklich sehr sehr politische Biographien

M: ^Lja

T: ^Lalles ist in sehr (.) politischen Bahnen abgelaufen unter sehr politischem Anführungszeichen {Einatmen} was ich für (.) eben mein Leben vor der Wende genauso sagen würde / I1: mhm / mein Leben wär (.) wahrscheinlich auch (.) ähnlich verlaufen wenn die We/ Wende nich gekommen wäre (1) aber jetzt lebe ich natürlich (.) n komplett anderes Leben

M: ^Lja genau

T: ^Lalso du sicherlich auch nehme ich an {Einatmen} (1) ähm und ich bin unwahrscheinlich froh drüber dass ich genau dieses (.) in Bahnen gelenkt werden wie eine Marionette reagieren müssen nicht die eigenen Belange und Interessen und Meinungen in n Vordergrund stellen sondern eben (1)

M: *funktionieren*

T: ^Landeren Belangen Interessen nachkommen müssen (.) dass das für mich nich (.) zutrifft (.) weil (.) mich sowas glaub

ich (.) mich hat des damals sehr sehr sehr (2) angestrengt und auch ähm belastet (.) ich war immer ne gute Schülerin und war immer prädestiniert für sone Posten wie (.) *jaja (.) Gruppenratsvorsitzende und dergleichen*

I1: {schmunzelt} hm hm

T: s war nie (.) ich war auch nich ehrgeizig (.) so wie Mutti vorhin sagte (.) es war kein Ehrgeiz der

M: ^Lmhm

T: ^L(.) n/ (.) hochgebracht hat oder der n/ in ner Karriere weitergebracht hätte oder wie auch immer (.) ich hab mich in so was (.) n/ nach sowas nich gedrängelt weil ich eher n zurückhaltender Mensch war aber (2) mich hats natürlich (.) gekitzelt oder es war ne Herausforderung wenn jemand kam und sagte *,Mensch Margret meinst nich“ und „du kannst das doch“ oder so ne *{Einatmen}wobei ich auch immer gemerkt hab dass das überhaupt (.) nichts für mich is Gruppen anleiten und (.) den Ton angeben und (.) also sone Sachen das hä/ das hätte mich immer wieder in n Zwiespalt geführt. insofern (.) bin ich froh dass ich (.) dass mir da Einiges erspart geblieben ist schätz ich mal {Einatmen} ähm (3) ansonsten (.) was meine Biographie angeht war die Wende natürlich n unwahrscheinlicher Bruch zumal die für mich zu nem Zeitpunkt kam{Einatmen}ähm (2) der einfach auch von meiner eigenen Persönlichkeitsentwicklung sehr wichtig war (.) / I1: mhm / (Int 13: 783-812)

Am Anfang dieses Interviewausschnitts verortet die Tochter das Trennende zwischen ihr und ihren Eltern in den jeweils herrschenden Rahmenbedingungen. Sie macht deutlich, dass ihre eigene Differenz zur ‚politischen Biographie‘ der Mutter erst in der aktuellen liberale-

ren Gesellschaft entstehen konnte (784-790). Ihr Verständnis für das politische Handeln der Eltern begründet sie unter Rekurs auf ihre eigenen Erfahrungen mit dem geforderten gesellschaftlich-politischen Engagement in der Schule (798-804). Sie stellt dar, wie dieses Engagement fast ohne ihr Zutun zu einer unentrinnbaren, zwangsläufigen Entwicklung wurde. Damit entschärft sie Unterschiede in der Haltung. Sie hält jedoch an der Differenz fest, indem sie darauf hinweist, dass sie den Zwiespalt nicht verkraftet hätte, den sie offenbar im Zusammenhang mit dem politischen Engagement ihrer Eltern miterlebt hatte (807-812). Sie macht deutlich, dass die Wende den entscheidenden Bruch darstellt, der radikale Veränderungen im Leben aller Familienmitglieder bedeutet habe (809-812).

Unter dieser Perspektive bildet die Transformation zwar für alle Familiengenerationen ein einheitliches Programm. Es entstehen jedoch Unterschiede durch die lebenszeitliche Abständigkeit zwischen Eltern und Kindern zum Zeitpunkt der Transformation und damit auch eine neue Generationenlagerung im Mannheimschen Sinne.

Auch der Sohn versucht sich mit einer identifikatorischen Perspektivenübernahme der Eltern. In der folgenden Passage veranschaulicht er nach der Darstellung, wie stark schon bei ihm in der Schulzeit die Ideologisierung auf sein damals undifferenziertes Verständnis des Ost-West-Verhältnisses gewirkt habe, dass er ohne die Wende wahrscheinlich die gleiche politische Laufbahn wie seine Eltern eingeschlagen hätte.

S: und ähm äh und es hat mich auch n bisschen erschreckt wenn halt die die Wende nich gewesen wäre was wäre passiert äh in welche

Richtung wäre dieses Bild oder dieses dieses Leben überhaupt weitergegangen wens nich so gekommen wäre{Einatmen}äh also ähm ich wär sicher ganz normal dann in die FDJ gekommen und ich hätte wär sicherlich hätt ich dann auch wenn ich studieren hätte wollen mich für drei Jahre bei der Armee verpflichten müssen (.) und ich wäre es hätte mich nich überrascht wenn ich auch in die SED eingetreten wäre{lacht kurz}ähm (.) aber ähm (.) ja s is schon irgendwie ähm (1) das sind halt alles Sachen die man vielleicht nicht wirklich aus eigener Überzeugung macht sondern weil man sie einfach macht weils alle so machen weil das so gängig is und weil das ähm ähm (1) ja ähm *ich weiß auch grad nich worauf ich genauer eigentlich hinauswill aber*

M: ^L{Einatmen}ich glaube auch das hat mit (.) hat auch wiederum mit Familie zu tun also wenn man wenn man sozusagen andere etwas tun sieht

S: ^Lja das wird einem halt so vorgelebt

M: ^Lne Haltung beziehen sieht die man liebt die

S: ^Lja wenn

M: man akzeptiert dann übernimmt man da vielleicht mehr fraglos als mans in nem Konfliktverhältnis tun würde (Int 13: 1286-1302)

Der Sohn macht deutlich, dass er sich durchaus bewusst ist, dass es dieses Ausscheren aus der politischen Biographie ohne die Wende wohl nicht gegeben hätte. Diese Darstellungen deuten darauf hin, dass die politischen Rahmenbedingungen in der DDR Generationendifferenz verhindert haben. Auch die Bemerkungen der Mutter suggerieren, dass eine einfache Über-

nahme dessen, was der gesellschaftliche Rahmen hergegeben hätte, von einer Generation auf die nächste erwartbar gewesen wäre. Hier deutet sich ein Muster des Ineinander-Laufens von familialer und gesellschaftlicher Tradierung für die DDR-Zeit an. Die Wende bricht dieses Tradierungsverhältnis und so kommt die Generationendifferenz zustande.

Bei dieser Art des Umgangs mit der erlebten Differenz zwischen der mittleren und der jüngsten Familiengeneration geschieht die Entschärfung des potentiellen Konfliktes über eine Fremdverortung. Die wahrgenommenen Differenzen werden von der jüngsten Generation dahin gehend interpretiert, dass die Eltern ein politisches Leben haben führen müssen, während sie selbst weitgehend unpolitisch bleiben konnten. Dieser Unterschied wird besonders von der Tochter als Entlastung für sie selbst akzentuiert. Die deutlich werdende Differenz wird dann nivelliert, indem die Kinder darauf abheben, dass jeder Akteur von den ihn umgebenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geprägt sei. Diese faktische Differenz zwischen den Familiengenerationen wird dann als Differenz zwischen politischen Generationen bzw. gesellschaftliche Generationendifferenz interpretiert und damit für den Familienkontext entschärft. Dieser Wechsel von der Differenz zwischen den Familiengenerationen auf die Zuschreibung politischer Generationengestalten bringt die Glättungsmöglichkeit mit sich, mit der trotz faktischer Differenzierungen die Einheit der Familie aufrecht erhalten werden kann.

FAZIT: DAS GENERATIONENVERHÄLTNIS IN OSTDEUTSCHEN FAMILIEN

Vor dem Hintergrund des Transformationsgeschehens in Ostdeutschland zeichnen sich für die einzelnen Akteure wie auch für die Familien ganz besondere ‚Entwicklungsaufgaben‘ ab. Diese Entwicklungsaufgaben, Ziele und Chancen variieren zum Teil stark generationenspezifisch. Tatsächlich zeigen sich in dem konkreten Fallmaterial innerhalb der Familien klare Differenzen zwischen den Generationen. Darüber hinaus lassen sich kommunikative Strategien identifizieren, mit denen die Akteure diese Differenzen quasi im selben Atemzug wieder zurücknehmen. Damit dokumentiert sich ein Verhältnis von Fremdheitserfahrungen, das auf der eigentheoretischen Ebene meist zurückgenommen oder ganz und gar eingeebnet wird.

An den vorliegenden Fällen ließen sich zwei über diese Fälle hinausweisende Typen von Strategien der Einebnung und Entproblematisierung der nahen familialen Generationendifferenz feststellen. Das ist einerseits das Abheben auf generationenübergreifende Differenzen und Einheiten, die die Kohärenz der Familie sicherstellen sollen. Andererseits zeigten sich Strategien der Konfliktentschärfung, bei denen die individuelle Zurechenbarkeit der Differenzen innerhalb der Familien aufgehoben wurde, indem diese faktischen Differenzen als Resultat einer fordernden Außenwelt dargestellt und damit auf die Ebene gesellschaftlicher Generationendifferenzen gehoben wurden.

Wenn man die auftauchenden gesellschaftlichen Generationendifferenzen näher in den Blick nimmt, scheint es dabei nicht allein um die individuelle Nutzung von Chancenstruk-

turen oder um biographische Handlungsoptionen zu gehen, die die Generationen unterscheiden, sondern es scheint eher um affektive und evaluative Verortungen in imaginierten Wir-Gemeinschaften¹⁰ zu gehen, die den empfundenen Generationenunterschied und die Generationenzugehörigkeit für die Akteure der verschiedenen Familiengenerationen ausmachen.

Wir beobachten ein Phänomen, das man am ehesten als logische Umkehrung der Mannheimschen Generationen-Theorie¹¹ beschreiben könnte. Die Multiperspektivität der verschiedenen Generationen innerhalb der Familie und die unter diesen Umständen entstehenden Formen individuellen und kollektiven Handelns in der alltagsweltlichen Bearbeitung der Differenzen liefern kommunikative Mechanismen des Unterscheidens. Die Generationendifferenzen manifestieren sich in unterschiedlichen Perspektiven und damit in unterschiedlichen kulturellen Typisierungen und weisen so auf selbstempfundene, innerlich-affektive und evaluative kollektive Identifizierungsprozesse hin. Zusätzlich scheinen sie sich von dem klassischen Mannheimschen Postulat von Generationeneinheiten dadurch zu unterscheiden, dass sie – jedenfalls in den älteren Generationen – ihre innere Einheit nicht mehr über gemeinsame Zukunftsprojekte herstellen, sondern über eine rückwärts gewandte Sinnsuche.

Ein offener Generationenkonflikt bricht angesichts der faktischen Differenzierungsprozesse jedoch nicht aus, weil eine Konfliktperspektive durch die Konstruktion generationenübergreifender Einheiten ausgeblendet wird. Speziell für Ostdeutschland kommt die Verhinderung von Generationenkonflikten zusätzlich dadurch zustande, dass die Anforderungen an die Binnensolidarität innerhalb der Familien das Generationenverhältnis umkehrt und die Kinder, denen es erfolgreich gelang sich beruflich zu integrieren, ihre Eltern, deren berufliche Integrationsversuche nach der Wende erfolglos blieben, unterstützen müssen. Dabei werden allgemeine Probleme der Ablösung der jeweils jüngeren Familiengeneration vollkommen ausgeblendet bzw. obsolet.

Insgesamt erhebt sich die Frage, inwieweit und unter welchen Bedingungen sich aus der Familiengeschichte Ressourcen oder Hypothesen ergeben, die die Auseinandersetzung der jeweiligen Akteure mit dem gesellschaftlichen Neuen bestimmen, d.h. inwiefern die familiäre Filterfunktion der kollektivhistorischen Ereignisdeutung entweder zur Förderung oder zur Retardierung von individualisierter biographischer Arbeit der Menschen in Ostdeutschland Anlass geben konnte. Diesbezüglich erscheint die Hypothese plausibel, dass die jeweilige Familienkultur mit ihrer je spezifischen Traditionsvermittlung eine je eigenständige distanzierte und z.T. auch stark individualisierte Sinnorientierung gegenüber den offiziellen Doktrinangeboten beförderte, die z.T. auch über die DDR-Zeit hinaus wirksam bleiben. Scheinbar ist gerade die Familienkultur eine wichtige Grundlage und Quelle der Kontinuität in den Sinnorientierungen und Haltungen der Menschen Ostdeutschlands und auch die eigentliche Quelle für den produktiven Umgang mit der zunächst chaotisch anmutenden Situation nach dem Epochenbruch besonders in der jüngsten Generation.

ENDNOTEN

¹ Besonders prominent geschah das in der September-Ausgabe des Spiegel im Jahre 2004 unter dem Titel „Jammertal Ost“ (Spiegel H 39/2004).

² Das ‚taking the role of the other‘ bzw. das ‚generalizing the other‘ im Sinne von Mead (1973).

³ Das ‚framing‘ im Sinne von Goffman (1977).

⁴ Vgl. Hildenbrand (1983).

⁵ Vgl. König (2002).

⁶ Vgl. Lüscher, Schultheis (1993, 17).

⁷ In diesem von der DFG geförderten Forschungsprojekt mit dem Titel „Generationenwandel als religiöser und weltanschaulicher Wandel. Das Beispiel Ostdeutschlands“ wird der religiöse und weltanschauliche Wandel untersucht, der sich in den letzten drei Familiengenerationen in Ostdeutschland vollzogen hat. Dabei wird rekonstruiert, inwiefern das Zusammenspiel der gesellschaftlichen Bedingungen, namentlich die obrigkeitstaatlichen Säkularisierungsbestrebungen und der Staat-Kirche-Konflikt während der DDR-Diktatur, mit den Familienkulturen, z.B. schon vorhandenen Säkularisierungstendenzen bzw. noch vorhandenen Kirchenbindungen, zu dem für die DDR spezifischen hohen Säkularisierungsniveau führten.

⁸ Als Ausnahme vgl. Hildenbrand (1999 u.ö.); Welzer, Moller, Tschuggnall (2003); Moller (2003).

⁹ Zu diesem Fallbeispiel vgl. auch Wohlrab-Sabr (2004).

¹⁰ Vgl. zu Generation als ‚Wir-Gemeinschaft‘ Bude (1987).

¹¹ Vgl. Mannheim (1970, 1928^f).

LITERATURVERZEICHNIS

Bude, Heinz (1987): *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakbelfer-Generation*. Frankfurt/M.

Der Spiegel H.39/2004 „Jammertal Ost“.

Geulen, Dieter (1998): *Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz*. Opladen.

Goffman, Irving (1977): *Rahmen-Analyse. ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. FFM: Subrkamp.

Göschel, Albrecht (1999): *Kontrast und Parallele. Kulturelle und politische Identitätsbildung ostdeutscher Generationen*. Stuttgart.

Hildenbrand, Bruno (1983): *Alltag und Krankheit. Ethnographie einer Familie*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Hildenbrand, Bruno (1999): *Fallrekonstruktive Familienforschung*. Opladen: Leske u. Budrich.

König, René (2002): *Familiensoziologie*. Hrsg. u. mit einem Nachwort vers. von Rosemarie Nave-Herz. Schriften Bd. 14., Opladen: Leske u. Budrich.

Lindner, Bernd (1997): *Sozialisation und politische Kultur junger Ostdeutscher vor und nach der Wende – ein generationspezifisches Analysemodell*. in: Schlegel, U.; Förster, Peter (1997): *Ostdeutsche Jugendliche*. Opladen: 23–37.

Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz (1993): *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften*. Konstanz: Universitätsverlag.

Mannheim, Karl (1970, 19281): *Das Problem der Generationen*. In: ders.: *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Berlin, Neuwied: Luchterhand.

Matthes, Joachim (1985): *Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“ neu gelesen. Generationen – „Gruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“?* In: *ZfS*, 14 (5), 1985, 363–372.

Mead, George Herbert (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. FFM: Subrkamp.

Moller, Sabine (2003): *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit*

in Ostdeutschland. Tübingen: Ed. diskord.

Reulecke, Jürgen (2003): *Einführung: Lebensgeschichte des 20. Jahrhunderts – im ‚Generationscontainer‘*. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg.

Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: Kohli, Martin et al. (Hg.) (1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart: Metzler, S. 78 – 117.

Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline (2002): *„Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. FFM.

Wohrab-Sabr, Monika (2002): *Säkularisierungsprozesse und kulturelle Generationen. Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Westdeutschland, Ostdeutschland und den Niederlanden*, in: Burkart, G.; Wolf, J. (Hg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generation*, Opladen: 209–228.

Wohrab-Sabr, Monika (2004): *Verfallsdiagnosen und Gemeinschaftsmythen. Zur Bedeutung der funktionalen Analyse für die Erforschung von Individual- und Familienbiographien im Prozess gesellschaftlicher Transformation*, in: Dausien, B.; Rosenthal, G.; Völter, B. (Hg.): *Biographieforschung im Kontext*. Opladen.

HANDLUNGSMUSTER
DER GROßELTERN- UND
ENKELGENERATION IN
OSTDEUTSCHLAND IM
VERGLEICH ZU POLEN
UND TSCHECHIEN – EIN
ANDERER BLICK AUF
FAMILIENGESCHICHTE

6

HANDLUNGSMUSTER DER GROßELTERN- UND ENKELGENERATION IN OSTDEUTSCHLAND IM VERGLEICH ZU POLEN UND TSschechien – EIN ANDERER BLICK AUF FAMILIENGESCHICHTE¹

von Petra Drauschke (Berlin)

1. GESCHICHTE DES FORSCHUNGSPROJEKTS „BIOGRAPHIEN IM GRENZRAUM“ – FRAGESTELLUNG, METHODIK UND INTERNATIONALTÄT

Ein ForscherInnenteam an der Universität Göttingen ging über drei Jahre (von 1999 bis 2002) der Frage nach, wie Menschen einer Region – der Euroregion Neißة, auf deutscher Seite Oberlausitz genannt – Herausforderungen der letzten 60 Jahre angenommen haben.

Die Art und Weise wie Menschen bestimmte historische Situationen wahrnehmen, wie sie Krisen und Brüche bewältigen, ist nicht nur

ein Reflex auf objektive Bedingungen, sondern erklärt sich aus einem komplizierten Verarbeitungsprozess der Menschen. In diesem Verarbeitungsprozess spielen solche Faktoren wie historische Erfahrungen der vorangegangenen Generation, langfristige kulturelle Traditionen eines spezifischen sozialen und regionalen Zusammenhangs, die konkrete Position im sozialen Raum (Bourdieu) und ganz individuelle biographische Erlebnisse eine Rolle. Um solche kollektiven Identitäten besser beschreiben zu können, haben wir den Mentalitätsbegriff genutzt bzw. sprechen von einem Mentalitätsraum. Dabei nehmen wir Bezug auf das Mentalitätskonzept von Theodor Geiger (1932,77f), der Mentalität als geistig-seelische Disposition der Menschen, als eine Haltung bezeichnet, die im Vergleich zur Ideologie erster Ordnung, wie eine Haut ist, die man nicht abstreifen kann.

Für die Beschreibung intergenerationaler Handlungsmuster eignet sich der Mentalitätsbegriff auch deshalb in besonderer Weise, weil wir damit zählbar träge, nicht von aktuellen Entwicklungen beeinflusste Denk- und Handlungsmuster aufspüren können, die sich sozusagen unbemerkt durch Familien weben. Unsere Fragestellung zielt also nicht so sehr auf aktuelle Erscheinungsbilder, sondern auf darunter liegende tiefer sitzende Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster.

Es gab im letzten Jahrhundert mindestens zwei gravierende historische Umbrüche: die heutige Großelterngeneration hatte den 2. Weltkrieg und seine Folgen erlebt sowie den widersprüchlichen Aufbau des DDR-Sozialismus, die Enkelgeneration erlebte als gravierenden Einschnitt ihres Lebens die Wende 1989 mit all den neuen Herausforderungen, Möglichkeiten und Problemen.

Uns ging es darum herauszufinden, welche Handlungsmuster intergenerativ von der Großelterngeneration auf die Enkelgeneration übergehen, wo Altes tradiert, Neues entsteht bzw. sich Brüche in diesen Handlungsmustern zeigen. Infolge eines zweimaligen politischen Systemwechsels 1945 und 1989 vollzog sich ein „Wirbel“ der sozialen Milieus, deren Auf- und Abwertung. Uns interessierte: Wie gehen Menschen damit um? Z. B. wurde die Arbeiterklasse in der DDR als politische Klasse aufgewertet und ihre Funktionärseliten gewannen an kulturellem Kapital. Nach 1989 wurde im Zuge der Deindustrialisierung die Arbeiterklasse ökonomisch entwertet. Wie gingen die intellektuellen Eliten mit dem Auf und Ab im sozialen Raum um? Wie geht die Enkelgeneration mit den einschneidenden Veränderungen im sozialen Raum um, wie reflektiert sie die Erfahrungen der Großelterngeneration, kann die Enkelgeneration diese Erfahrungen produktiv nutzen oder hemmen sie eher?

Gerade weil wir in einer Grenzregion mit dramatischer Geschichte die Untersuchung durchführten, erhofften wir uns einen besonderen Zugang zur Sicht der Menschen auf das Eigene und das Fremde. Damit konnten wir die Entwicklung, Veränderung und Persistenz von Mentalitäten in einer ostdeutschen Region herausarbeiten. Die Ergebnisse sind kein Oberlausitzer Phänomen, sondern im Wesentlichen ein ostdeutsches, in mancher Hinsicht auch ein gesamtdeutsches.

Die Studie war interkulturell angelegt. Mit gleicher inhaltlicher Fragestellung und gleichem Methodenwerkzeug wurden die Fragestellungen von polnischen und tschechischen KollegInnen in der Euroregion Neißة erarbeitet. Damit konnten wir Unterschiede und Gemeinsamkeiten eines Mentalitätsrau-

mes herausarbeiten und die Ursachen dafür erklären. Die Publikation aller drei Studien ist in Vorbereitung.

Wir führten regelmäßige Arbeitstreffen durch, die wegen des eigenen interkulturellen Profils (westdeutscher Professor, ostdeutsche Mitarbeiterinnen, ost-westdeutsche Studierende der Universität Göttingen, polnische und tschechische HochschullehrerInnen, Mitarbeiter und Studenten) und wegen der intergenerativen Spanne von ca. 50 Jahren zu einem regen Erfahrungsaustausch und produktiven Streit führten.

Methodisch haben wir eine präzise Beschreibung des kulturellen und sozio-ökonomischen Raums der Lausitz/Oberlausitz über Jahrhunderte, insbesondere in der Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg, der DDR-Zeit und nach der Wende erarbeitet und dazu umfangreiches statistisches Material ausgewertet. Bemerkenswert dabei war folgendes: Bereits zu „DDR-Zeiten“ nahm die Bevölkerung der Oberlausitz, außer in den Zentren der Energieproduktion, stetig ab. Dies hängt auch mit den kaum modernisierten wirtschaftlichen Strukturen in dieser Region zusammen. In den vergangenen 15 Jahren nach der Wende veränderte sich die Situation in der Lausitz/Oberlausitz dramatisch. Die Infrastruktur wurde weitgehend zerstört, trotz der hohen Abwanderungsrate beträgt die Arbeitslosenquote zwischen 20 und 25 %, die Qualifikationseliten verlassen die Region, ebenso viele junge aktive Leute. Obwohl wir viele innovative Entwicklungen beobachten können, droht die Region zu vergreisen. Es entstehen interessante Tourismuskonzepte, Städte wie Görlitz oder Bautzen sind liebevoll und aufwendig rekonstruiert worden. Görlitz

hat gute Chancen, im Jahr 2010 Europäische Kulturhauptstadt zu werden, es entwickeln sich interessante Kinder- und Jugendprojekte mit den polnischen und tschechischen Nachbarländern. Und dennoch steht die Region auf der Kippe.

Mit diesem Hintergrundwissen suchten wir für unsere Interviews nach „Tandems“, also Großeltern und ihre Enkel aus den verschiedenen Milieus. Wir führten in einem ersten Schritt mit Großeltern lebensbiographische Interviews durch, das heißt wir ließen uns oft über Stunden ihre Lebensgeschichte erzählen. Dieser Erstzugang zum Feld wurde über die Verbreitung unseres Anliegens in den regionalen Medien möglich. Es erklärten sich viel mehr Großeltern zu einem Interview bereit als wir nutzen konnten.

In einem zweiten Schritt interviewten wir die Enkel dieser Großeltern. Dabei hatten wir es auch mit dem Effekt zu tun, dass uns die Großeltern ihre „Lieblingsenkel“ (meist gute Schüler, nicht arbeitslos etc.) offerierten. Um diesen sog. Creaming-off-Effekt klein zu halten, suchten wir Enkel in schwierigen sozialen Lagen zu einem Interview auf und befragten erst anschließend deren Großeltern. Insgesamt wurden von deutscher Seite 42 Interviewtandems erhoben und ausgewertet.

Die Auswertung erfolgte nach dem Konzept der empirisch fundierten Theoriebildung (grounded theory) nach Glaser und Strauss. Die Interviews wurden transkribiert, Verlaufsprotokolle und biographische Porträts erstellt. Bei der Auswertung geht es nicht um einen repräsentativen Querschnitt der Region, sondern um das Auffinden von Fallkonstellationen beider Generationen, bei denen

Wandel und Beziehungsdynamiken besonders deutlich werden. Die unterschiedlichen Verarbeitungsprozesse, die wir durch Feinanalysen herausgearbeitet haben, führten zur Bildung verschiedener Typen von Handlungs- und Verarbeitungsmustern. Wir präsentieren sie in der Studie in Form von Ankerfällen und durch dokumentierende Interpretationen weiterer Fälle.

2. HAUPTERGEBNISSE

KERNKATEGORIE: MODERNISIERUNGSRESISTENZ

Im Unterschied zu den polnischen und tschechischen Ergebnissen konnte in der deutschen Studie am häufigsten der Persistenztyp, von uns auch als Traditionstyp bezeichnet, identifiziert werden. Damit ist gemeint, dass die Handlungsmuster der Großelterngeneration auf die Enkelgeneration fast linear „vererbt“ werden. Persistenz bedeutet in diesem Zusammenhang die Reproduktion praktischer Verhaltensweisen in alltäglicher und biographischer Perspektive auf gleichem Niveau: eine ‚Berufstradition, bestimmte Familienrituale, ein spezifisches Rollenverständnis, politische Einstellungen, die Präferenz religiöser Glaubensformen, die Inszenierung ethnischer Besonderheiten. Die Großeltern-Enkelkonstellation weist eine erstaunliche Stabilität intergenerationaler Tradierung auf. Vier zentrale Kernkategorien kennzeichnen diesen Typus:

- Identifikation mit dem familiären Auftrag
- Vergemeinschaftung
- Traditionalismus
- Die Tendenz zur Harmonisierung

Dieser Befund hat uns erstaunt und mit Fragen konfrontiert. Ist ein solcher Befund auch in Großstädten wie Berlin oder Leipzig in dieser Dimension zu finden? Lässt er sich als Stabilität in den Familienbeziehungen deuten, die die Wende bedingte Verunsicherungen abzuschwächen vermochten. War eine solche Stabilität notwendig, um sich gegenseitig aufzufangen und zu unterstützen? Ist es nicht geradezu ein Ausdruck von Stolz, den Großeltern empfinden, wenn Enkel in ihre „Fußstapfen“ treten? Bei genauer Analyse der narrativen Erzählungen stellten wir fest, dass diese ungebrochene „soziale Vererbung“ von Handlungsmustern ein Dilemma darstellt. Es bleibt wenig Raum für die junge Generation sich aus zu probieren, neu zu orientieren, offen zu sein für die vielen Möglichkeiten, die die Gesellschaft bietet. Zwei Beispiele aus unseren Interviews:

Den Ankerfall wählten wir für diesen Typ aus dem kirchlichen Milieu der Herrnhuter Brüdergemeinde. Großvater und Enkelsohn sind in die Gemeinde fest eingebunden. Der Familienverband lebte aktiv diese religiösen Normen, stützte sich gegenseitig und hat einen starken Traditionsbezug, der durch die junge Generation geradezu kultiviert wird. Die Gemeinschaft prägt stark die biographischen Entwürfe jedes einzelnen. So scheint z. B. sicher, dass der Enkel seine zukünftige Frau im Kreis der Brüdergemeinde finden muss. Problematische Themen werden in der Familie kaum angesprochen, sondern eher nicht thematisiert. Es herrscht ein starkes Harmoniebedürfnis vor, was auch heißt, dass wenig Auseinandersetzung mit einengenden begrenzenden Positionen stattfindet.

Ähnliche, wenn auch inhaltlich anders gelagerte, persistente Handlungsmuster zeigen sich

in einer Bäckerfamilie in einem Oberlausitzer Dorf. Der Großvater, der sein Leben lang eine Bäckerei als Familienbetrieb geführt hat, erwartet, dass seine Enkeltochter dieses Erbe fortsetzt. Während ihre ältere Schwester das Dorf verlassen hat und studiert, fügt sich die jüngere Enkeltochter ihrem „Schicksal“, kann aber darin durchaus auch positive Seiten sehen. Zumindest hat sie Arbeit, daneben aber auch andere Lebensträume und Partnerwünsche, die sich mit der Bäckerei kaum vereinbaren lassen. Zum Zeitpunkt des Interviews überwiegt noch das traditionelle Handlungsmuster, den Familienbesitz weiterzuführen, aber das Muster ist fragil, Bedenken werden bereits durch die Enkeltochter thematisiert. Keine unserer vorgenommenen Typisierungen sind starr, sie beinhalten stets auch Entwicklungen in verschiedene Richtungen.

Als zweiten Typus haben wir, wenn auch in wesentlich geringerer Anzahl, den Modernisierungstypus identifiziert. Trotz Ähnlichkeiten der habituellen Lebensbewältigung zeigen sich strukturelle Veränderungen zwischen der Großeltern- und der Enkelgeneration. Die privaten Verhältnisse wurden modernisiert. Die Stellung im gesellschaftlichen Raum und zum Beruf hat sich gewandelt. Auch das Verhältnis zum Politischen hat eine neue Qualität erhalten. Folgende Kernkategorien beschreiben diesen Typus:

- Zunehmende Individualisierung und „Reflexivierung“
- Zugewinn an kulturellem Kapital
- Verfeinerung der Aufstiegsstrategien
- Zivilisierung und Demokratisierung

Dafür sei folgendes Beispiel erzählt: Der Großvater, aus einfachen Verhältnissen stammend, konnte sich in den 50er Jahren in der DDR über die Arbeiter- und Bauern-Fakultät qualifizieren. Er wurde Tierarzt, übte Leitungsfunktionen aus, setzte sich für seine MitarbeiterInnen auch gegen staatliche bzw. Parteibeschlüsse ein, war unbequem und konstruktiv zugleich. Er pflegte Hobbys, war kulturell engagiert und übte eine Vielzahl gesellschaftlicher Funktionen aus. Dabei agierte er stets selbstbewusst und kritisch. Diesen Habitus hat er in seiner Familie „weitervererbt“. Die Enkeltochter hat ebenfalls eine hohe Bildungsaspiration, lernt als eine der wenigen in ihrem Umfeld polnisch und befreundet sich mit polnischen Jugendlichen. Sie will studieren, möchte ins Ausland gehen und formuliert in Bezug auf ihre Partnerschaft souverän ein eigenes Lebensmodell. Es fällt auf, dass sie ihre Lebensplanung reflexiv vornimmt und gezielt Strategien ihrer persönlichen Entwicklung entfaltet. Dass dieser Typus in unserem Sample in der Minderheit auftritt, hängt auch mit der beschriebenen regionalen Geschichte und der aktuellen Lage in der Oberlausitz zusammen.

Einen weiteren Typus bezeichneten wir in unserer Studie als Bruch-Typus. Zwischen der Großeltern- und Enkelgeneration vollziehen sich drastische Brüche in den kulturellen Mustern. Der Bruch-Typus ist durch folgende Kernkategorien gekennzeichnet:

- Strukturelle Verwahrlosung des Familiensystems
- Biographischer Planungsverlust und Aushöhlung des (protestantischen) Arbeitsethos
- Erosion ziviler Normen

Bei der Auswertung der Fälle dieses Typus zeigte sich, dass die Erosion der zivilen Normen oft schon in den Familien der Großeltern angelegt war, aber bei der Enkelgeneration drastisch hervortritt. So war bei dem Ankerfall dieses Typus die Großmutter eine sehr engagierte Krankenschwester, der es allerdings nicht gelang, ihre Eheprobleme zu lösen. Diese schleppte sie über 25 Jahre mit sich herum und ließ zu, dass sie wie auch ihre Kinder vom Ehemann tyrannisiert wurden. Die Kinder haben die Zerstörung der Familie miterlebt und geben ihre Erfahrungen ungewollt an die dritte Generation weiter. Bei dem Enkelsohn ist dieses Potenzial noch spürbar. Er wächst unter Familienverhältnissen auf, die ihn durch die Scheidung der Eltern überfordern. Es findet quasi ein Rollentausch statt, denn der Sohn muss sich um den kranken Vater kümmern, der zudem psychische Probleme hat. In diesem Prozess des schwierigen Erwachsenwerdens bricht der Enkel aus, er bricht mit dem hohen Arbeitsethos seiner Großmutter und seiner Eltern. Er geht nicht mehr zur Schule und will bestenfalls ungelernit arbeiten. Er ist gewalttätig, vertritt rassistische und offen fremdenfeindliche Positionen und ist bereits wegen Gewaltdelikten vorbestraft. Damit bricht er mit der zivilgesellschaftlichen Grundposition seiner Großmutter und Eltern.

Auch andere Fälle dieses Typs haben sich häufig von der vorhandenen Akzeptanz gesellschaftlicher Werte und Normen, die die Großelterngeneration mehr oder weniger vertritt, offen distanziert. Aber nicht selten bestehen in den Denkmustern persistente Strukturen von Fremdenfeindlichkeit, die jedoch bei den Großeltern stillschweigend, bei den Jugendlichen dagegen mit Gewaltbereitschaft gepaart sind.

Interessanterweise haben alle drei skizzierten Typen (der Persistenztypus, der Modernisierungstypus und der Bruchtypus) keine Milieuspezifität, sondern sind in allen Milieus zu finden.

Da der Persistenztyp in unserem deutschen Sample so dominant ist, sprechen wir hier von einer Tendenz zur intergenerationalen Modernisierungsresistenz. Wie bereits ausgeführt, hängt das auch mit der hohen Abwanderungsquote junger, mobiler Menschen zusammen, aber diese Erklärung reicht nicht aus. Ganz offensichtlich hat die Stabilisierung von Traditionen und Routinen auch etwas mit der Geschichte der DDR zu tun. So haben z. B. die Familienbeziehungen in der DDR, die mehrheitlich als sehr harmonisch eingeschätzt wurden, das bestätigen auch andere Studien, durchaus auch einen Aspekt des „Geschlossenen“, und damit auch eine Abwehr gegenüber modernen anderen Lebenswelten. Diese so gekennzeichnete Mentalität hat ganz konkrete Folgen: Skepsis gegenüber neuen, riskanten sozialen Arrangements, das Bedürfnis nach Absicherung und wenig entwickelte Fähigkeiten mit prekären Lagen flexibel umzugehen.

Das ist in Polen und Tschechien nach unseren Forschungsergebnissen anders. Dort überwiegt der Modernisierungstypus und damit eine andere mentale Grundsituation.

3. FREMDENFEINDLICHKEIT UND RECHTSRADIKALISMUS OSTDEUTSCHER JUGENDLICHER – ERGEBNIS EINER NICHT BEARBEITETEN FAMILIENGESCHICHTE

In den letzten Jahren hat sich der Streit darüber, wo die Ursachen von Rechtsradikalismus

und Fremdenfeindlichkeit unter ostdeutschen Jugendlichen zu suchen sind, weiter verschärft und hat m. E. bisher wenig Erkenntnisgewinn gebracht. Hinrichs und Priller (2001) weisen auf zwei Tendenzen in der Diskussion um die Ursachen von im weiten Sinne fremdenfeindlichen, rechtsradikalen Erscheinungen bei Jugendlichen hin: Einerseits wird die DDR-Sozialisation im Sinne eines autoritären Systems dafür verantwortlich gemacht, einschließlich der Tabuisierung fremdenfeindlichen Gedankenguts und rechter Aktivitäten („Sozialisationsthese“). Dieser These wird in aller Regel von ostdeutschen BürgerInnen, die sich mit der DDR identifizierten, widersprochen. Andererseits wird dieses antizivilisatorische Phänomen als Folge der Wende im Sinne von Perspektivlosigkeit und hoher Jugendarbeitslosigkeit charakterisiert („Situationsthese“). Unsere Forschungsergebnisse zu dieser Frage widersprechen der in der öffentlichen Diskussion zu bemerkenden einseitigen Sicht. Beide o. g. Argumente haben durchaus ihre Berechtigung, greifen aber insgesamt zu kurz. Diese verkürzten Argumentationen resultieren oft aus Wahlanalysen oder aus der Hilflosigkeit beim Erklären rechter Gewalttaten. Im Unterschied dazu fordert Madloch (2005, 47f), einer der ausgewiesenen Rechtsextremismusforscher der DDR, zu recht einen erhöhten Forschungsbedarf z. B. zu rechtsextremistischen Erscheinungen in der NVA. Er vertritt auch die Position, die in unserer Studie aufschien, dass „manches nationalistische, völkische und militaristische Denken aus der Zeit des Hitlerfaschismus und auch der Weimarer Republik in der DDR überwintert hatte“. Gleichzeitig bezeichnet er Kritiker an der Geschichtsaufarbeitung in der DDR als Denkfaule, Wende-

halse etc., wenn sie die offenbar unzureichende bzw. einseitige Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte in der DDR kritisieren. Kampfbegriffe dieser Auseinandersetzung sind u.a. „Verordneter Antifaschismus“ oder „DDR als Unrechtsstaat“. Wir können das Phänomen rechtsradikaler Auffassungen und Aktivitäten rechter Jugendlicher auch nicht bis zu letzt erklären, aber wir haben mit unserer Studie einen Aspekt beleuchtet, der in den öffentlichen Kontroversen zu kurz kommt – die Nichtbearbeitung deutscher Geschichte in den Familien, ganz konkret die Nichtbearbeitung solch heikler Fragen nach der persönlichen Verantwortung und Schuld.

Tatsache ist:

Der Anteil rechter Aktivitäten ist in den neuen Bundesländern im Vergleich zu den alten Bundesländern wesentlich höher. Neueste Untersuchungen von Brähler und Decker (2005) belegen, dass in der gesamten Bundesrepublik rechtes Gedankengut bei älteren Menschen wesentlich ausgeprägter ist als bei jungen, nur zeigen sie das weniger in der Öffentlichkeit. Unsere Forschungsergebnisse belegen ebenso bei den Groseltern einen Fundus an fremdenfeindlichen, ja subtil rassistischen Einstellungen, die wir überhaupt nicht so erwartet hatten. Wir beobachteten quer zu den sozialen Milieus und auch unabhängig von den so eben vorgestellten Mentalitatstypen in den biographischen Erzählungen der Groselterngeneration eine erstaunlich ungebrochene unkritische Reproduktion von Erfahrungen und Einstellungen aus dem Nationalsozialismus.

Zur Veranschaulichung ein Zitat eines Gro-

vaters aus unserem Sample:

Herr Stern: Nu ja, nu war ich 42 aus der Schule. Und ich wollte – Inspektor werden, auf en grosem Gut – im Osten, Wehrbauer, so nannte sich das, mit Gewehr und Pflug die Scholle verteidigen. ...

Herr Stern: Das is ´eben Wehrbauer ... Da is´das, da kommt das Wort her, nu wa´r, mit´m Pflug und Gewehr, im Osten. Nu ja, aber – da musst du zwei Jahre Landwirtschaftslehre hinter dir haben, und dann musst du noch zwölf Jahre – Soldatendienst machen, bei der Waffen-SS, dann kannst du erst Wehrbauer werden ... Na ja, – die zwee Jahre hab´sch absolviert, und dann sagten sie über mich, also das hat keen Zweck, dass du hier die zwee Jahre Landwirtschaftslehre machst, denn du wirscht ja jetzt ein-gezogen, in dieser Zeit, in den, innerhalb von den zwee Jahren, wirscht du ja eingezogen, und da musst du deine Lehre eben unterbrechen. Und do hatt´s gar keen Zweck, wenn du jetzte antrittst Nu ja, und weil ich ebend doch die Laufbahn gehen wollte, und da hott´ich mich ebend och dann freiwillig zur SS gemeldet. ... Und, na, ja, aber ich war damals noch zu jung, ich war 16.²

Nicht dass uns die Lebensplanung dieses Mannes in seiner Jugend verwundert hätte, erschrocken hat uns seine unkritische und eigentlich schamlose narrative Präsentation. Es gab allerdings auch andere Groseltern mit ähnlichen Lebensplanungen, die durchaus zu einer selbstkritischen Reflexion in der Lage waren, aber das waren eher weniger.

Offensichtlich rächt sich die Tatsache, dass es in der DDR keinen öffentlichen Diskurs über den Nationalsozialismus gab, der Betroffene zur Problematisierung ihrer persönlichen Verstrickungen in der Nazi-Zeit zwang. Bürger eines antifaschistischen Staates zu sein, war

entlastend und bewirkte, dass im privaten Bereich unkritisch und unreflektiert an fremdenfeindliche Erfahrungen und Einstellungen angeknüpft werden konnte. Heute geht es darum, welche Folgen aus der Nichtverarbeitung dieses historischen Erbes, aus dieser unkritischen Reflexion der Großelterngeneration für die Enkelgeneration erwachsen. Das berührt die Frage nach den Ursachen für Fremdenfeindlichkeit und rechte Gewalt in Ostdeutschland tiefgehend.

In unserer Untersuchung zeigt sich: Ein nicht gering zu schätzender Teil der Jugendlichen verfügt über ein latentes Potenzial an Fremdenfeindlichkeit, das sich in verschiedenen Schattierungen widerspiegelt. Es reicht vom Desinteresse an der Kultur und der Entwicklung der polnischen und tschechischen Nachbarn bis hin zu deren offener Ablehnung („wenn die Grenzen aufgehen, können wir uns alle erschießen“).

Als Vorteil des Lebens in einer Grenzregion nennen viele lediglich den günstigen Einkauf, insbesondere auf dem Polenmarkt. Dabei wird in aller Regel gleichzeitig die Sorge um das eigene Auto thematisiert, das geklaut werden könnte. Selbstredend wollen wir nicht die reale Situation verkennen, die durch das Wohlstandsgefälle an der Grenze befördert wird. Es gibt nur zu denken, wenn diese Auffassung sehr dominant ist und kulturelle Vorzüge wenig zur Kenntnis genommen werden.

Fremdenfeindlichkeit zeigt sich aber auch in organisierter rechter Gewalt unter Jugendlichen, in dem Bemühen, „national befreite Zonen“ wie es im Jargon der Neonazis heißt, zu schaffen, Zonen, in denen sich kein ziviler Widerstand gegen rechte Gewalt bildet, aus Angst, selbst Opfer zu werden oder auch aus

mehr oder wenig ausgeprägter Sympathie zu diesen rechten Auffassungen.

Gerade in der Oberlausitz gibt es verschiedene solcher Gebiete, und auch zu DDR-Zeiten gab es hier Zentren rechtsextremer Gruppierungen. In diesen Gruppen wird offen nationalsozialistisches Gedankengut diskutiert und rechte Gewalt gegenüber Fremden und Fremden, damit sind insbesondere Farbige, Linke, Schwule, Behinderte gemeint, organisiert. Dieser unterschwellig und latent verwurzelte Normalitätsbegriff ist von der Rassenideologie, der Theorie vom unwerten Leben aus der Zeit des Nationalsozialismus nicht weit entfernt. Wahrscheinlich sind sich viele dessen nicht bewusst. Nur so lässt sich das Phänomen einer schweigenden Mehrheit erklären.

4. HAUPTERGEBNISSE DER POLNISCHEN UND TSCHECHISCHEN STUDIE

Während wir für die Studie der deutschen Seite die Kernkategorie „Modernisierungsresistenz“ identifizierten, eben wegen des ausgeprägten Vorhandenseins des Persistenztyps, sind die Ergebnisse auf polnischer und tschechischer Seite andere. Und das, obwohl die Arbeitslosenzahlen in allen drei Ländern der Euroregion Neisse ähnlich hoch sind. Die mentale Grundsituation ist unterschiedlich. Damit gucken wir nicht auf äußere Merkmale der Modernisierung, sondern auf die „innere Modernisierung“, auf den Grad der „Zivilisierung“ (wie Elias sagt) und „Informalisierung“. Unter diesem Aspekt war die DDR bereits deutlich rückschrittlicher als Polen und noch mehr als die Tschechoslowakei.

Zu den polnischen Ergebnissen:

Bekanntlich wurde nach dem 2. Weltkrieg die Bevölkerung auf dem Gebiet der Euroregion Neisse auf polnischer Seite komplett ausgetauscht. Die übergroße Mehrheit der Deutschen sind geflüchtet, wurden umgesiedelt und vertrieben. Die polnische Bevölkerung stammt mehrheitlich aus den alten Ostgebieten Polens.

Auch im polnischen Teil der Euroregion ist der Persistenztyp sehr ausgeprägt, aber er ist auf soziale Unterschichten konzentriert. Das hat vor allem zwei Gründe: Einmal besteht die „Migrationsgesellschaft“ Westpolens nach 1945 zur Überzahl aus Arbeitern und Landarbeitern mit ihren Familien. Zum anderen war eine Folge des erzwungenen Verlassens der Herkunftsregion eine „Überidentifikation“ mit der neuen Heimat. Das hatte Wirkung auf die Folgegeneration, teilweise sogar repressive. Die starke Familienorientierung und die Fortexistenz eines „nationalen Katholizismus“, der diese Orientierung rahmt und schützt, schaffen ein so genanntes Persistenzgefüge, das soziale Mobilität erschwert. Bei den aufsteigenden Mittelschichten dagegen zeigt sich nach 1989 eine Art „wilde Ökonomisierung“, oft auf der Basis intakter Familienökonomien. Der freie Markt wird als Chance begriffen und öffnet den sozialen Raum. Private Risiken, gegründet auf Familienökonomien, führen einerseits zu interessanten intergenerationalen Aufstiegen, andererseits aber auch zu Brüchen, die unter Umständen die extrem hohen Ressourcen an Verwandtschaftsloyalität verletzen und zur Erosion des konventionellen Familiensystems führen. In diesem Sinne sprechen wir von „improvisierter Modernisierung“, die an eine lange Tradition der polnischen Mentalität

anschließt. Der Bruch-Typus ist in diesem Kontext stärker ausgeprägt als im deutschen Sample nachweisbar.

In Polen scheinen also zwei Dinge das Mentalitätsprofil zu bestimmen: die selbstverständliche Verankerung in einer national-klerikal gefärbten Familientradition und der Mut zum Risiko, etwas Neues zu wagen. Damit zeigt sich das Mentalitätsprofil als durchaus widersprüchlich.

Zu den tschechischen Ergebnissen:

Bei den tschechischen Großeltern-Enkel-Tandems ist der Persistenztyp ohne Bedeutung. Dieser Typ wird bereits in der sozialistischen Periode durch den Modernisierungstyp verdrängt. Bildungsaufstiege sind die Regel. Deshalb ist das aktuelle Mentalitätsprofil durch den Modernisierungstypus dominiert. Allerdings ist dieser Typ „gespalten“: einerseits in die, die seit Mitte der 60er Jahre darauf gewartet haben, an der Gestaltung der Gesellschaft zu partizipieren. Sie sind auf die neue Situation vorbereitet und nutzen sie. Andere wiederum sehen eher den Zwang zur Veränderung und stellen sich eher pragmatisch darauf ein. Aber sie haben auch berechtigte Skepsis: die ansteigende Arbeitslosigkeit, der Drogenkonsum von Jugendlichen, die zunehmende Abhängigkeit vom westlichen Ausland. Aber sie bleiben optimistisch, die Chancen erscheinen größer als die Risiken. Es kommt darauf an, die eigenen Möglichkeiten abzuwägen und zu nutzen.

Unsere Kollegen bestimmten die „tschechische Modernisierung“ als ein ziviles Projekt, das weit in die Geschichte zurückreicht. Seine Ressourcen sind Bestandteil der Mentalität und ein Potenzial für die Zukunft.

Zusammenfassend sei nochmals gesagt, we-

niger die ostdeutsche Teilregion, deren soziale und ökonomische Bedingungen am günstigsten sind, weist die mentalen Voraussetzungen für eine aktive Modernisierung aus, sondern eher die tschechische Untersuchungsregion. Deren mentales Modernisierungspotenzial ist bemerkenswert, ihre ökonomische Ausgangssituation aber weitaus riskanter. Selbst in Polen scheint die Bereitschaft zu Modernisierung noch deutlich höher als in Deutschland. Trotz der ökonomischen Risiken, die in den biographischen Erzählungen eine zentrale Rolle spielen, ist in Polen die Hoffnung auf den Erfolg ökonomischer Projekte extrem hoch. In Deutschland dominiert dagegen Sicherheitsdenken. Die „Lust auf Neues“, eher in Polen und vor allem in Tschechien ausgeprägt, ist eher eine Randerscheinung. Das zivilgesellschaftliche Handeln der Menschen zu thematisieren, zu untersuchen und zu stärken, erscheint uns deshalb auch weiterhin eine wichtige Aufgabe zu sein.

LITERATURVERZEICHNIS

Albeit, Peter, Kerstin Bast-Haider, und Petra Drauschke (2004): Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland. Frankfurt am Main, Campus.

Brähler, Elmar, und Oliver Decker (2005): Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 42/2005. 17. Oktober 2005.

Geiger, Theodor (1932): Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Stuttgart 1932.

Hinrichs, Wilhelm, und Eckard Priller (Hg.) (2001): Handel im Wandel. Akteurskonstellationen in der Transformation. Berlin, edition sigma.

Madloch, Norbert (2005): Rechtsextremismus und DDR-Sozialisation. In: Klaus Kinner (Hg.): Die extreme Rechte im Osten – Gegenstrategien. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Kommunalpolitisches Forum Sachsen.

ENDNOTEN

¹ Das Forschungsprojekt „Biographien im Grenzraum. Inter-generationale und interkulturelle Vergleiche der individuellen Verarbeitung historischer Umbrüche in einer europäischen Grenzregion. Eine qualitative Vergleichsstudie in Deutschland, Polen und der Tschechischen Republik“ wurde an der Universität Göttingen unter Leitung von Prof. Peter Albeit durchgeführt und von der Volkswagenstiftung finanziert. Die Forschungsergebnisse sind in der Publikation: Peter Albeit, Kerstin Bast-Haider und Petra Drauschke 2004, *Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland. Campus ausführlich beschrieben.*

² Interview mit Herrn Stern, Transkript.

ZUR EROSION DER DDR-
GESELLSCHAFT AUS
GENERATIONSSOZIOLO-
GISCHEM PERSPEKTIVE: DREI
GENERATIONSGESTALTEN
DER NACH 1945 GEBORENEN
„KINDER DER DDR“ IN
IHRER BEZIEHUNG ZUR
AUFBAUGENERATION

7

ZUR EROSION DER DDR-GESellschaft AUS GENERATIONSSOZIOLOGISCHER PERSPEKTIVE: DREI GENERATIONSGESTALTEN DER NACH 1945 GEBORENEN „KINDER DER DDR“ IN IHRER BEZIEHUNG ZUR AUFBAUGENERATION

von Vera Sparschuh (Berlin)

Generationenturbulenzen nicht nach, sondern vor dem Systembruch sind der Gegenstand dieser Überlegungen. Ausgegangen wird von der Annahme, dass Generationenwandel nicht allein an jähen Wechseln deutlich wird, sondern ebenso in Form von kumulativen Veränderungen nachweisbar ist, die sich unter anderem in Generationenbeziehungen manifestieren. In diesem Fall trägt die Analyse dieser Veränderungen zur Erklärung des raschen Zerfalls der DDR nach 1989 bei.

1. VON KARL MANNHEIM ZUR DDR-GESCHICHTE

Die Rezeption des Aufsatzes von Karl Mannheim über Generationen hat unterdessen eine eigene Geschichte, die sowohl unterschiedlich disziplinär geprägt ist als auch von den nationalen Wissenschaftstraditionen abhängt.¹ Im Folgenden werden drei Aspekte von Mannheims Generationenzugang zugrunde gelegt, die für die Erforschung der DDR-Geschichte relevant sind.

Zum einen ist das die Tatsache, dass sich das Generationenthema bei Mannheim nicht nur auf diesen Aufsatz erstreckt, sondern durch sein gesamtes Lebenswerk zieht: Es ist geradezu genuin mit einer melancholischen Geschichtsphilosophie Mannheims verbunden, die auf die wachsende Entfernung von den Lebensformen und Denkmodellen vergangener Zeiten gerichtet ist und damit das Problem einer zunehmenden Fremdheit und Entfremdung zum Gegenstand hat, für die das gegenseitige Nichtverstehen der Generationen verantwortlich ist. Nicht zuletzt aus der Einsicht, dass aber bestimmte Gefährdungen der Menschheit (besonders das Totalitäre) dauerhaft verhindert werden sollten, erklärt sich auch der Rekurs des späten Mannheim auf die Erziehung von Generationen.² Zweitens hat Mannheim bereits vor seiner wissenssoziologischen Phase den Grundstein dafür gelegt, den Generationsbegriff nicht nur theoretisch zu modellieren, sondern ihn der empirisch rekonstruktiven Forschung zugänglich zu machen: In Mannheims Frühschriften findet sich der Begriff des „konjunktiven Erfahrungsraumes“, hier sind Erfahrungen gemeint, die sich im Unterschied zu kommunikativen Bezügen, im Erleben herstellen. Erst später, im Kontext

des Aufsatzes von 1928, hat Mannheim seine soziologische Begrifflichkeit hinsichtlich des Generationenthemas ausgearbeitet. Diese ist dann von seinem wissenssoziologischen Ansatz geprägt. Dem Problem der Erlebnisschichtung ist im Aufsatz vergleichsweise wenig Raum gewidmet (1928/1964: 535f). Dabei sollte die Generationenforschung prägende Erlebnisschichten rekonstruieren, gerade auch dann, wenn diese von den Akteuren gar nicht als solche wahrgenommen werden (Bohnsack, 1989: 12). Im Weiteren interessiert die Rekonstruktion des konjunktiven Erfahrungsraumes der Generation der „Kinder der DDR“, die von den Sozialhistorikern herausgetrennt und dennoch im Gegensatz zur Aufbaugeneration in der Darstellung blasser geblieben ist.³

Schließlich erschien es drittens als sinnvoll, an die Mannheimsche Entwicklung des Gedankens der Ungleichzeitigkeit im Gleichzeitigen anzuschließen.⁴ Das Profil der „Kinder der DDR“ sollte nicht „für sich“ erfasst werden; in der Interaktion mit anderen Generationen – speziell der ihr vorgelagerten Aufbaugeneration – war von dieser Rekonstruktion mehr zu erwarten: Zum einen hinsichtlich der Erklärung des gegenseitigen Nicht-Verstehens trotz gemeinsamer Partizipation an bestimmten historischen Zeitabschnitten und zum anderen hinsichtlich der Unterscheidung der konjunktiven Erfahrungsräume beider Generationen. Als die Untersuchung 1996 konzipiert wurde, erschien es sinnvoll, den Partizipationsgedanken gleichsam soziologisch zu konkretisieren, in dem mit der Partizipation an der historischen Zeit auch die Partizipation an einem konkreten gesellschaftlichen Handlungsfeld verbunden war. Die Untersuchung der Wissenschaftsgeschichte (in diesem Fall der Geschichte der DDR-Soziologie) exemplifiziert

an der Schüler-Lehrer-Beziehung, entsprach diesem Design.

Polanyi beschreibt die Wissensübergabe von einer Generation an die nächste als eine wesentliche Vermittlungsform *impliziten Wissens*: „Denn wenn man implizites Wissen als unentbehrliches Moment allen Wissens und als grundlegendes geistiges Vermögen anerkennt, das allem expliziten Wissen erst seine Bedeutung verleiht, so muss man die Hoffnung fahren lassen, dass jede nachfolgende Generation – oder gar jeder Einzelne einer solchen – alle überkommenen Lehren einer kritischen Überprüfung unterziehen könnte oder sollte.“ (1985: 57/58) Nur durch diese Übernahme kann unser Wissen erweitert werden. Das Zitat verdeutlicht die „black box“ des Überganges von Wissen von einer Generation zur nächsten. Auf den Lehrer ist durch seinen Glauben an seinen Vorgänger eine Tradition übergegangen, aus der er wesentlich seine Autorität bezieht. Die Jüngeren sind wiederum darauf angewiesen, sich in die Tradition ihrer Lehrer zu stellen. Erst wenn sie das tun, haben sie auch die Möglichkeit, sich gegen die Autorität, die gleichsam ihren Orientierungsrahmen bildet, aufzulehnen.

Diese Abhängigkeiten scheinen sofort evident zu sein, doch es stellt sich die Frage, inwiefern sie tatsächlich auch nachzuweisen sind und vor allem, was das für eine Bedeutung für die Inhalte der Wissenschaft einerseits und, zum anderen, für die soziale Konstellation hat. Eines scheint klar: Diese Inhalte werden nicht rein übergeben, sondern im Prozess sozialer Interaktionen.

Exkurs über die DDR-Soziologie

Der Gegenstand, um den es hier geht, die DDR-Soziologiegeschichte, klingt aus heutiger Sicht nicht mehr besonders herausfordernd.⁵ Dass die Soziologie im früheren Ostblock keine autonome Wissenschaft war sondern sich dem politischen Zwang unterworfen hat, ist inzwischen zum Gemeinplatz geworden.⁶ Nach der spezifischen Form der Revolution in der DDR, die sehr schnell zur Integration in die Bundesrepublik Deutschland führte, wurde ndie ostdeutschen Institutionen zügig aufgelöst und umstrukturiert, die Gründergeneration der DDR-Soziologie (Geburtsjahre von 1927-1937 – also komplementär zur sozialhistorischen Aufbaugeneration) wurde entlassen oder arbeitslos. Einige aus der DDR bekannte Soziologen starben in dieser Zeit, andere zogen sich vergrämt zurück (unter anderem Verrat durch ihre Schülergeneration beklagend). Damit war die Geschichte selbst zu Ende und die Geschichtsschreibung konnte beginnen.

Es begann eine in vielen Zeitschriften und auf Kongressen geführte Diskussion, die jedoch zumeist das Faktum der politischen Abhängigkeit thematisierte. Parallel dazu wurde der wissenschaftliche Nachlass gesichtet, das meiste wurde als nicht mehr lesbar eingestuft und, wenn überhaupt, nur noch in die hinteren Bibliotheksregale eingestellt. Lediglich die Ergebnisse der empirischen Untersuchungen hatten eine Chance, sie wurden in Datenbankarchive übernommen.

Trotz dieser scheinbar reibungslosen Abwicklung, blieb folgender Widerspruch offen: Die Soziologie in der DDR war in der Zeit vor ihrer offiziellen Wiederzulassung

ohne weiteres als eine Reformwissenschaft zu sehen und verlor diesen Anspruch erst im Laufe ihrer offiziellen Etablierung. Bis in die 1950er Jahre war die Soziologie de facto verboten. Dieses Verbot musste nicht bekräftigt werden, da das deutsche akademische Leben nach 1945 ohnehin am Boden lag.⁷ Nach 1945 gab es, z.B. an der Humboldt-Universität, noch Lehrstühle für Soziologie, für die es verschiedene Szenarien der Auflösung gab. So fielen sie einfach weg, wenn ihr Inhaber in den Westen ging, wie z. B. Eduard Baumgarten. Andere Soziologen wechselten das Fach, z. B. Alfred Meusel zur Geschichte, wieder andere konnten ihre Forschungen fortsetzen, doch meist im Rahmen von anderen Disziplinen, ein Beispiel dafür ist die Medizinsoziologie. 1949 wurde die DDR gegründet und 1951 erfolgte die erste Hochschulreform, die offiziell den Historischen und Dialektischen Materialismus einführte. Erst spät in den 1950er Jahren regten sich wieder Bestrebungen, Soziologie als Einzelwissenschaft (wenn auch im Rahmen des Historischen Materialismus) zu betreiben. Diese ersten Ansätze sind auch aus heutiger Sicht immer noch spannend und es stellt sich nun die Frage, wie aus der Reformwissenschaft, welche von der Gründergruppe initiiert war (Selbstorganisation durch die Wissenschaftler/innen, z. B. informelle Treffen an den Wochenenden, Adaption westlicher Literatur) nach ihrer offiziellen Zulassung 1964 eine ideologisierte Wissenschaft werden konnte.⁸

Eine plausible Erklärungsmöglichkeit, die jenseits der rein politischen Erklärung einen soziologischen Zugriff bot, besteht in der Betrachtung der Generationszugehörigkeit der Gruppen von Soziologen/innen, welche die DDR-Soziologie in den 1960er Jahren aufgebaut hat. Sie gehören alle zu der so genannten

Gründergeneration, Aufbaugeneration des Sozialismus und sind analog zur zeithistorischen Einteilung auch zwischen 1925 und 1935 geboren. Mannheims Begrifflichkeit lässt sich hier beinahe idealtypologisch anwenden: Die *Lagerung*, nach Mannheim die chronologische Gleichzeitigkeit im historisch-sozialen Raum oder historische Lebensgemeinschaft, war durch das Kindheitserlebnis von NS-Zeit und Krieges zweifelsohne vorhanden. Auf den *Generationszusammenhang* treffen großzügige Bildungschancen nach 1945 und offene Karrierewege bei Akzeptanz des kommunistischen Systems (das Studium in den DDR-Aufbaujahren) zu. Die *Generations-einheiten* entstanden durch den Umgang mit Wissenschaftstraditionen und dem Verhältnis zu Politik und Wissenschaft. Diese verbanden und trennten die Gründer auf je spezifische Weise zu unterschiedlichen Gruppen, die sich wiederum aufgrund spezifischer Karrierewege, z. B. einer reinen Funktionärskarriere in der Wissenschaft, verfestigten.

Diese Generation verstand zwar die Soziologie anfangs als Reformwissenschaft, jedoch war sie später im Zuge der Institutionalisierung auch am Übergang in eine ideologisierte Wissenschaft beteiligt. Dieses Spannungsfeld wurde auch durchaus wahrgenommen, jedoch nach den letzten Reformversuchen zu Anfang der 1970er Jahre nicht mehr sichtbar bearbeitet.

Spätestens ab dem Ende der 1960er Jahre war die Soziologie in der DDR nicht mehr nur von dieser Gruppe geprägt. Es waren kontinuierlich jüngere Leute nachgerückt und trotz dieser Erneuerung hatte sich das Fach damit nicht wesentlich verändert. Wie ist diese Stagnation zu erklären? Mannheim stellte bekanntlich fest, dass manche Generationen

nicht dazu kommen, eine Generationsentelechie zu entfalten (1928/1964: 550) Zu dieser „Blässe“ passt auch, dass die nächste Generation nach der Aufbaugeneration in der DDR aus sozialhistorischer Sicht mit „Kinder der DDR“ umschrieben wird (Zwahr 1994). Damit wird ihr Erfahrungshorizont auf die DDR begrenzt, aber dennoch nicht näher qualifiziert. Ist die offensichtliche Stagnation nur durch den politischen Druck zu erklären oder hatten die jüngeren Soziologen/innen vieles von dem Glauben der Älteren bewusst und unbewusst übernommen und waren deshalb nicht in der Lage, anders als ihre Vorgänger Soziologie zu betreiben und auch einen anderen sozialen Sinn zu suchen?

Die Ergebnisse der im Folgenden vorgestellten empirischen Untersuchung basieren auf qualitativen Interviews. Die Interviewpartner – Schüler/innen der Gründergeneration (es geht hier um Personen, geboren zwischen 1950 und 1965) – wurden gebeten, ihre berufliche Biographie zu erzählen.⁹ Zwischen Oktober 1997 und Juli 1999 sind insgesamt 15 Interviews geführt worden.¹⁰ Zuerst werden einige Ergebnisse aus der vergleichenden Fallbeschreibung vorgestellt, die sich auf zwei Ebenen fokussierte: Die berufliche Entwicklung zur Soziologie und das Verhältnis zu den Lehrern/innen. Danach werden einige reflektierende Überlegungen vorgestellt, die sich auf die Theoriesicht der Schüler/innen und auf unterschiedliche geschlechtsspezifische Strategien in der Wissenschaft beziehen.

2. GENERATIONENBEZIEHUNGEN IN DER WISSENSCHAFT

Aus allen Biographien wird deutlich, dass die Schüler/innen während der Erzählung ihrer beruflichen Entwicklung auf ihre Lehrer/innen zu sprechen kommen: Sei es als Vorbild, in negativer Weise als abhängiges Mündel oder in der Form, dass den Lehrern explizit gar keine wesentliche Bedeutung zugesprochen wird. Ebenso offensichtlich ist, dass sich die unterschiedliche Beziehung zum Lehrer in eine jeweils spezifische Biographie einordnet. Die Kindheit, Schulzeit, das Studium sind dabei ebenso von Bedeutung wie die Geschlechtszugehörigkeit, der wissenschaftliche Entwicklungsweg in der DDR und in der Zeit nach der Wende.

Für die gesamten Biographien ergab sich eine Schlüsselkategorie, die in beinahe allen Erzählungen aus der Berufsbiographie wesentlich wurde: die der (oder einer) „Normalität“. Der Verweis auf die Normalität fungiert in den meisten Fällen als Klammer oder Rahmen, innerhalb derer die berufliche Entwicklung erzählt wird. In diese Normalität gehen mehrere Dimensionen ein: dass in der DDR gleichsam normalbiographische Stationen existierten und dass die eigene Biographie diesem Rahmen eben entsprach oder widersprach. Oft wurden die Sequenzen zum beruflichen Weg in der

Wissenschaft wie folgt begonnen: „Ich habe die Schule besucht – ganz normal“ oder „Ich hatte einen ganz normalen Schulweg zum Abitur“. In der ältesten Gruppe figuriert diese

Normalität auch als Chance, eine höhere Qualifikation als die Eltern zu erlangen, was als „normale Entwicklung für jemanden, der aus

einfachen Verhältnissen kam“, reflektiert wird. Weiterhin lässt sich von einer „Normalität in der beruflichen Entwicklung“ sprechen: „Eine Karriere wäre mir bei normaler Entwicklung möglich gewesen“. Man könnte hier die Annahme einer „Alltagsnormalität“ unterstellen, die sich auch auf die Wissenschaft bezieht. Die Karriere wird somit als Folge des angepassten Verhaltens, nicht eigener Leistung, gesehen. Erwähnenswert ist auch, dass in den Fällen, wenn das Elternhaus nicht sehr angepasst an die politischen Verhältnisse in der DDR war, diese Kategorie in der Erzählung nicht auftauchte. Daraus könnte man den Schluss ziehen, dass dieses Gefühl, in einen normalen Entwicklungsweg einzusteigen, sich in der Kindheit herstellt und die Schlussfolgerung liegt nahe, dass es sich um ein *institutionalisiertes, biographisches Ablaufmuster* handelt.

Diese „Normalität“ erstreckt sich, wie gezeigt, auch auf die Deutung des Berufsweges. Damit bewerten die Akteure zugleich wichtige Aspekte der Soziologie in der DDR. In der ältesten Gruppe wird in mehreren Interviews, allerdings mehr argumentativ als erzählend, eine Nähe der eigenen Generation zu den „68ern“ im Westen festgestellt. Vor allem hat dies sicherlich mit dem Altersbezug dieser Generationsgruppe zu ihrer Gegengruppe, den westdeutschen 68ern, zu tun. Doch auch die Nähe zur Lehrergeneration ist gegeben, weil diese Gruppe auch in der Hochphase der Reformen, Ende der 1960er Jahre, in die Soziologie einstieg, also den Lehrern von ihrem Weg her ähnlich war. Das Studium der Soziologie wird in der Regel noch nicht gezielt ausgewählt, es existiert bis dahin auch nur in Form einzelner Seminare und die Teilnahme daran ergibt sich oft per Zufall. Auffällig ist hierbei, dass ein expliziter Bezug auf die Re-

formbestrebungen der Lehrergeneration fehlt. Dies könnte allerdings auch ein Nachwende-Effekt sein: eine Distanzierung von der Lehrergeneration. Eine weitere Erklärung für die offensichtliche Diskrepanz wäre, dass sich die nachrückenden Schüler/innen gerade wegen ihrer Nähe zur Lehrergeneration autark positionieren wollen. Der Reformgedanke wurde in die Normalität übernommen: Es geht um die Reform der DDR im Rahmen der Gegenwart, der bestehenden Normalität.

Gleichsam unabhängig von dieser Diskrepanz ist das Verhältnis zur Lehrergeneration bei der ältesten Gruppe übereinstimmend vom Gefühl der Dankbarkeit und großer Erwartungen gekennzeichnet. Diese Erwartungen hängen wiederum mit dem Reformgedanken zusammen, wie noch gezeigt werden wird.

Die Wende kam für diese Generation in einer Zeit, in der sie sich biographisch gerade konsolidiert hatte. Niemand aus der Gruppe berichtet über die Wendezeit euphorisch. Bei allen haben sich die Erwartungen an eine Veränderung nicht sofort mit dem realen Resultat der politischen Entwicklung gedeckt. Es unterscheiden sich die Strategien nach der Wende. Nicht alle zielen auf unbedingte Sicherheit, wie man vielleicht erwarten würde. Auch hier könnte die Normalität wieder ein Schlüssel sein: Der Ausstieg aus der Normalität wird auch als Befreiung erlebt.

Die Generationsgestalt dieser Gruppe ist am ehesten mit ihrer *Reformorientierung* zu beschreiben. Diese ist, wie gezeigt, mehrdimensional und rührt wesentlich aus der altersmäßigen Nähe zu Lehrergeneration und dem damit verbundenen Soziologieverständnis her.

Auch die mittlere Altersgruppe (in der Mitte der 1950er Jahre geboren) rekurriert auf die Normalität. Doch bestimmt sich diese

Gruppe weniger über den Ansatz einer Reform der Gesellschaft, sondern versucht sich in der Gesellschaft, so wie sie ist, einzurichten. Sie lässt sich auf die Rahmenbedingungen ein und verbindet ihre eigenen Werte damit. Sie sieht sie zugleich nüchtern. Im Bereich der Wissenschaft ist vorrangig – in Abgrenzung zu dem Teil der Lehrergeneration, welcher ideologisch orientiert ist – ein Streben nach Professionalität sichtbar. Aus dieser Altersgruppe, zu der nach der Auswertung der Interviews auch zwei Interviewte aus der älteren Gruppe gehören, lässt sich eine weitere Generationsgestalt ableiten, die *sachliche Generation*.

Auch die mittlere Altersgruppe (in der Mitte der 1950er Jahre geboren) rekurriert auf die Normalität. Doch bestimmt sich diese Gruppe weniger über den Ansatz einer Reform der Gesellschaft, sondern versucht sich in der Gesellschaft, so wie sie ist, einzurichten. Sie lässt sich auf die Rahmenbedingungen ein und verbindet ihre eigenen Werte damit. Sie sieht sie zugleich nüchtern. Im Bereich der Wissenschaft ist vorrangig – in Abgrenzung zu dem Teil der Lehrergeneration, welcher ideologisch orientiert ist – ein Streben nach Professionalität sichtbar. Aus dieser Altersgruppe, zu der nach der Auswertung der Interviews auch zwei Interviewte aus der älteren Gruppe gehören, lässt sich eine weitere Generationsgestalt ableiten, die *sachliche Generation*.

Sie kommen an die Universität, nachdem das Fach bereits in der Konsolidierungsphase ist, mitunter war der Wunsch, Soziologe/in zu werden schon durch das Elternhaus beeinflusst (z. B. wenn die Eltern eine Beziehung zu der Reformzeit in den 1960er Jahren hatten). Als ein gutes Beispiel lässt sich die Biographie einer Frau vorstellen, die an dem Parteinstitut der

DDR in der Soziologie Karriere gemacht hat. Sie sieht sich in erster Linie als Wissenschaftlerin, da die meisten Wissenschaftler sowieso Mitglieder der Partei waren, sieht sie keinen großen Unterschied darin, in welcher Institution man gearbeitet hat. Sie äußert sich im nach hinein über ihre Altersgenossen in anderen Instituten fachlich abschätzig, d.h. sie legt in einem politisch dominierten Kontext eine rein fachliche Bewertung an.

Sie erzählt von zwei Lehrern, einem alten Genossen, der über die Partei zur Wissenschaft kam und nicht sehr beschlagen war und einem professionell hochqualifizierten Zyniker, der in die bestehenden Verhältnisse involviert war und trotzdem nur noch mit zynischem Abstand agierte. Sie betrachtet im Rückblick beide unemotional, eben sachlich und mit Abstand und wollte rückblickend vor allem in die Position kommen, sich von beiden nichts mehr sagen lassen zu müssen. Sie sieht die Karriere im Rahmen der DDR-Verhältnisse auch als eine Emanzipation von ihren Lehrern an. Sie betont vor allem ihre Freude an dem Inhalt der Arbeit. Konkrete Projekte liegen ihr, sie moniert zwar retrospektiv die komplizierten politischen Verhältnisse in der DDR, doch sieht sie diese gleichsam als normale Außenbedingungen an und sie will die politische und wissenschaftliche Ebene auseinander halten.

Dieses Gefühl, durch den Lehrer fest in den Griff genommen worden zu sein, ist eine Konstellation, die gerade im Verhältnis zwischen Lehrern und Schüler^{innen} vorkommt.¹¹ In von mir untersuchten weiblichen Biographien kann sogar von einer extremen Form von Prozessierung durch den wissenschaftlichen Lehrer gesprochen werden.¹² Eine Frau der mittleren Gruppe beschreibt ihre Entwicklung

als normal und gleichzeitig geht damit ein „in die Schiene gesetzt sein“ einher. Das geht bis zu ihrer Habilitation so. Diese fällt schon in die Zeit der letzten Systemkrise und es gibt im Institut kritische Stimmen zu ihrer Arbeit. Sie flüchtet sich weinend zu ihrem Doktorvater, der sie wieder aufrichtet und ihr die Prüfung mit seiner Autorität möglich macht. Dennoch verlässt sie ihn nach 1990 abrupt. Sie spricht sehr kalt von ihm, man habe ihn „abgesäbelt“ und fühlt keine besondere Dankbarkeit. Sie hilft ihm zwar noch, wenn er eine Bitte hat, doch will sie sich beruflich möglichst von ihm fernhalten. Hier fällt das Ende der Prozessierung mit dem Ende der DDR zusammen.

In einem anderen Fall erfolgt die Befreiung noch zu DDR-Zeiten. Es handelt sich um eine sehr fleißige Frau, die wissenschaftlich gut vorankommt und auch politisch anpassungsbereit ist. Sie hat Familie und es gelingt ihr dennoch, schnell Karriere zu machen. Ihr Professor fördert das mit allen Mitteln. Er will sie überreden, für drei Jahre Marxismus/Leninismus zu lehren, damit würde ihre Karriere perfekt sein. Doch plötzlich bricht sie aus, sie spricht sogar von einem Blackout. Sie will sich nicht „zu tief reinbegeben“. Das ist nicht in erster Linie politisch gemeint, sondern bezieht sich auf die Verwässerung ihrer wissenschaftlichen Ambitionen. Diese Studentin beendete die Prozessierung, um die wissenschaftliche Sphäre zu verteidigen. Diesen Bereich hatte sie sich erarbeitet und er war es wert, geschützt zu werden.

Wieder sind wir bei der Besonderheit dieser Generation: Für sie ist der Sozialismus normal, sogar mit den politischen Forderungen und Zwängen. Aber es gibt in der Wissenschaft Inhalte, die man nicht mit der Politik verbinden möchte. Die Versachlichung scheint zur

Normalität zu gehören.

Diese Orientierung trifft man auch bei Männern an und dennoch gehen sie, so zeigen es die Berichte, pragmatischer mit dieser Einsicht um und es entsteht kein Generationskonflikt. So erzählte ein Vertreter der mittleren Generation von seinen Erfahrungen während des Studiums. Er habe zwar Marxismus studiert, dabei jedoch ein sehr theoretisches Verhältnis dazu gehabt. Das habe ihn auch bewegt, in der Zeit der Biermann-Ausbürgerung Versammlungen und Unterschriftsammlungen zu organisieren. Er sei dafür im Rahmen der SED bestraft worden und habe aus Angst vor einem Rauswurf seine Tat öffentlich verurteilt, er spricht von seinem „ersten Einknicken“. Danach habe er gedacht, seine Karriere sei nun zu Ende, aber sein Professor war, obwohl er ihm in der Krise nicht half, nunmehr aufgeschlossener ihm gegenüber. So konnte er an seiner Dissertation arbeiten. Diese wurde kurz vor dem Abschluss ebenfalls aus politischen Gründen angefeindet. Wieder half ihm der Professor, er besorgte ihm eine Anstellung in einer anderen Stadt und half ihm, extern zu promovieren. Hier kommt es zu einem Kameradschaftsverhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Für den Jüngeren ist der Ältere dennoch kein wissenschaftliches Vorbild, er sieht ihn als zu wenig an der Wissenschaft interessiert an und trotzdem ist er froh darüber, dass er so vertraut mit ihm wird. Diese Vertrautheit führt jedoch nicht zu dem Gefühl von Abhängigkeit, wie im Fall der Frauen, und bleibt bis zum Ende der DDR erhalten. Und sogar darüber hinaus: Ein anderer Schüler erzählt davon, dass er seinem Lehrer die „Treue hielt“, der nächste spricht von Solidarität. Vor allem die Männer thematisieren die ungerechte Behandlung der Lehrergeneration nach der Wende.

Trotz dieser Differenzierungen ist bei den Schülerinnen und bei den Schülern eine Übereinstimmung in der Versachlichung, in dem Einrichten in der Normalität zu konstatieren. Dabei bleibt für diese Gruppe noch zu bemerken, dass diese Normalität nicht immer nur neutral oder positiv bewertet wird, es wird im Extrem von einer „Stinknormalität“ gesprochen, die einen einengte.

Diese Haltung ist dann bei der dritten Generationsgestalt, der *distanzierten* Generation (Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre geboren), noch ausgeprägter. Auch die Vertreter dieser Generation reflektieren ihre Entwicklung in der DDR noch als normalen Weg und bewerten zum Beispiel die schulischen Entwicklungsmöglichkeiten sehr positiv, dennoch sehen sie gleichsam von außen auf diese Gesellschaft. Sie bleibt gerade in ihren Zwängen unverständlich. Wenn jetzt Soziologie als Studienfach gewählt wird, dann um diese Zwänge zu erklären. Ein junger Mann berichtet, er habe ganz bewusst Soziologie studieren wollen, um vielleicht die Brüche in der Gesellschaft, die er auch zwischen sich und den Älteren sah, besser zu verstehen. Als er dann erlebte, wie ideologisch dieses Studium war, war er frustriert.

Der Bezug zur Lehrergeneration verändert sich nochmals. Überwog bei den Älteren die Dankbarkeit und bei den Mittleren der Wille zur Abgrenzung, so scheint sich diese Gruppe ihren Lehrern überlegen zu fühlen. Ein Vertreter dieser Gruppe erzählt, dass die Professoren nur noch manchmal mit dazu geladen wurden, wenn die Studiengruppe der Jungen unter sich diskutiert hat. Der Orientierungshorizont beider Generationen driftet auseinander, die Jüngeren stellen die Gesellschaft infrage.

In der Zeit der Wende war die distanzierte Generation schon so weit weg von der DDR, dass sie sich nicht mehr die Mühe machte, ihre Arbeitsergebnisse den Entwicklungen anzupassen. Eine Vertreterin der mittleren Generation erzählte, wie sie in letzter Minute vor der Abgabe noch schnell ihre Doktorarbeit ideologisch reinigte. Der Jüngere tat das nicht, weil er das sowieso gar nicht wichtig fand und war dann ganz verwundert, als das plötzlich bei der Bewertung eine Rolle spielte und sich mühsam „gewendete“, ältere Wissenschaftler über einige „alte“ Zitate echauffierten.

Abschließend sei nochmals die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass die Differenzierung der Schüler/innen, die aus der Analyse des beruflichen Entwicklungsweges und der Interaktion zwischen den Schülern/innen und Lehrern/innen rekonstruiert wurde, sich nicht mit den Altersgruppen deckt. An diesem Punkt bestätigte diese Untersuchung, dass die Differenzierungen in Kohorten keine sichere Grundlage für die Ermittlung von Generationen gestalten darstellt.

3. VON DEN GENERATIONENBEZIEHUNGEN ZU MANNHEIM ZURÜCK: ERGEBNISSE FÜR DIE GENERATIONENFORSCHUNG

Die bisherige Darstellung offenbart eine Konkretisierung der zeithistorischen Fassung der „Kinder der DDR“ hinsichtlich dreier Generationen gestalten. Die Rekonstruktion dieser Generationen gestalten aus den Generationenbeziehungen von Lehrern/innen und Schüler/innen erwies sich als tragfähiger und empirisch ergiebiger Ansatz. Jedoch werden die Verhältnisse zwischen den Lehrenden und ihren Schülern/

innen von weiteren Komponenten geprägt. Dies soll an zwei Beispielen verdeutlicht werden. In der Auswertung der empirischen Studie hat sich gezeigt, dass die speziellen Strategien der Frauen in der Wissenschaft die Generationenprofile stark prägen, zuweilen scheint die Geschlechtstypik die Generationstypik zu überlagern. Die Untersuchung zeigt – und hier lässt sich der Mannheimsche Ansatz ergänzen – dass die Fälle nicht nur hinsichtlich einer Typik zu rekonstruieren sind: Es gibt keine „neutralen“ Generationen. Die Generationstypik kann durch die Geschlechtstypik überlagert werden (oder umgekehrt). Zum anderen treten Typiken hervor, wie in diesem Fall die Theoriesicht, die alle Generationen umschließt und damit wiederum die Generationstypik überstrahlt.

Weibliche und männliche Strategien in der Wissenschaft – ein Beitrag zum Zusammenhang von Generation und Geschlecht

Im Fallvergleich wurde der Schluss gezogen, dass die Frauen eher eine komplizierte und problemgeladene Beziehung zu ihren Lehrern aufbauen, während die Männer mehr kameradschaftliche Beziehungen entwickeln (können).

Man könnte – je nach Draufsicht – von den „undankbaren“ oder „ausbrechenden“ Töchtern sprechen. Beide Charakterisierungen sind unvollständig und bilden nur die eine Seite des Verhältnisses ab. Besser ist es wohl, in nicht so schlagwortartiger Weise festzustellen, dass die Frauen in der Wissenschaft zunächst anhänglich und von den Lehrern/innen beeindruckt und beeinflussbar sind. Sie benötigen diese Phase, um das nötige Selbstbewusstsein zu erlangen; erst mit diesem ausgestattet, können sie dann ausbrechen. Dabei weichen sie der

Konfrontation aus oder sie leben sie aus, das ist sowohl vom Temperament als auch von der Konstellation abhängig.

Es ist offensichtlich, dass sich hier unterschiedliche Strategien des Umgangs von männlichen und weiblichen Wissenschaftlern gegenüber ihren Lehrern/innen zeigen. Kein Mann hat in den Interviews davon gesprochen, dass er sich hätte „fördern“ oder „schieben“ lassen. In dieser Form ist das eine weibliche Strategie, die in der mittleren Gruppe aufgefunden wurde. Diese Strategie hatte sicherlich mit den spezifischen Karrierebedingungen von Frauen in der DDR zu tun. Durch die familiäre Belastung wurde der Weg zur Dissertation und Habilitation nicht als zwingend angesehen. Weiterhin ist wesentlich, dass dieses „Schieben/Geschoben-Werden“ durchaus auf unterschiedlichen Strukturen basiert. In einem Fall begann diese Strategie bereits mit der Einmischung des Vaters in die berufliche Entwicklung. In einem anderen Fall kann von einer „theoretischen Prozessierung“ gesprochen werden. Schließlich, in dem letzten Beispiel, kam erst mit der Politisierung ihrer Karriere und ihrem Sträuben dagegen das Geschoben-Werden in den Bereich einer negativen Wertung. Sie wollte sich fördern lassen, jedoch nicht dominiert werden.

Die Probleme mit dem Inhalt der Arbeit wurden auch bei Männern deutlich sichtbar. In den untersuchten Berufsbiographien wurden diese Probleme von den Männern jedoch anders gelöst: Einer kehrte der Wissenschaft den Rücken und ein anderer löste sich in der Krise nicht von seinem Doktorvater, sondern ließ sich von ihm helfen. Das ist jedoch nicht nur eine pragmatische Hilfe, sondern die Unterstützung erfolgt nach einer gemeinsamen Analyse der Situation.

Zum Theoriebezug der Schüler/innen

Während sich bezüglich der Verhältnisse zu ihren wissenschaftlichen Lehrern/innen unterschiedliche Strategien von Frauen und Männern aufzeigen lassen, ist die Erwartung an die Theorie in der Schülergruppe einheitlich. Und das bezieht sich auf alle drei aufgezeigten Generationsgestalten gleichermaßen. In gewissem Sinne kann man bei allen von den „theoretischen Theoretikern“ (Bourdieu 1987/1996: 258) sprechen: Sie haben einen ausgeprägt hohen Anspruch an die Erkenntnismöglichkeiten der Soziologie. Sie wollen die Welt, sprich die Verhältnisse in der DDR, auf dieser Basis verändern. Die ältere Gruppe spricht das in dieser Weise auch offen aus, die Mittleren – die „Sachlichen“ – offenbaren das unterschwellig. Und sogar bei der distanzierteren Gruppe wird diese Einstellung noch deutlich. Mit diesem Anspruch, der – wie gezeigt – auch mit der Forderung nach Offenheit und Ehrlichkeit verbunden ist, kollidieren sie mit ihren Lehrer/innen. Diese haben sich auf ein pragmatisches Wissenschaftsverständnis zurückgezogen. Während es zu Anfang der Soziologieentwicklung in der DDR in den 1960er Jahren auch in existentieller Weise um den Zusammenhang von Marxismus, Soziologie und gesellschaftlicher Entwicklung ging (Sparschuh/Koch 1997: 74ff), knüpfen nun ihre Schüler/innen wieder an die ursprünglichen Ideen an.

In der Gruppe der Älteren wird der theoretische Anspruch am deutlichsten formuliert. Eine Soziologin macht der Lehrergeneration sogar den Vorwurf, dass sich diese zu sehr zurückgehalten hat (sie spricht vom Entwurf einer „Fata Morgana“ für

die Jüngeren), obwohl diese Generation eigentlich – gerade aus der Theorie heraus – wusste, wie es in der (gesellschaftlichen) Entwicklung zuzugehen habe. Die Schülerin hingegen musste sich das alles erarbeiten und hat dabei zwar Hinweise, aber nicht die nötige Hilfe der Lehrer erhalten. Im theoretischen Bereich besteht sie auf ihrem Recht an „Partizipation“ am Wissen ihres Lehrers und auf Offenheit. Sie möchte eine Gleichrangigkeit erreichen. Sie formuliert diese Forderung ausschließlich in Bezug auf ihre Wissensbedürfnisse in der Theorie, deren Vorenthaltung sie dem Lehrer zum Vorwurf macht.

Diese Forderung wiederholt sie in der Erzählung nochmals – diesmal aus der Gegenwart heraus: Nach der Wende haben sich die Verhältnisse zwischen ihr und dem Lehrer umgekehrt, sie hat jetzt eine Stelle und er ist aus dem aktiven Universitätsbetrieb ausgeschieden. Sie hat ihn zu einem Vortrag von sich eingeladen. Er kommt, doch er geht vor der Diskussion und verweigert ihr wieder die Gleichrangigkeit. Sie wirft ihm vor, dass er sie nicht in „seine tiefsten Tiefen“ schauen lässt, nicht von seinen „Niederlagen“ spricht und hat das Gefühl: „dass er mich auch immer wieder in die Rolle der Schülerin zurückweist“.

Es stellt sich hier die Frage, wieso die Schülerin nicht davon ausgeht, dass sie hätte weiter gehen sollen als ihre Lehrer/innen. Wieso erwartet sie von der älteren Generation die wesentlichen Hinweise und wollte diese nicht selbst finden? Wieso macht sie nur den Älteren den Vorwurf, dass sie nicht ehrlich genug waren? Der

Grund scheint zu sein, dass es nicht zu einer eigenständigen Entwicklung der jüngeren Generation kommt, eine kritische Auseinandersetzung mit sich selbst findet erst

in der jüngsten, „distanzierten“ Gruppe statt, z. B. wenn einer der Interviewten bedauert, dass er sich nicht „geoutet“ habe. Dabei war auch er nicht grundsätzlich konträr zur DDR eingestellt, auch er wollte Soziologie studieren, um diese Gesellschaft besser analysieren zu können.

Was prägte nun die „Kinder der DDR“ im Gegensatz zu ihrer Lehrergeneration? Zuallererst ist wohl das ungenügende Auswahlpektrum an Möglichkeiten für die Jüngeren zu benennen: Ihre „Einspurung“ in eine bestimmte Tradition, wie es das Studium einer Gesellschaftswissenschaft in der DDR verlangte, verbunden mit der „Normalität“ ihres Lebensweges. Von ihrem konjunktiven Erfahrungsraum her – für sie war die DDR keine zu entwerfende Gesellschaft, sondern eine begrenzte, widersprüchliche Erfahrung – haben die Jüngeren weder die Traditionen der älteren Generation übernehmen noch sie fundiert kritisieren können. Dennoch ließ sich diese Situation anscheinend nicht verbalisieren, nach außen hin machten die Schüler/innen immerhin im „alten Stil“ mit. Die Polemik in manchen Interviews zeigt, dass dieses Problem bis heute nicht aufgearbeitet ist. Auch die Bekundung der Solidarität mit den Lehrern aus heutiger Sicht könnte eine Form sein, diese Frage zu umgehen. In den Vorwürfen der jüngeren Generation, insbesondere hinsichtlich der mangelnden Partizipation an der Theorie, deutet sich an, dass gerade die fehlende offene Kommunikation ein wesentlicher Grund für die wissenschaftliche Stagnation war.

Das Ende der DDR begann vor dem Einrücken der jüngeren Generation in die entscheidenden Positionen in der Wissenschaft. Es wäre dennoch interessant zu fragen, ob sich bei diesem Wechsel viel verändert hätte.

Die Jüngeren nahmen das Erbe der Älteren nur halbherzig an, gleichzeitig glaubten sie jedoch auch an die marxistische Theorie als Hintergrundphilosophie der Gesellschaftswissenschaften. Die Existenz dieses mehr vom Glauben bestimmten Zuganges zur Theorie bestätigt Göschel (1999). Er kommt in einem Vergleich der west- und ostdeutschen Geburtskohorten der 1950er Jahre zu dem Schluss, dass beide durch eine „romantische Reaktion“ auf die Vernunftbewegung der 68er gekennzeichnet sind (ebenda, 33)¹³. Primär aus politischen Gründen kam es in der DDR nicht zu einer offenen wissenschaftlichen Diskussion zwischen diesen beiden Generationen. Doch dieses „Nichtaussprechen“ von Fragen hatte auch Folgen für die Gesellschaft: nämlich, dass damit die innere Kohärenz innerhalb der beiden tragenden Generationen schwach ausgeprägt war.

Das schnelle Ende der DDR-Soziologie wurde bisher vor allem aus dem von außen bedingten Zerfall der Institutionen erklärt. Die hier vorgestellte Untersuchung deutet darauf hin, dass in der DDR keine „Generationsordnung“ existierte, die Bestand haben konnte und damit die Gesellschaft auch von innen her brüchig geworden war.

ENDNOTEN

¹ Hierzu, wie auch zur Ausformulierung des Generationenthemas in Mannheims Schriften, siehe: Vera Sparschuh 2000 und 2005.

² Mannheims Schrift „Freiheit und geplante Demokratie“ ist hierfür besonders relevant.

³ Vor allem sicherlich deswegen, weil die DDR nach ihrer Formierungsphase in ihren Strukturen nicht mehr so eindeutig zu verorten war.

⁴ Diesen Gedanken entwickelt Mannheim gerade auch im Kontext der Erlebnisbichtung.

⁵ Diese Fragestellung u. a. im Rahmen einer Untersuchung über die Entwicklung der Soziologie in der DDR (Sparschuh/Koch 1997) bearbeitet.

⁶ Bekannt sind auch die Differenzierungen: z. B. die Besonderheiten in Polen und Ungarn.

⁷ Die Soziologie war auch in der NS-Zeit nicht aufgelöst worden, die Kontroverse, ob sie sich selbst aus dem akademischen Leben zurückgezogen hatte oder sich vereinnahmen ließ, ist in der deutschen Soziologie erst spät, aber dann nachhaltig diskutiert worden (vgl. z. B. Rammstedt 1986).

⁸ Ausführlich dazu Sparschuh in 2005, 44ff.

⁹ Das Verhältnis zu den Lehrern/innen wurde im Gespräch, wenn es nicht ausdrücklich von den Interviewten erwähnt wurde, nicht angesprochen.

¹⁰ Die Fallbeschreibung geht von drei unterscheidbaren Altersgruppen der Interviewten aus: Die ‚alten Kinder‘ (geboren zwischen 1949 und 1951 – 6 Interviews), die ‚Mittleren‘ (geboren von 1953 bis 1956 – 7 Interviews) und die ‚Jungen‘ (geboren zwischen 1957 und 1960 – 2 Interviews, wobei es sich hier ausschließlich um zwei männliche Biographen handelt). Daran schloss sich die Erörterung einer reflektierenden Ebene (vergleichende Fallrekonstruktion) an. Einige Fälle wurden in der Forschungswerkstatt von Ralf Bohnsack (FU-Berlin) diskutiert.

¹¹ Im Verhältnis der interviewten Frauen (Lehrerinnen-Schülerinnen) zueinander geht sachlicher zu, es kommt zu Konflikten, doch nicht zur Abhängigkeit.

¹² In dem einen Fall beginnt die Bereitschaft zur Annahme einer Vormundschaft bereits in der Kindheit durch den Vater und wird dann in der Berufsbiographie fortgesetzt.

¹³ Göschel verweist hier auf Johannes Weiß' Überlegungen zur Wiederkehr der Romantik, vgl. Neidhardt, F./Lepsius, R. M./Weiß, J. (Hg.): Kultur und Gesellschaft, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpolitik, 27, 1986.

LITERATURVERZEICHNIS

Bohnsack, R. (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, Leske+Budrich Verlag Opladen.*

Bohnsack, R. (1992): *Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern. Verstehen-Interpretieren-Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse*, in: Meuser, M./Sackmann, R. (Hg.) *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Centaurus Verlag, Pfaffenweiler, S. 139-160.

Bourdieu, P. (1988): *Homo Academicus*, Subrkamp Verlag, Frankfurt/M.

Bourdieu, P. (1987): *Die Praxis der reflexiven Anthropologie*, in: Bourdieu, P./Wacquant, L. J. D. (1996) *Reflexive Anthropologie*, Subrkamp Verlag, Frankfurt/M., S. 251-295.

Bude, H.: *Die Charismatiker des Anfangs. Helmut Plessner, René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky als Gründer einer Soziologie in Deutschland*, in: Günter Burkart/Jürgen Wolf (Hg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Leske und Budrich 2002, S. 407-420.

Göschel, A. (1999): *Kulturelle und politische Generationen in Ost und West*, in: *Debatte Initial 10(1999)2, Themenheft zur „Ostkultur zwischen Persistenz und Wandel“* herausgegeben von R. Woderich.

Grathoff, Richard (1989): *Milieu und Lebenswelt. Eine Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung*, Subrkamp Verlag, Frankfurt/M.

Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H. (Hg.) (1995): *Sozialgeschichte der DDR*, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.

Mannheim, K. (1928): *Das Problem der Generationen*, u. a. nachgedruckt in: *Karl Mannheim - Wissenssoziologie*, Hg.: Kurt H. Wolff, Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1964, S. 509-565.

Matthes, J. (1985): *Karl Mannheims 'Das Problem der Generationen' neu gelesen - Generationen-Gruppen' oder 'gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit'?* aus: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 14, Heft 5, S. 363-372.

Kuhn, T. S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Subrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M.

Lepsius, M.R. (1979): *Die Entwicklung der Soziologie nach*

dem 2. Weltkrieg 1945-1967

, in: Günther Lüschen (Hg.) *Deutsche Soziologie nach 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug*, Westdeutscher Verlag, Opladen S. 25-70

Polanyi, M. (1985): *Implizites Wissen*, Subrkamp Verlag, Frankfurt/M.

Rammstedt, O. (1986): *Deutsche Soziologie 1933-1945. Die Normalität einer Anpassung*, Subrkamp Verlag, Frankfurt/M.

Rosenthal, G. (1994): *Zur Konstitution von Generationen in familienbiographischen Prozessen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 5/1994/4, S. 489-516.

Schelsky, H. (1959): *Ortbestimmung der deutschen Soziologie*, Diederich Düsseldorf und Köln.

Sparschuh, V. (2000): *Der Generationsauftrag – bewusstes Erbe oder „implizites Wissen“? Karl Mannheims Aufsatz zum Problem der Generationen im Kontext seines Lebenswerkes*, in: *Sociologia Internationalis* 38(2000)2, S. 219-243.

Sparschuh, V. (2005): *Von Karl Mannheim zur DDR-Soziologie. Generationendynamik in der Wissenschaft*, Krämer Verlag Hamburg.

Sparschuh, V./Koch U. (1997): *Sozialismus und Soziologie. Die Gründergeneration der DDR-Soziologie, Versuch einer Konturierung*, Leske+Budrich Verlag, Opladen.

Zwahr, H. (1994): *Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch: die DDR auf dem Höhepunkt der Staatskrise 1989. Mit Exkursen zur Ausreise und Flucht sowie einer ostdeutschen Generationenübersicht*, in: Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H.: *Sozialgeschichte der DDR*, Klett-Cotta Verlag Stuttgart.

TEIL 3:

PRÄGUNGEN UND PROFILE
EINER JUNGEN GENERATION,
DIE IN DEN UMBRÜCHEN SEIT
1989 ERWACHSEN WURDE

MEHR RECHTS ODER
LINKS? AUSPRÄGUNGEN
JUGENDKULTURELLER
MILIEUS IN
OSTDEUTSCHLAND

8

MEHR RECHTS ODER LINKS? AUS- PRÄGUNGEN JUGENDKULTURELLER MILIEUS IN OSTDEUTSCHLAND

von Klaus Farin (Berlin)

Aus westdeutscher Perspektive erzeugte die Maueröffnung ein interessantes Phänomen: In den 80er Jahren war Neonazismus in den Altbundesländern noch ein großes Thema. 1989/90 verschwand der westdeutsche Rechtsextremismus plötzlich von der Agenda der Medien und der politischen Bildung. Für Rechtsextremismus war nun der Osten Deutschlands zuständig. Der Eindruck wurde erweckt, als seien Neonazis die dominante Jugendkultur Ostdeutschlands, ganze Städte als „national befreite Zonen“ in der Hand der Rechtsextremen. Doch auch wenn es immer wieder kolportiert wird, ist es noch lange nicht wahr.

Denn fast alles, was wir über „die Jugend“ und ihre Kulturen wissen, wissen wir aus den Medien. Medien sind aber naturgemäß vor allem an dem Extremen und dem Negativen interessiert. Sie leben nun einmal davon, stets das Außergewöhnliche, Nicht-Alltägliche in den Vordergrund zu rücken: Jugendliche, die sich seit Monaten aktiv gegen Rassismus und Rechtsextremismus – oder auch: für Umweltschutz, Frieden, gegen Gewalt ... – engagieren, sind in der Regel kaum der Lokalzeitung ein paar Zeilen wert; drei besoffene Neonazis, die „Sieg heil!“ grölend durch ein Dorf laufen, erfahren sofort eine bundesweite Medienresonanz. Vor allem, wenn sie aus dem Osten Deutschlands stammen.

Richtig ist, dass Fremdenphobie in den neuen Bundesländern stärker grassiert als im weltoffener sozialisierten westdeutschen Bürgertum. Richtig ist auch, dass die Gewaltbereitschaft männlicher ostdeutscher Jugendlicher größer ist als die ihrer westdeutschen Altersgenossen. Das ist allerdings nicht nur eine Folge ost-/westdeutscher Prägung (des fast kompletten Fehlens der Mittelschicht in den neuen Bundesländern), sondern auch der im Osten vorherrschenden kleinstädtischen Struktur. Hier – und nur hier – hat eine Handvoll Neonazis die Chance, durch Besetzung strategisch wichtiger Räume (Bahnhofsvorplatz, Bushaltestelle vor der Schule usw.) und permanente Zurschaustellung körperlicher Aggressivität eine ganze Stadt zu 'kontrollieren', unerwünschte „Fremde“ zu vertreiben. Und darum geht es der rechten Szene schließlich: Der militante Neonazismus ist weniger ein strategisches politisches Konzept, sondern der Versuch von der bunten Vielfalt des Lebens verwirrter Untertanengeister, ihr kleines Stück Umwelt – so weit

ihre Blicke und Fäuste reichen – frei von jeglichem „Fremden“ zu halten – seien es die linken „Zecken“ (Punks u. a.), die „multikulturellen“ HipHopper und Skateboarder, Selbstbewusstsein ausstrahlende Frauen oder die „Ausländer“ (die Anfang der 90er Jahre grundsätzlich „Türken“ waren, egal, ob sie aus dem Libanon, dem Irak oder als Sinti und Roma aus Rumänien kamen). Das Idealbild der Rechtsextremen ist ein absolut statisches: Selbst wenn sie einmal für einen längeren Zeitraum ihre Heimatstadt verlassen mussten, was sie höchst ungern und deshalb meist nur gezwungenermaßen, etwa, um eine Haftstrafe abzusitzen, tun, möchten sie nach ihrer Heimkehr alles unverändert vorfinden. Schon die neue Frisur der Freundin (sofern vorhanden) oder der Wechsel der Stammkneipe zu einer unbekannteren Brauerei kann sie zutiefst verstören. Und dann schlagen sie empört zurück.

Nicht ein wachsendes politisches Interesse, sondern die extreme Gewaltbereitschaft der rechten Szene führte in den 90er Jahren zwangsläufig dazu, dass sich der kulturelle Alltag vieler Jugendlicher auf die einzige Frage zuspitzte: Bist du rechts oder links?

Definitionsmerkmale für „rechts“ und „links“ waren (und sind) dabei nicht fundierte politische Positionen, sondern subkulturelle Stilelemente (Kleidungsmarken, Musikgeschmack ...) und die Einstellung zu „Ausländern“. Wir wissen aus zahlreichen (oft divergierenden) Studien, dass 30 bis 45 Prozent der Deutschen fremdenfeindlich denken (entgegen der öffentlichen Wahrnehmung Jugendliche signifikant weniger als 35-55-Jährige). Zugleich lehnen aber neun von zehn Jugendlichen – auch in den neuen Bundesländern – die militante rechte Szene ab,

wollen mit deren Angehörigen nichts zu tun haben. Dies zeigt sich beispielsweise an der von der rechtsextremen Szene produzierten Musik: In jeder Schulklasse Deutschlands sind Bands wie Landser oder Die Zillertaler Türkenjäger bekannt. Hunderttausende von Jugendlichen haben sich deren Lieder von Freunden kopiert oder aus dem Internet heruntergeladen. Doch die Urteile der meisten Jugendlichen über diese Musik sind tödlich: „Rechtsrock“ aus Deutschland ist in der Regel grottenschlechter Agit-Prop von Musikern, die weder spannende Geschichten zu erzählen wissen noch ihre Instrumente beherrschen: Musik aus der Szene nur für die bereits Recht(s)gläubigen in der Szene. Das einzig Spannende daran ist der Ruch des Illegalen: Jede Indizierung treibt die Verkaufs- und Kopierzahlen in die Höhe.

Eine Ursache für die Ablehnung der rechten Szene und ihrer Kulturangebote ist die seit Mitte der 90er Jahre rasant gestiegene Attraktivität alternativer Musik- und Jugendkulturen. Millionen Jugendliche in Ost und West fühlen sich heute der HipHop- und Skateboarder-Szene verbunden, sind Techno-, House-, Punk-, Hardcore-, Reggae- oder Soul-Fans. Die Rechtsextremen gelten heute nicht mehr als die Avantgarde von morgen, sondern als die letzten Deppen von gestern, die es immer noch nicht geschafft haben, auf den Zug der Zeit zu springen. Daran ändern auch bunte Kostümierungen einzelner Vorzeige-Neonazis nichts, die strategisch clever bei medienwirksamen Auftritten Che-Guevara-, Trägerhemden“, Palästinensertücher und Beckham-Iros spazieren führen.

Dass Neonazis derzeit die (anderen) Jugend-

kulturen entdecken und massiv versuchen, wo immer möglich einen Fuß in die Tür – bzw. Party – zu bekommen, hat gute Gründe: Für viele Jugendliche sind Jugendkulturen Orte hohen Engagements und emotional stark besetzte Beziehungsnetzwerke. Denn dort kommt alles zusammen, was Jugendliche fasziniert: Musik, Mode, Körperkult, Gleichaltrigenstrukturen. Jugendkulturen sind eine Gemeinschaft der Gleichen. Wenn eine Gothic-Frau aus München erstmals hier durch Jena läuft und auf einen anderen Gothic trifft, wissen die beiden enorm viel über sich. Sie (er)kennen die Musik- und eventuell sexuellen Vorlieben des anderen, haben mit Sicherheit eine Reihe derselben Bücher gelesen, teilen ähnliche ästhetische Vorstellungen, wissen, wie der andere z. B. über Gewalt, Gott, den Tod und Neonazis denkt. Und falls die Gothic-Frau eine Übernachtungsmöglichkeit in Jena sucht, kann sie mit hoher Sicherheit davon ausgehen, dass ihr der andere weiterhilft, selbst wenn die beiden sich nie zuvor gesehen haben. Jugendkulturen sind artificial tribes, künstliche Stämme und Solidargemeinschaften, deren Angehörige einander häufig bereits am Äußeren erkennen. Sie füllen als Sozialisationsinstanzen das Vakuum an Normen, Regeln und Moralvorräten aus, das die zunehmend unverbindlichere, entgrenzte und individualisierte Gesamtgesellschaft hinterlässt.

ein hohes Maß an Engagement fordern – und damit gerade für jene (Minderheiten) attraktiv werden, die genau so etwas suchen. Es sind oft die Kreativsten ihrer Generation. Denn trotz aller Kommerzialisierung – wo Jugendkulturen sind, ist die Industrie nicht fern – sind es schließlich die Jugendlichen selbst, die die Szenen am Leben erhalten. Sie organisieren die Partys und andere Events, sie produzieren die Musik, sie geben derzeit in Deutschland mehrere tausend scene-eigene Zeitschriften – sog. Fanzines – mit einer Gesamtauflage von mehr als einer Million Exemplaren jährlich heraus. Zumindest für die Kernszene-Angehörigen sind Jugendkulturen vor allem Orte der Kreativität und des Respektes, den sie sich durch aktives Engagement, nicht durch das Tragen der „richtigen“ teuren Streetwear verdienen.

20 bis 25 Prozent der Unter-Dreißigjährigen („Jugend“ endet schon längst nicht mehr mit 18) gehören Jugendkulturen an, identifizieren sich mit ihrer Szene, tendenziell mehr in westdeutschen Großstädten als ländlichen Regionen. Doch das Wissen über und die Sympathie/Antipathie-Werte für Jugendkulturen unterscheiden sich kaum noch von Stadt zu Land, Ost zu West. Denn auch der Kreuzberger HipHopper erhält seine Infos über neue Tonträger/Events/Trends etc. in seiner Szene nicht auf der Straße, sondern via MTV, Internet und anderen Medien. So wirken sich regional unterschiedliche Lebensbedingungen jugendkulturell nicht mehr aus. Zwar fehlt den einzigen beiden Punks in einem Dorf die Masse, um sich als reale „Szene“ zu formieren, doch erstens sind Jugendliche heute deutlich mobiler und nehmen durchaus Hunderte von Kilometern in Kauf, um an einem angesagten Wochenendevent teilzuhaben (vergleichen Sie

Keine Jugendkultur zuvor hat so viele Junge aktiviert wie HipHop. Kreativität und Realness – authentisch sein – sind dort der einzige Weg, sich Respekt zu verdienen. Auch die Technoszene, Punks und Skateboarder haben deshalb keine Nachwuchssorgen, weil sie zumindest von den Kernszene-Angehörigen

einmal, wenn Sie demnächst zufällig an einem Hardcore- oder Skinheadkonzert vorbeilaufen, die Nummernschilder der draußen parkenden PKWs), und zweitens ist der Informationsvorsprung der Großstädter aufgrund der omnipräsenten Medien geschrumpft.

Um den Kern der Aktiven jeder Jugendkultur herum schwirrt ein großer Schwarm von Mitläufern und Sympathisanten, die nicht völlig in einer (einzigen) Jugendkultur aufgehen wollen, sich aber doch in zahlreichen Bereichen ihres Lebens an diesen orientieren. Die Minderheit der Szeneangehörigen ist zugleich der opinion leader und das role model für die Mehrheit der Gleichaltrigen. So geben sich in der Jugendkulturen-Präferenzstudie 2004/2005 des Archivs der Jugendkulturen rund zwei Drittel der befragten 1001 14-18-jährigen ostdeutschen SchülerInnen als Sympathisanten wenigstens einer Jugendkultur zu erkennen.

Welche Jugendkulturen/Szenen findest Du absolut gut/sympathisch? (N = 1.001*)

1. HipHop-Szene (257)	
2. Punks (233)	
3. Skater (122)	
4. Gothics/Gruftis (86)	
5. Keine (84)	
6. Techno (58)	
7. Heavy-Metal-Szene (50)	
Sprayer/Graffiti-Szene (50)	
8. linke Szene (37)	
9. rechte Szene (28)	
10. Fußballfans (24)	*Mehrfachnennungen möglich

Quelle: Jugendkulturen-Präferenzstudie 2004/2005; Archiv der Jugendkulturen e.V., Berlin 2005

Den Spitzenplatz in der Popularitätsskala der Jugendkulturen nimmt nach wie vor die HipHop-Szene ein. Kein anderes Musikgenre ist so populär, keine andere Szene prägt so sehr die Sprache, Mode, Begrüßungsrituale und vieles mehr vor allem der 14-16-Jährigen beiderlei Geschlechts. HipHop-Fans und -Aktivisten (Rapper, DJs, Sprayer, Breakdancer) finden sich heute in jeder ostdeutschen (Klein-)Stadt, oft verschwistert und zum Teil identisch mit der Skaterszene (die ihr zweites großes Standbein in der Punkszene hat). Doch während die Skateboarder fast uneingeschränkte Beliebtheit genießen (nur 1 Prozent der – männlichen – Jugendlichen finden Skater unsympathisch), reagiert ein Teil der Jugendlichen (vor allem ab 16 Jahren) inzwischen genervt auf das bisweilen penetrant coole Macho-Gehabe und Sprücheklopfen eines Teils der Szene sowie auf die mediale Überpräsenz – aus Szene-Sicht: den „Ausverkauf“ – von Rap/HipHop bis in Castingshows und Tütensuppenwerbung hinein. – Ein wichtiger Anspruch der Jugendkulturen auf Exklusivität und Abgrenzungsmöglichkeiten gegenüber der gesamten langweiligen „Spießer“-welt der restlichen Gesellschaft lässt sich im HipHop kaum noch verwirklichen. HipHop ist längst Pop geworden.

Auch beim Punk spaltet sich die ostdeutsche Jugend in zwei etwa gleich große Lager: Einerseits erlebt Punk seit einigen Jahren einen erstaunlichen Popularitätsboom, begleitet von einer ebenfalls wachsenden Zahl an ostdeutschen Bands, Konzerten, Vertrieben, Fanzines, Homepages etc., andererseits ist der Punk-Stil rund einem Viertel der Jugendlichen deutlich zu extrem.

Dass die Gothics oder Gruftis, wie die Szene der Schwarzen früher vorwiegend genannt

wurde, trotz ihres ebenfalls deutlichen Aufschwungs (so hat sich die Teilnehmerzahl am jährlich zu Pfingsten in Leipzig stattfindenden zentralen Szene-Festivalevents von knapp 2.000 in der ersten Hälfte der 90er Jahre auf derzeit mehr als 20.000 gesteigert) gut doppelt so viele Gegner wie Fans unter den Gleichaltrigen hat, liegt im Wesentlichen an der immer wieder von Pfarrern, Lehrern und Medien kolportierten, aber nichtsdestotrotz falschen Vermutung, bei dieser weit und breit einzigen nicht männlich dominierten Jugendkultur handele es sich um „Satanisten“. – Das riecht nach Gewalt und wo Gewalt herrscht, geht die große Mehrheit der Jugendlichen auf Distanz (siehe auch Skinheads und Hooligans).

Aber wirklich eindeutig fällt das Urteil lediglich bei der rechten Szene aus: Während nur knapp drei Prozent der Befragten Sympathien für diese Szene äußern, sichern 50 Prozent der Befragten ihr den ersten Platz auf der Antipathie-Skala. Bei anderen Untersuchungen, die nicht wie die Jugendkulturen-Präferenzstudie mit offenen Fragen arbeiten, sondern bereits Vorgaben für die Antworten zum „Ankreuzen“ bieten, liegt die Ablehnung der rechten Szene sogar in der Regel zwischen 80 und 90 Prozent. Entscheidende Gründe für die Ablehnung sind die extreme Gewaltbereitschaft, der oft ebenso extreme Alkoholkonsum und die rigiden autoritären Strukturen, die im Widerspruch zu zentralen jugendlichen Bedürfnissen nach bewussten Grenzüberschreitungen und Regeln brechen stehen und selbstbewusste, individualistisch denkende Jugendliche unattraktiv erscheinen – vor allem, wenn sie bereits andere Jugendkulturen kennen gelernt haben.

Welche Jugendkulturen findest Du absolut schlecht/unsympathisch? (N = 1.001*)

1. rechte Szene (500)
2. Punks (209)
3. Gothics/Gruftis (174)
4. Satanisten (96)
5. HipHop-Szene (75)
6. Skinheads (74)
7. Techno-Szene (64)
8. Keine (36)
9. Hooligans (34)
linke Szene (34)
10. Drogenszene/Kiffer (29) *Mehrfachnennungen möglich

Jugendkulturen-Präferenzstudie 2004/2005; Archiv der Jugendkulturen e.V., Berlin 2005

Kurz und gut: Auch für die Mehrzahl der ostdeutschen Regionen, Schulen, Jugendklubs etc. gilt inzwischen: Wer auf dem jugendkulturellen Beziehungsmarkt nicht zum Außenseiter werden will, meidet die rechte Szene und wendet sich angesagteren Jugendkulturen zu, derzeit eben insbesondere HipHop, Punk und der Skaterszene. Deren Image ist traditionell anti-rechts, anti-rassistisch. Dass die rechte Szene selbst diese zumeist hybriden Kulturen als „nicht-deutsch“ klassifiziert und Angehörige dieser Szenen oft Opfer rechter Gewalt wurden und werden, hat die Antisympathie in den letzten Jahren deutlich verstärkt. Nun führt aber der Boom dieser Szenen dazu, dass sich ihnen vermehrt sogar Jugendliche anschließen, die zu jenen 30 bis 45 Prozent der Deutschen gehören, die rassistisch denken. Nirvana- und Landser-Fan zu sein ist für diese kein Gegensatz mehr, HipHop mit rassistischen Texten, gewalttätige Gothics und Nazi-Punks sind

sehr randständige, aber dennoch real existierende Phänomene. Anders als an westdeutschen Gymnasien tradiert, steht in den neuen Bundesländern die politische Reflexion über die identitätsstiftende Basis einer Szene beim Einstieg in dieselbe nicht unbedingt im Vordergrund. Sie entwickelt sich zumeist erst im Zuge des Hineinwachsens in die gewählte Szene, bei der Beschäftigung mit den Lyrics und Interviewstatements der Szene-Bands oder in Face-to-Face-Gesprächen und Internet-Chats mit anderen, langjährigen Szeneangehörigen. Damit sind Jugendkulturen heute, ob sie es mögen oder nicht, zu Orten der politischen Bildung und Streitkultur geworden. Es geht dabei nicht mehr um „links“ oder „rechts“ (Kategorien, mit denen die Mehrzahl der Jugendlichen ohnehin nichts anfangen kann), sondern um die Frage: Wem gehört die Jugendkultur? Auseinandersetzungen, die die Skinheadszenen schon seit zwanzig Jahren führt, haben nun auch HipHop, Techno, Punk, Gothic, Hardcore und viele andere Jugendkulturen erreicht. Das Eindringen von rechtsorientierten/xenophoben Jugendlichen in die anderen – spannenderen – Jugendkulturen sowie die Versuche der rechten Kameradschaftsszenen, sich kulturell zu modernisieren, haben unfreiwillig eine neue Opposition geschaffen. Es geht um Besitzstände, um zwischenmenschliche Umgangsformen und den Wunsch nach gewaltfreien Events, nicht zuletzt um Grenzziehungen.

Die beste „Waffe“ gegen rechte Szenen ist offensichtlich nicht der „Kampf“ gegen rechtsorientierte Jugendliche und ihre kulturellen Ausdrucksformen, sondern die Förderung bzw. Duldung der auf dem jugendlichen Freizeit- und Identitätsmarkt mit den Rechten um den Nachwuchs konkurrierenden anderen – gewalt-

ablehnenden, nicht-rassistischen, toleranten – Kulturen. Denn dort, wo die Konkurrenz stark ist, wo eine breite Vielfalt jugendlicher Subkulturen herrscht, haben es Rechtsextreme erfahrungsgemäß schwer, überhaupt erst die gewünschte Dominanz über jugendliche Lebenswelten zu gewinnen. So entwickelte sich Mitte der 90er Jahre die Technoszene zum bedeutenden Ausstiegshelfer für Neonazis (und andere gewaltbereite junge Männer). Derzeit erscheinen vielen Jungen die Hip-Hop- und Skateboarderszenen sowie die überall sprießenden Freundschaftskreise illegaler Rau(s)chwaren spannender als die Rechten, und auch Punk und Gothics sind auch in den neuen Bundesländern vielerorts attraktive Alternativen für Jugendliche.

Klaus Farin, Jahrgang 1958, ist Fachautor, Lektor, Dozent und Leiter des Berliner Archiv der Jugendkulturen e.V. (www.jugendkulturen.de). Kontakt: klaus.farin@jugendkulturen.de.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

Archiv der Jugendkulturen e.V.: Jugendkulturen-Präsenzstudie 2004/2005, Berlin 2005 (unveröffentlicht).

Archiv der Jugendkulturen e.V. (Hrsg.): Pop und Politik. Hip-Hop, Techno, Punk, Hardcore, Reggae/Dancehall. Archiv der Jugendkulturen Verlag, Berlin 2006.

Farin, Klaus/Neubauer, Hendrik (Hrsg.): artificial tribes. Jugendliche Stammeskulturen in Deutschland. Tilsner, Bad Tölz/Berlin 2001.

ABSTANDSUCHER:
OSTDEUTSCHE STUDIERENDE
DER FRÜHEN 1990ER
JAHRE ZWISCHEN
‘SELBSTVERWIRKLICHUNG’
UND DEN ERWARTUNGEN
IHRER ELTERN

9

ABSTANDSUCHER: OSTDEUTSCHE STUDIERENDE DER FRÜHEN 1990ER JAHRE ZWISCHEN ‘SELBSTVERWIRKLICHUNG’ UND DEN ERWARTUNGEN IHRER ELTERN

von Rüdiger Stutz (Jena)

Christa Wolf veröffentlichte im Wendeherbst 1989 in der viel gelesenen „Wochenpost“ einen Artikel, in dem sie das Volkssystem scharf attackierte und dafür mitverantwortlich erklärte, dass sich in der DDR-Gesellschaft eine „Dauerschizophrenie“ entwickeln konnte. Mit dieser Bewertung thematisierte sie die von vielen ihrer Mitbürger verinnerlichte ‘Schere im Kopf’, aus der eine allenthalben spürbare Diskrepanz zwischen dem Auftreten in der Öffentlichkeit und der Meinungsbildung im Privaten resultierte. In diesem Zusammenhang berichtete die Schriftstellerin über eine erregte Debatte in einer mecklenburgischen Klein-

stadt, die sich nach einer Lesung just an diesem Problem des „double think“ oder „Doppelbewußtseins“ (Sabrow 2000: 553) entzündet hatte. Zunächst habe ein Arzt eindringlich auf die Anwesenden eingeredet, nunmehr offen und vernehmlich den persönlichen Standpunkt zu vertreten und sich nicht weiter einschüchtern zu lassen. Zurückhaltend habe daraufhin eine zum damaligen Zeitpunkt knapp vierzigjährige Frau eingewandt, das eingeforderte couragierte Bekenntum sei den ‘Staatsbürgern’ im kleineren Deutschland aber bislang völlig fremd geblieben, das hätten sie nicht gelernt. Zum Weitersprechen ermuntert, erzählte sie danach vom politisch-moralischen Werdegang ihrer Generation: Wie sie von klein auf dazu angehalten worden sei, sich anzupassen, ja nicht aus der Reihe zu tanzen, besonders in der Schule sorgfältig die Meinung zu sagen, die man von ihr erwartete, um sich ein problemloses Fortkommen zu sichern, das ihren Eltern so wichtig gewesen sei. Im Grunde hatte die Frau vor dem Hintergrund tastend-kritischer Selbstreflexionen der frühen Wendezeit versucht, die mittlere Erfahrungsgeneration der DDR zu charakterisieren, also die Geburtsjahrgänge 1945 bis 1955 (vgl. Angepaßt oder mündig? 1990: 9).

Den Angehörigen dieser Jahrgangsguppe werden in der Tat Handlungskalküle wie eine „taktische“ Einpassung in das politische Herrschaftssystem und das karriere- oder fachorientierte Streben nach einer aufsteigenden Bildungsmobilität zugeschrieben (Stock 1997: 316). Zumindest trafen die Einschätzungen dieser Frau auf jenen Teil ihrer Altersgenossen weithin zu, der über einen akademischen Bildungshintergrund verfügte. Eltern aus dieser „ersten Nachkriegsgeneration“ hatten in der Regel danach getrachtet, erworbene Bildungs-

titel und die damit verbundene gesellschaftliche Anerkennung gleichsam auf ihre Kinder 'zu vererben' (vgl. Wierling 2002: 416-445, Zitat: 442). Bekanntlich kam dem Hochschulstudium in der späten Honecker-Ära im Zuge eines mittlerweile nahezu 'geschlossenen Systems' der Elitenrekrutierung die Funktion zu, den eigenen akademischen Status in der jeweiligen Kindergeneration zu reproduzieren, jedenfalls bedeutend stärker als in der Bundesrepublik. Hatte dort der Anteil von Akademikerkindern unter den Hochschulstudierenden im Jahre 1988 noch 32 Prozent betragen, konnte ein Jahr später immerhin bei 52 Prozent der DDR-Studierenden mindestens ein Elternteil einen Hochschulabschluss vorweisen. Meistens handelte es sich sogar um sozial ausgesprochen 'homogene' Familien, sei es nun der „sozialistischen Intelligenz“ als Rückgrat der Funktionseleiten, oder sei es der herrschaftsferneren bildungsbürgerlichen Kreise und der „technischen Intelligenz“. Durch die Auswertung von Befragungen unter Studierenden konnte nämlich in den 1980er Jahren ermittelt werden, dass bei einem Hochschulabschluss des Vaters 76 Prozent der Mütter ebenfalls über einen Hoch- oder Fachschulabschluss verfügten. Umgekehrt beim Hochschulabschluss der Mutter hatten sogar 92 Prozent der Väter ein solches Zertifikat erworben (vgl. Apel 1992: 363, 369).

Gudrun Aulerich und Ruth Heidi Stein machen in diesen 'reinen' Intelligenzfamilien sogar eine Besonderheit der DDR-Gesellschaft aus. Und das hohe Bildungsniveau beider Elternteile habe auch für die Lebensplanung, Studienmotivation und Wertorientierung ihrer Kinder prägende Bedeutung erlangt. Dabei müsse ferner berücksichtigt werden, dass – im Gegensatz zum Westen – diese Bil-

dungselite weder über ein hohes Einkommen noch über ein entsprechendes Sozialprestige in der DDR-Gesellschaft verfügt habe. Im Selbstverständnis dieser Intelligenzfamilien habe der Sinn des Erwerbs hoher Bildung vielmehr in günstigeren Optionen für die Arbeits- und Lebensgestaltung gelegen. Vor allem interessante, anspruchsvolle Arbeitsinhalte und lebendige soziale Beziehungen am Arbeitsplatz seien angestrebt worden, finanzielle und statusorientierte Erwägungen hätten demgegenüber nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Daher habe sich diese Elterngeneration bei der Entscheidung für ein Studium bzw. bei der Studienfachwahl eher von intrinsischen Motiven leiten lassen. Darin würden sie sich von einem Teil der Studentenschaft der unmittelbaren Nachwendezeit unterscheiden. Namentlich unter den Studierenden der Betriebswirtschaftslehre habe sich in den frühen 1990er Jahren eine Tendenz offenbart, das erworbene Bildungsgut in ein entsprechendes Einkommen und gesellschaftliches Ansehen ummünzen zu wollen. Prinzipiell würden aber die Bestrebungen und Sehnsüchte der von den genannten Sozialwissenschaftlerinnen befragten Studierenden¹ mit den Einstellungen ihrer Eltern weitgehend übereinstimmen, also im Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, in ihrem Widerwillen gegen Bevormundung und im Streben nach größerer Freiheit und Weltoffenheit. Schließlich hätten die Eltern während der 1980er Jahre in ihren Arbeits- und Lebensbereichen ähnlich desillusionierende oder frustrierende Erfahrungen sammeln müssen wie ihre jugendlichen Kinder in Schule und Ausbildung (vgl. Aulerich/Stein 1997: 134, 142f.).

Insgesamt legen diese Befunde den Schluss

nahe, in den Familien der in den frühen 1990er Jahren an die Universitäten und Hochschulen drängenden ostdeutschen Studentenschaft habe eine relativ umbruchsresistente Einstellungsidentität, eine Art Wertegemeinschaft vorgeherrscht. Diese starke Kontinuitäts- und Identifikationsthese² soll im Folgenden am Gegenstand der Handlungsorientierungen von Studienanfängern des Umbruchjahres 1990 relativiert werden, die zumeist der um 1970 geborenen Jahrgangsgruppe entstammen.

„DIE WENDE ALS FREISETZUNGSPROZESS BIOGRAPHISCHER HANDLUNGSMÖGLICHKEITEN“
(HANS-JÜRGEN VON WENSIERSKI)

In sozialwissenschaftlichen Studien wird das Jugendalter gewöhnlich als eine Art Moratorium interpretiert, das in doppelter Weise mit einem Freisetzungsprozess verknüpft sei: Zum einen würden spätadoleszente Jugendliche bzw. junge Erwachsene aus dem Erwerbssystem für Aufgaben ihrer Ausbildung und Qualifikation freigestellt; zum anderen ginge es um die Freisetzung ihres konsumtiven, kreativen und gesellschaftskritischen Potentials. Das verkörpere wiederum einen dynamischen Moment in der stetigen kulturellen Modernisierung der Gesellschaft (vgl. v. Wensierski 1994: 29). In Osteuropa wurde die ‚Jugendzeit‘ indes weitgehend auf die berufsbiographische Dimension einer Ausbildungsphase reduziert. Sie sei daher lediglich einem „eingeschränkten und halbierten Moratorium“ im Sinne einer ‚Verlängerung der Jugend‘ gleichgekommen. Der Übergang der Jugendlichen zur Welt der Erwachsenen orientierte zwar auf differenzierte Bildungs- und Ausbildungslaufbahnen, wenn

auch häufig unter umgehender Einbindung in die industriegesellschaftliche Arbeitssphäre. Im Vergleich zu dieser ausgedehnten Statuspassage Erwerbsarbeit blieben die beiden anderen Passagen zwischen Jugend und Erwachsensein jedoch von untergeordneter Bedeutung, d. h. die zur erwachsenen Familienperson und die zur staatsbürgerlichen Persönlichkeit.³ Unter diesen Umständen habe sich im Osten keine umfassende jugendliche Lebensweise westeuropäischen Zuschnitts ausbilden können, die Jürgen Zinnecker mit dem Begriff des „erweiterten Bildungsmoratoriums“ zu fassen suchte. Schließlich sei in der DDR seit 1970 keine biographisch relevante Ausdehnung der Jugendphase durch eine längere Verweildauer in Bildungsinstitutionen zu verzeichnen gewesen. Im Gegenteil, die jugendliche Normalbiographie habe sich eher in einer „prekären Statuspassage“ ausbilden müssen. Denn Heirat und Elternschaft seien in zunehmendem Maße in die späte Jugendzeit integriert worden, wie gerade das Beispiel der studentischen Ausbildungselite in der DDR gezeigt habe. Die Statuspassage Familiengründung sei aber von den jungen Leuten oftmals nicht wirklich bewältigt worden (Zinnecker 1991: 19). Der Widerspruch zwischen der starken und alternativen Orientierung auf das Lebensmuster Familie-Ehe-Kinder und den strukturellen Krisensymptomen des in der DDR vorherrschenden Familienbildes würden jedenfalls darauf hindeuten, also ein frühes Heiratsalter, eine relativ hohe Schwangerschaftsrate bei gleichzeitig hoher Abbruchquote, ein relativ niedriges Geburtsalter der jungen Frauen, von denen darüber hinaus jede Dritte bei der Geburt des Kindes unverheiratet gewesen sei. (vgl. v. Wensierski 1994: 46f.).

Die mit dem jugendlichen Bildungsmo-

ratorium verbundenen lebenszeitgemäßen „Freisetzungsprozesse“ wirkten also in der DDR nicht so durchschlagend wie in den westeuropäischen Gesellschaften, wo sich die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen vom Modus der traditionellen Familie abwandten oder zumindest in stärkerem Maße von ihren Herkunftsfamilien und -milieus ablösen konnten. Vor allem unterlagen die individuellen Ausbildungsgänge und Bildungskarrieren einer vielfach beschriebenen „institutionalisierten Verregelung“, d. h. der bürokratischen Gängelung und zentralplanerischen Quotierung durch den Staatssozialismus (vgl. v. Wensierski 1994: 30, zit. nach: 54). So war die Studienanfängerquote Ende der 1980er Jahre auf lediglich 12–13 Prozent Studienberechtigte pro Jahrgang gedrosselt worden, was nicht nur zu einer sehr starken Konkurrenz um die Zulassung zur Erweiterten Oberschule führte, sondern auch zu einer im Vergleich zur Bundesrepublik ungleich höheren Studienneigung im unmittelbaren Anschluss an das Abitur (vgl. Apel 1992: 362).

Der Lebenslauf von Stephan Kalbert offenbart die biographischen Verengungen einer solchen frühzeitigen Kanalisierung der Bildungslaufbahn, in diesem Falle durch die Volkseigenen Betriebe. Er war 1968 in einer ostdeutschen Großstadt geboren worden und hatte zunächst eine Berufsausbildung mit Abitur absolviert, sich bereits während der Schulzeit für eine dreijährige Militärdienstzeit verpflichtet und daraufhin eine Studienplatz-zusage für ein Maschinenbaustudium in Erfurt erhalten. Auf der einen Seite verfügte Stephan somit über eine sichere Bildungsperspektive; auf der anderen Seite gab es für ihn zu diesem Studienangebot seines Ausbildungsbetriebes keine realistische Alternative mehr. In einem

narrativen Interview äußerte er hierzu rückblickend: *„Ja du hast praktisch, an sich noch unbewußt, in der neunten Klasse, wenn du dich irgendwo beworben hast, für eine Berufsausbildung oder für ’n Beruf mit Abi oder für irgendwas, hast du im Prinzip dein ganzes Leben schon so ’n bißchen in irgend eine Straße gedrängt, aus der es damals bestimmt wahnsinnig schwierig war, wieder rauszukommen.“* (zit. nach: v. Wensierski 1994: 219).

Nachdem er zum 1. Januar 1990 seine Unteroffizierslaufbahn bei den Grenztruppen der DDR auf eigenen Wunsch abbrechen konnte, arbeitete er zunächst im städtischen Zoo als Kartenabreißer, im Sommer des gleichen Jahres musste er sich allerdings arbeitslos melden. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits aus seinem Zimmer im Haus der Eltern ausgezogen und teilte sich mit zwei alten Freunden eine Wohngemeinschaft, später bezog er ein eigenes Zimmer. Nach und nach reifte in ihm der Wunsch, ab Oktober 1991 Medienwissenschaften und Geschichte an der Universität Leipzig zu studieren. Dabei stand ihm das Berufsbild eines Journalisten und Auslandskorrespondenten vor Augen, freilich noch sehr vage und mit abenteuerlichen Phantasien ausgeschmückt. *„Ich freu mich jedenfalls erst mal drauf und ... Und auf alle Fälle mehr, als ich mich vielleicht auf dieses Maschinenbaustudium gefreut hätte. Ich find ’s eben gut, daß de jetzt echt das machen kannst, was de willst.“* Offensichtlich faszinierte Stephan gerade die bis dahin nicht erlebte Offenheit und ‘Entregelung’ seiner Berufs- und Studienplanung, selbst eingedenk seiner eineinhalbjährigen Arbeitslosigkeit. Demzufolge begriff er das bevorstehende Studium auch keineswegs „als Baustein zu einer planvoll verfolgten Berufskarriere“. Vielmehr begeisterte ihn der

„eher lustbetonte Eigenwert des Studiums als Bildungsmoratorium“ und die Genugtuung, erst einmal für fünf Jahre eine Lebensperspektive gefunden zu haben (zit. nach: v. Wensierski 1994: 225, vgl. ebd.: 212-226).

So wie Stephan Kalbert eröffneten sich gerade den Erstsemestlern des Jahres 1990 bislang ungeahnte Ausbildungsalternativen und Karrierechancen, vor allem die ihnen bis dahin in praxi oft vorenthalte Möglichkeit einer freien Wahl des Studienfaches. Deshalb sei der gesellschaftliche Umbruch von vielen der in einem Forschungsprojekt ex post befragten Studierenden des neu eingerichteten Diplomstudienganges Erziehungswissenschaft sogar „als Befreiung“ aus ihren „verregelten Lebenswegen“ in der DDR wahrgenommen worden (Grunert 1999: 296). Dieses Erfahrungsmuster verallgemeinernd arbeitete der Sozialwissenschaftler Hans-Jürgen v. Wensierski in seiner Studie zum Verhältnis von Biographie und Lebenswelt von DDR-Jugendlichen neben drei weiteren den „Typus der Freisetzung von biographischen Handlungsmöglichkeiten im Gefolge der Wende und der deutschen Einheit“ heraus.⁴ Gemeint sind damit Individualisierungsprozesse, „in denen sich solche Werthaltungen und Orientierungen endlich auch handlungsrelevant entfalten können, die zwar zu DDR-Zeiten schon angelegt waren, aber weitgehend im verborgenen wirken mußten.“ (v. Wensierski 1994: 246, 247) Wie das Beispiel der Biographie von Stephan veranschaulicht, wurden die im Zuge des Umbruchs beschleunigt ‚freigesetzten‘ Handlungsmuster aber nicht nur als *Chance* einer selbstbestimmten Berufsplanung wertgeschätzt, sondern auch als ausgesprochen spätadoleszente Orientierungen ausgelebt. In ihnen spielten klar strukturierte

Zukunftsperspektiven nur eine untergeordnete Rolle; vielmehr bezogen sie sich auf die Gunst des historischen Augenblicks. Solche Lebensentwürfe konnten daher mit den Erwartungen der Eltern an eine auf ‚Kontinuität‘ und ‚Sicherheit‘ fixierte Studienplanung kollidieren, sobald diese die *Risiken und Unwägbarkeiten* des rasanten gesellschaftlichen Wandels schärfer ins Auge fassten als ihre Kinder.

ABLÖSUNGSSTRATEGIEN: DIE ERSTE GESAMT-DEUTSCHE STUDENTENGENERATION AUF DER SUCHE NACH ‘SELBSTVERWIRKLICHUNG’

Die hier in Rede stehende Jahrgangsguppe begann ihr Hochschulstudium zu einem Zeitpunkt, der einerseits durch fortwährende Umstrukturierungen an den höchsten Bildungseinrichtungen, grundlegend neue Studienordnungen und vielfach gewendete Lehraufgebote gekennzeichnet war (vgl. Ostdeutsche Studienberechtigte 1995: 90f. u. Pasternack 2000, 82-92). Andererseits befand sie sich gerade in der spätadoleszenten Lebensphase, die mit mehr oder weniger intensiven Konflikten um die Ablösung vom Elternhaus verknüpft ist. Diese Studierendengruppe durchlebte also in doppelter Weise eine Phase der Verunsicherung und Neuorientierung gleichermaßen – gesellschafts- bzw. hochschulpolitisch und biographisch.⁵ Angesichts dieser Grundkonstellation unterstellen wir der Elterngeneration eine ganz bestimmte Erwartung an die Studienorientierung ihrer Kinder, nämlich sich rasch auf eine eigenständige und vor allem zukunfts-trächtige ‚Absicherung des Lebensunterhaltes‘ auszurichten.

Diese Hypothese erscheint uns vertretbar zu sein, weil die noch in der Arbeitsgesellschaft

der DDR sozialisierten mittleren Altersgruppen von besonders nachhaltigen Umbrüchängsten, Abstiegserfahrungen und zumindest vorübergehender biographischer Unsicherheit geprägt wurden. Ihr Interesse richtete sich daher vordergründig auf die berufsvorbereitende und zum Erwerbsleben möglichst feste Brückenbauende Funktion des Studiums. Begreift man letzteres hingegen als eine Ausdehnung der Jugendphase, rücken auch die beiden anderen sozialen Dimensionen des Erwachsenwerdens in den Blick: der familiäre und zivilgesellschaftlich-politische Bereich. „Durch die Institutionalisierung eines verlängerten Bildungsmoratoriums können die Studierenden neue Erfahrungen machen, verschiedenste Sinnangebote aufgreifen und mit wechselnden Handlungsmustern experimentieren. Sie müssen sich noch nicht festlegen, wie genau sie ihr berufliches, kulturelles, politisches, familiäres Leben gestalten werden.“ (Rübner 2000: 96)

Natürlich sprachen die Studierenden des Immatrikulationsjahrganges 1990 diesen differenzierten Lebensbereichen gemäß ihrer individuellen Vorerfahrungen eine unterschiedliche Bedeutung für ihre Zukunftsplanung zu. Idealtypisch kann man unter ihnen drei Grunderwartungen an das Studium unterscheiden: eine im weitesten Sinne lebenskulturelle, eine auf die Berufskarriere fixierte und eine Kombination aus diesen beiden, die wir gestützt auf den Soziologen Matthias Rübner als deliberativ-fachkulturell bezeichnen wollen (vgl. Rübner 2000: 369-376).⁶ Es liegt auf der Hand, dass sich diese Grundmuster mit den unterstellten Erwartungen der Eltern an eine auf 'Kontinuität' und 'Sicherheit' fixierte Berufs- und Studienplanung keineswegs decken mussten, ja einen – graduell allerdings unterschiedlichen – 'Abstand' zu den elterlichen Lebensmaximen

markierten. An den folgenden Fallbeispielen lässt sich zeigen, wie die Studienanfänger des Jahres 1990 diese widerstreitenden Interessen von Elternhaus, individueller Lebensplanung und der Erschließung neuer, jugendgemäßer Freiräume auszubalancieren suchten.

Jens wurde 1968 in einer größeren Stadt im Süden der DDR geboren. Er galt als Nachzügler in einer typischen Aufsteigerfamilie, denn seine Eltern können zur zweiten Generation der „sozialistischen Intelligenz“ gezählt werden. Sie bekleideten jahrzehntelang exponierte Berufsfunktionen, der Vater als leitender, für Auslandsfragen zuständiger Mitarbeiter eines großen exportorientierten Betriebes und bestätigter Reisekader und die Mutter als Ärztin in einer Poliklinik, später als promovierte Chefarztin der radiologischen Abteilung einer Klinik, deren Leitung sie nach dem politischen Umbruch übernahm. Ihr Bruder gehörte als stellvertretender Minister zu den Nomenklaturkadern des Staatsapparates der DDR. Beide Elternteile gehörten der SED an. Der Vater verschaffte seinem Sohn einen Ausbildungsplatz als Elektrofacharbeiter mit Abitur in seinem Maschinenbaubetrieb. Gegen Ende des zweiten Lehrjahrs bewarb sich Jens jedoch für einen Studienplatz zur Ausbildung zum Mathematik- und Physiklehrer, womit er sich seinen weiteren Berufsweg ausdrücklich offen zu halten glaubte: *Da „[...] hab' ich mich dann beworben als Mathematik-Physik-Lehrer (I. hm) auch in W-Stadt an der Uni, wußte aber von vornherein, daß ich das nicht so richtig will und daß ich die Armeezeit auch noch mal nutzen möchte, darüber nachzudenken, vielleicht den Studienplatz zurückzugeben, ich hab den deswegen genommen, weil das die niedrigste Ablehnungsquote (lacht) bei Studienplätzen in der DDR überhaupt hatte,*

ich erinnere mich noch genau, nur null Komma vier Prozent der Bewerber wurden abgelehnt.*

Offensichtlich war Jens bestrebt, sich von den starken beruflichen Vororientierungen seiner Eltern und ihren Arbeitsfeldern abzu-nabeln. Hatte sein Vater von ihm erwartet, auf dem Arbeitsgebiet der Elektrotechnik tätig zu werden, entschied sich Jens zunächst für ein Diplomlehrerstudium. Allerdings belegte er zwei naturwissenschaftliche Fächer, die eine fachliche Brücke zur technischen Welt seines Vaters aufrecht erhielten. Matthias Rübner fasste diese und spätere Weichenstellungen in der Biographie von Jens als ein durchgängiges Orientierungsmuster auf und sprach vom partiellen Herauswinden aus institutionellen, ihn beengenden Rahmenbedingungen bei gleichzeitiger Wahrung äußerer Konformität, und zwar sowohl gegenüber der Bevormundung des Betriebs als auch der Eltern. Dieses Handlungsmuster entsprach damit den Vorwenderfahrungen jener Fälle, die in der Umbruchszeit den beschriebenen Freisetzungstypus verkörperten. Sie alle haben auf der Handlungsebene eine ausgeprägte Loyalität zum DDR-System verbunden, bei gleichzeitiger Distanz und kritischer Haltung auf der Wertebene (vgl. v. Wensierski 1994: 246).

Dass sich bei Jens eine solche diskrepante Orientierung ausbilden konnte, führte Rübner in erster Linie auf die Erfahrungen im Elternhaus zurück. Der Vater habe sie Jens gewissermaßen vorgelebt, in diesem Falle wie man Abteilungsleiter in einem führenden Industriebetrieb der Planwirtschaft sein konnte und zugleich ein bekennender Naturschützer. Seine „ziemlich herrische“ Mutter nahm er dagegen eher als ein abschreckendes Vorbild wahr. Selbstredend lernte Jens während des

Studiums auch, die eigenen Berufsziele couragiert zu verfolgen. Und er orientierte sich nach seiner Militärdienstzeit und dem Umbruch von 1989/90 erneut um. Jens strebte nunmehr eine Karriere in der soziologischen Fachkultur an, was Teil seines langfristigen Lebensprojektes wurde, einen akademischen Aufstieg zu vollziehen. Auf diese Weise blieb er wiederum den Wertvorstellungen seiner Eltern durchaus verhaftet (vgl. Rübner 2000: 333f.).

Jens vermochte also erfolgreich von dem auf Kontinuität setzenden Karrieremuster seines Vaters Abstand zu gewinnen, ohne sich damit von der elterlichen Aufstiegsorientierung abzugrenzen. Sonjas Fallbeispiel steht hingegen für eine anders gelagerte Elternkonstellation, in der die Mutter, eine Horterzieherin bzw. Lehrerin, und der Vater, ein Musiker, alles taten, um ihre Tochter 'sicher' zu behüten. Denn Sonja musste in ihrer Kindheit eine schwere Krankheit durchleiden. Vor diesem Familienhintergrund gestaltete sich die Studienfachwahl von Sonja (Jahrgang 1975) zum Bestandteil ihres langwierigen und konfliktbehafteten Ablösungsprozesses von den Eltern. Sie reflektierte darüber in einem lebensgeschichtlichen Interview:

„Sonja: Meine Eltern, die sind mehr so in der Beziehung sind se mehr so der Typ, die woll'n halt, daß ich was Konservatives mache (I: hm) und was Ordentliches, am liebsten Beamter oder so, (I lacht kurz) damit ich halt später mal (I: hm) abgesichert bin. Und das (I: hm) seh' ich halt überhaupt nicht so. Ich überleg auch schon jetzt, ob ich was ganz andres mache mit Kunst oder so, was ja nun (I: hm) ebr die ganz andre Richtung ist. (I: hm, hm) Ja, also ich würde schon sagen, daß da [...] die wollten immer, daß ich Jura mache, aber das hab ich (I: hm) total abgelehnt. (lacht kurz)

Interviewer: Jura, na ja. [...] Hm. Das haben

wir dann schon. Ach so, Du hast äh im ersten Interview gesagt, daß Du im Moment so, n bißchen das Problem hast, die Wunschvorstellung Deiner Eltern erfüllen zu wollen. Und äh da wollt ich Dich fragen, äh wie so diese Wunschvorstellung Deiner Eltern ist oder wie würdest Du die charakterisieren? Also was wünschen sie sich

Sonja: Hm. Ah ja das ist halt das [...]

Interviewer: Wie Du sein sollst?

Sonja: Das Ding mit dem ganzen Studium und mit meinem Leben, daß es halt möglichst ähm geordnet ist. Und sie woll'n halt, daß es also, daß es mir mindestens genauso gut geht wie jetzt und (I: hm) daß ich später abgesichert bin und mehr so in diese Richtung halt, (I: hm, hm) also daß es alles ganz geregelt ist. Und (I: hm) also so.“

Offenbar entschied sich Sonja für ein Studium der Betriebswirtschaftslehre, um mit ihren besorgten Eltern einen Kompromiss auszuhandeln. Beide Seiten betrachteten diese Fachrichtung als Garant für einen sicheren Lebensunterhalt, um später auf eigenen Füßen stehen zu können. Denn die fachlichen Aspekte ihres Studiums sprachen Sonja überhaupt nicht an, ihre Studienergebnisse fielen mehr schlecht als recht aus. Sie interessierte sich vorrangig für die „Verdienstperspektive“ betriebswirtschaftlicher Tätigkeit und die daran geknüpfte Möglichkeit, ihr Leben ohne Geldsorgen und *eigenständig* zu gestalten. Doch dieses Selbstverständnis bleibt „recht ambivalent strukturiert: Einmal scheint das souveräne Verfügen über materielle Dinge Unabhängigkeit zu gewährleisten, das andere Mal scheint die Orientierung auf diese Dinge eher als hinderlich für Selbstbestimmung und soziale Bindungen zu sein.“ Denn die nüchternen und streng mathematischen Grundanforderungen des BWL-Studiums kollidierten mit der „künstlerisch-kreativen Lebenslinie ihrer Biographie“,

d. h. mit der anderen Seite ihres Lebensanspruchs auf Selbstverwirklichung und nach „sozialer Wärme“. Nicht zufällig schwärmte Sonja in hervorgehobenen Passagen ihrer lebensgeschichtlichen Interviews für Musik, Kunstgeschichte und italienische Lebensart. Die daran geknüpften Berufswünsche einer Balletttänzerin und Maskenbildnerin konnte sie sich allerdings auf Grund körperlicher Beschwerden nicht erfüllen. Letztlich sieht sie sich während ihres Studiums außerstande, die so beharrlich angestrebte Eigenständigkeit auch zu leben und lässt sich wieder in den „Hort“ der elterlichen Sicherheit zurückfallen. Nach einem kurzen Aufenthalt im Studentenwohnheim zog sie erneut bei ihren Eltern ein. In Sonjas Studienorientierung spiegelte sich also ein ungestilltes Ablösungsverlangen wider (vgl. Rübner 2000: 268–285, zit. nach: 276).

In der Studienfachwahl von Jens und Sonja kann auch der Versuch gesehen werden, Abstand zu der auf Kontinuität und Absicherung versessenen Berufs- und Lebensplanung ihrer mehr oder weniger systemkonformen Elternhäuser zu gewinnen. Nun soll überprüft werden, ob diese These auch auf eine Pfarrer- und Ingenieursfamilie zutrifft, die den Werten der „sozialistischen Intelligenz“ skeptisch bis distanziert gegenüber gestanden haben.

ABSTANDSGEWINN: KRITISCHE REFLEXION DER ELTERLICHEN BERUFSKARRIEREN IN TRADITIONSVERHAFTETEN ERZIEHUNGSMILIEUS

In Rolfs Familie bildet sich die traditionell hohe Selbstrekrutierungsrate von Pfarrern besonders eindrücklich ab. Sie hatte sich im Verlaufe der 1950er und 1960er Jahre sogar

noch verfestigt, weil zu dieser Zeit christliche Schüler und Eltern im staatlichen Bildungswesen der DDR spürbar diskriminiert worden waren. Seine beiden Großväter und sein Vater gingen dem Pfarrerberuf nach oder trugen sich wie Rolf und sein älterer Bruder mit dem Gedanken, diese Tradition fortzusetzen. Die Frauen der Familie hatten, sofern sie berufstätig gewesen waren, ebenfalls im kirchlichen Umfeld gearbeitet. Rolf, Jahrgang 1969, war als zweites von sechs Kindern geboren worden und wuchs in einer ländlichen Gemeinde auf, in der sein Vater von Beginn an seine Pfarrstelle inne gehabt hatte. Die Mutter ging indessen keiner Erwerbstätigkeit nach, hatte aber alle Hände voll zu tun, den Haushalt des Pfarrhauses zu richten. Letzteres bildete auch im 'sozialistischen Dorf' nach einer Einschätzung des Leipziger Publizisten und Kirchenhistorikers Gottfried Kretzschmar den „Mittelpunkt des Lebens“. Darüber hinaus wäre der Pfarrer in Gemeindekreisen eine gern gesehene Persönlichkeit und ein geachteter Ratgeber gewesen. Er würde sogar in „bestimmten staatlichen und kommunalen Veranstaltungen“ mitwirken, ausdrücklich genannt wurden die des Nationalen Aufbauwerkes, Elternbeirates und der Volkssolidarität. Auf diese Weise vereinigte er eine ganze Reihe von sozialen Funktionen in seiner Hand. Die Kirchgemeinde erblicke in ihm natürlich zuvörderst den Seelsorger, Prediger und Lehrer ihrer Kinder. Der Gemeindepfarrer galt als der Repräsentant einer kultivierten christlichen Lebensführung, sein Handeln wurde nicht selten zum Maßstab des eigenen Verhaltens erhoben. Der aus der DDR verdrängte Schriftsteller Rolf Schneider gewährte 1981 den Lesern der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ weitere „Einblicke in

Pfarrhäuser der Deutschen Demokratischen Republik“. Er bestätigte die geschilderten Eindrücke aus den alten Pfarrhäusern, die „etwas beruhigend Altmodisches“ ausstrahlen würden. Das wollte er sowohl auf das Interieur als auch auf die Integration der Familienmitglieder in die kirchliche Gemeindegarbeit bezogen wissen. Das vermittele „einen zarten Geruch von neunzehntem Jahrhundert, von zwar äußerlich bröckelnder, im Kern aber noch intakter Herkömmlichkeit.“ (zit. nach Kleßmann 1993: 39 u. 40; vgl. Ritter 2002: 189f.)

Rolf wuchs als ein Teil dieses überkommenen, scheinbar vom Staatssozialismus völlig unberührten pfarrhäuslichen Mikrokosmos auf. Daher konnte er auch den hohen Preis abschätzen, den sein Vater für die breite Einbindung in das soziale Leben seiner Landgemeinde zu zahlen hatte. Denn die miteinander verbrachte Zeit blieb ein kostbares Gut in der Familie des Geistlichen, wie Matthias Rübner vermerkte. Der Sohn gewann eine Ahnung von der Gefahr, durch die vielfältigen Verpflichtungen gegenüber den Gemeindegmitgliedern psychisch und körperlich überfordert zu werden, aber auch ein Gefühl für die fortwährenden Anstrengungen eines evangelischen Pfarrers, dem Spagat zwischen beruflicher Selbstaufopferung und Familienalltag gerecht zu werden. Das könnte erklären, warum Rolf aus seiner Binnenperspektive dem Interviewer eine ganz andere Sicht auf das Leben im Pfarrhaus vermittelte: *„[...] und es war überhaupt nicht wichtig, ob ich nun da war oder nicht. Ich musste eben einfach nur (lacht kurz) zu Hause sein. Ich weiß noch, ich bin immer nach Hause gekommen aus der Schule und hab so erzählt, was los war in der Schule, aber es kam nie irgendwie die Gegenfrage oder so, na ja erzähl doch mal hier das genauer oder so, (I: hm) und das interessiert mich mal oder so. Da hab ich*

einfach nicht so das Interesse gespürt und so, also ich hatte immer das Gefühl, sie wollen gar nicht reden, und das hat sich jetzt halt in den letzten Jahren noch verstärkt, [...]“

Doch offenbarte sich das Elternhaus dem Heranwachsenden noch von einer anderen Seite, auf die Rolf Schneider in dem bereits zitierten FAZ-Artikel ebenfalls aufmerksam machte. Die Pfarrhäuser seien in den 1970er Jahren „zu Trägern der einzig nennenswerten Alternativkultur“ geworden, weil in ihnen viele intellektuell anspruchsvolle Gesprächsrunden stattfinden konnten. „Solche Zusammenkünfte von meistens nicht mehr als einem Dutzend Leuten sind landauf landab eine gern, eine geradezu begierig genutzte Einrichtung. Es wird ein bisschen Tee und Wein gereicht, und die Leute reden. Das geschieht fast immer mit einem großen Ernst, es ist selten larmoyant, ist voller radikaler protestantischer Selbstkritik und führt die alte Geselligkeit des protestantischen Pfarrhauses auf anderer Ebene weiter. Die Pfarrer, alt oder jung, haben ihren Karl Barth und ihre Dorothee Sölle gelesen wie auch ihren Karl Marx. Ihre innere Freiheit kann enorm sein.“ (zit. nach: Kleßmann 1993: 40f.) Eine solche Atmosphäre von geschulter und lutherisch disziplinierter Geistigkeit beeinflusste auch die Denkweise von Rolf, wie seine Bewertungen des Verlaufs der politischen Umwälzungen in der DDR nahelegen. Grundsätzlich habe er diesen Umbruch als „*wohltuend empfunden*“, doch den Ausgang der Volkammerwahlen vom 18. März 1990 „*wirklich deprimiert*“ wahrgenommen. Denn für dieses „*hoffnungslose Ergebnis*“ sei einzig und allein „*die materielle Sache*“ ausschlaggebend gewesen. Aus diesem Urteil sprach eine gewisse Affinität zu den ostdeutschen Bürgerbewegungen und zum Postmaterialismus der Grünen, also

zu einer politischen Grundorientierung, die in Umfragen unter Studierenden zu diesem Zeitpunkt weit überdurchschnittlich vertreten wurde (vgl. Heublein 1992: 165 u. Weinacht/Beisler 1993: 1288).

Immerhin ermöglichte der Umbruch an den Universitäten Rolf zum Wintersemester 1991 einen problemlosen Wechsel der Studienrichtung, nachdem er im Wintersemester 1990 ein Mathematikstudium begonnen hatte. Diese Entscheidung hatte Rolf noch zu DDR-Zeiten treffen müssen, nachdem seine erste Wahl für das Studienfach Physik abgelehnt worden war. Nach zwei Semestern mathematischer Mühsal gestand sich Rolf indes ein, „*schon seit ziemlich langer Zeit so im Hinterkopf [gehabt zu haben], na ja Theologie wär's eigentlich. [...] ich will mal so sagen, ich bin aus 'ner ziemlich gläubigen Motivation eigentlich auf Theologie umgestiegen.*“ In die Freude am neuen Studienfach mischte sich allerdings auch Skepsis, die zum einen dem Vergleich mit der unbestechlichen Logik der höheren Mathematik geschuldet war. Rolf meinte, in den theologischen Lehrveranstaltungen werde dagegen zu viel spekuliert und „*oft mehr geschwätzt [...] als es eigentlich sein muß.*“ Zum anderen würde die universitäre Theologie den Test des „*praktischen*“ Lebens nicht bestehen. Das vermittelte Fachwissen müsse sich erst an den Erfahrungen des späteren Gemeindepfarrers beweisen, denn „*da zählen andre Sachen irgendwie.*“

In seinem Streben nach einer „*authentischen Praxis*“ des Glaubens wird Rolf durch seine Studiererfahrungen sowohl bestärkt als auch enttäuscht. Hin und hergerissen, erwägt er sogar, seinen Berufswunsch aufzugeben. In jedem Fall schreckt er vor einem baldigen Berufseinstieg zurück, weil er sich für eine Art

Orientierungsphase noch mehr Zeit nehmen wollte. Rolf meinte, seinem Ideal vom gelebten Glauben im religiösen und sozialen Umfeld der mittelamerikanischen Befreiungstheologie näher zu kommen. „Also ich erhoffe mir eigentlich von dem Auslandsaufenthalt, daß ich ein bißchen einen andern Zugang kriege. Ich hab' mich 'ne ganze Weile jetzt mit lateinamerikanischer Theologie beschäftigt (I: hm) und empfinde diese ganze Sache viel freier als das, was hier passiert [...] die gucken auch, was die Leute glauben und äh und was für Probleme da sind und machen da nicht so 'n Wischiwaschi von Erlösung und Heil und so, (I: hm) da geht's konkret erstmal [darum], daß die Leute was zu essen haben, irgendwie ne. Und so was wird halt theologisch bearbeitet und da erhoff' ich mir einfach, daß ich da e'n andern Zugang kriege und dann hier auch mit ander'm Elan rangehen kann. (I: hm)“ Und vielleicht, fügte er lachend hinzu, könne er dann auch Pfarrer werden.

Gewiss wirkten in diesem Wunsch nach einem Aufschub des Studienabschlusses auch die vielschichtigen Sonderprobleme des Familienhintergrundes und Berufswunsches von Rolf nach. Doch Matthias Rübner wies auch an anderen besonders engagierten und selbstreflexiven Referenzfällen seines Untersuchungssamples nach, dass die Studierenden regelrechte Moratorien eingingen, um 'sich Selbst zu verwirklichen'. Sie unterbrachen für eine befristete Zeitspanne ihre Ausbildungs- bzw. Studiengänge. Der Soziologiestudent Jens betätigte sich als freiwilliger Zivildienstleistender im Pflegebereich und der Geschichtsstudent Heiner nahm sich als Chefredakteur der studentischen Hochschulzeitung ein Freisemester (vgl. Rübner 2000: 341). Obwohl solcherart Moratorien in den studentischen Lebensent-

würfen zu Beginn der 1990er Jahre keine Seltenheit mehr bildeten, drohte Rolf mit seinen Mittelamerika- bzw. Ausstiegsplänen doch aus der Bahn eherner Familien- und Berufstraditionen zu schlagen. In der letzten für das gesamte Gebiet der DDR veröffentlichten Pfarrfamilienstatistik war nämlich neben der erwähnten hohe Selbstrekrutierungsrate des Pfarrberufes noch hervorgehoben worden, dass Pfarrsöhne jene seelsorgerischen Berufswege in Diakonie und kirchlicher Mission äußerst selten wählen würden, die kein Studium voraussetzten (vgl. Kleßmann 1993: 33). Rolfs Sehnsucht nach „gelebter Fürsorge und Gemeinschaftlichkeit“ verweist denn auch auf sozialintegrative Denkmuster und Handlungsweisen, die sich in einer ganzen Reihe von biographischen Konstruktionen der Studierenden des Immatrikulationsjahrganges 1990 nachweisen ließen (vgl. Rübner 2000: 306-313, 330-333)

Im Gegensatz zu Rolf beschreibt Britta (Jahrgang 1970) einen geradezu harmonischen Familienhintergrund: „Ja meine Eltern, meine Eltern. [...] Was soll ich von meinen Eltern erzählen? [...] Und ja, meine Eltern, zu den ich ein ganz tolles Verhältnis, mit den konnt' ich alles besprechen, und die haben auch immer erzählt, was auf Arbeit los war und so. [...] ja, das war eigentlich hm [...] soweit auch, ich sag mal nichts Besonderes (lachen beide kurz) an der ganzen Eltern-Kind-Beziehung, nur daß sie vielleicht besser war als bei manch anderen. Ich hab mich da manchmal gefragt, wenn andere Kinder von ihren Eltern erzählt haben und von dem Frust mit ihren Eltern erzählt haben. Das also konnt' ich zum Teil gar nicht verstehen, weil 's das bei mir nicht gab, weil da wirklich immer en gutes Verhältnis geherrscht hat (I: hm) ja.“ Brittas Elternbindung gestaltete sich so eng, besonders zu ihrem Vater, einem Elektroingenieur, dass

sie sogar die familiären Deutungsangebote von einschneidenden Ereignissen wie der Maueröffnung unreflektiert übernahm. Probleme der Ablösung vom Elternhaus erinnerte Britta in ihren Interviews nicht, was darauf schließen lässt, daß ihr Autonomiestreben in der Familie keine großen Wellen geschlagen hat. So schien sie geradewegs den Antitypus einer 'Abstandsuche' von den elterlichen Orientierungen zu verkörpern.

Ihr mathematisch-ingenieurtechnisch geprägtes Elternhaus, Brittas Mutter arbeitete als Konstrukteurin, wurde vom Frust über die notgedrungene Akzeptanz der tendenziellen Einkommensnivellierung zwischen den Facharbeitern und mittleren technischen Angestellten in der Volkswirtschaft der DDR beherrscht. Das widersprach nicht nur allen Prinzipien der Leistungsmotivation, sondern auch dem „historisch tief verwurzelten Berufsethos der Ingenieure, die sich vielfach als unpolitische technische Spezialisten der modernen Industriegesellschaft verstanden.“ Deshalb habe sich unter ihnen auch nicht die Ideologie eines „sozialistischen Professionalismus“ ausprägen können (Ritter 2002: 188 u. Augustine 1996: 69). Allerdings verstärkte sich seit Mitte der 1960er Jahre in den jüngeren, nachrückenden Altersgruppen der „technischen Intelligenz“ die Ansicht, ihr berufliches Fachwissen in den Dienst einer vermeintlich sozial gerechteren, jedenfalls nicht auf eigensüchtigen Profitinteressen basierenden „Gesellschaftsordnung“ zu stellen, trotz der unzureichenden Leistungsgerechtigkeit. Eine solche pekuniäre Selbstentsagung im Namen eines wie auch immer verstandenen „Gemeinwohls“ stand für die VWL-Studentin Britta außerhalb jeglicher Diskussion. Nicht zuletzt, weil diese Grundeinstellung von Ingenieuren und Technikern

der Leistungsideologie⁷ ihrer ökonomischen Fachkultur widersprach, deren wissenschaftliches Paradigma nach dem Umbruch für Britta handlungsleitende Bedeutung gewann.

Brittas frappant ausgeprägte individualistische Einstellung kam nicht nur in ihrer Gerechtigkeitsvorstellung⁸ zum Ausdruck, die von einem extrem verengten Leistungsprinzip getragen wurde. Vielmehr offenbarte sie sich auch in der Auffassung, Sozialhilfeempfänger und die Bedürftigen nicht verschuldeter Armut als „*arbeitsscheue Leute*“ zu bezeichnen. Sie unterstellte ihnen nach Einschätzung von Matthias Rübner, sich im Sinne des volkswirtschaftlichen Gesamtsystems schädlich, quasi parasitär, und daher mehr als unmoralisch zu verhalten. Rübner schrieb ihrer biographischen Sinnstruktur das Muster einer „bürgerlichen Modalpersönlichkeit“ zu, worin sich Britta auf der Wertebene von der Gemeinwohl-Orientierung ihrer Eltern deutlich unterschied: „hohe ungerichtete Leistungsmotivation steht neben der Bereitschaft, sich durch extrinsische Gratifikationen wie Geld, Ansehen, Karriere motivieren zu lassen; staatsbürgerlicher Privatismus und die affirmative Orientierung am Leistungssystem der Gesellschaft runden das Bild ab.“ (vgl. Rübner 2000: 328f.; Zitat: 329). Rolf nahm hingegen den Anspruch auf zivilgesellschaftliches Engagement im Berufsbild seines Vaters sehr ernst. Er dachte über eine kreative Denkpause fernab in den Dörfern Mittelamerikas nach, um sich über die ihm in seinem Elternhaus deutlich vor Augen geführten Anforderungen an den Berufsalltag eines Pfarrers, über sein Selbstverständnis an ein 'erfülltes Leben' und über sein christliches Glaubensbekenntnis klar zu werden.

AMBIVALENZEN: OSTDEUTSCHE STUDIERENDE
ZWISCHEN SELBSTVERWIRKLICHUNG UND INDI-
VIDUALISMUS

In den ausgewerteten lebensgeschichtlichen Interviews der um 1970 geborenen Studierenden dominierten nach den grundsätzlichen Entscheidungen auf dem Weg zur deutschen Einheit vielschichtige Grundorientierungen, in denen sich eine große Bandbreite des Wechselverhältnisses von Nähe und Distanz zum Elternhaus widerspiegelte. Unter den 1990 oder zu Beginn der 1990er Jahre immatrikulierten Studierenden offenbarte sich *entweder* auf der Handlungs- oder auf der Wertebene die Strategie, 'inneren Abstand' zu gewinnen, ohne sich dabei grundsätzlich von den Einstellungen und Erfahrungsmustern der Elterngeneration abzugrenzen. Abstand genommen wurde namentlich vom Prinzip der Selbstentsagung und 'Selbstaufopferung', das ihre Eltern in der DDR-Gesellschaft praktiziert hatten, sei es nun im Namen des 'Großen und Ganzen' der sozialistischen Utopie bzw. des Dienstes am Menschen oder schlichtweg für den Betrieb und den 'technischen Fortschritt'.

Selbstverständlich hing diese Abstandsuche mit einem generellen Individualisierungsschub zusammen, der durch den 1989/90 eingeleiteten Umbruchprozess noch beschleunigt wurde. Dieser Schub äußerte sich in der hier in Rede stehenden Jahrgangsguppe im Streben nach Selbstverwirklichung, das sich bei diesen Achtzehn- bis Zwanzigjährigen mit schwachen Symptomen der Spätadoleszenz überlagern konnte. Konflikte um die Ablösung vom Elternhaus entbrannten nicht selten um die Frage nach einer 'der neuen Zeit' angemessenen Studienfachwahl. Immerhin wechselten

vier der fünf vorgestellten Studierenden in den Jahren 1990/91 ihre Fachrichtung.

Zum einen bezeichnet „Selbstverwirklichung“ ein allgemeines Kulturmuster von älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen, das sich im Westen schon seit Jahren beobachten ließ und im Osten nun auch von den Studienanfängern der frühen 1990er Jahre nachholend 'ausgelebt' wurde. Zum anderen handelt es sich um ein gerade unter dieser studentischen 'Einheitsgeneration' auffällig präsesentes Handlungs- und Orientierungsmuster, das den staatsbürokratisch 'entregelten' Bildungs-, Kultur- und Studienangeboten auf jeweils betont individuelle Weise Rechnung trug. Daher lässt sich diese studentische Jahrgangsguppe sowohl von den älteren, noch in den 1980er Jahren immatrikulierten Studierenden als auch von den jüngeren, erst um 1975 geborenen Studentengenerationen der späten 1990er Jahre markant unterscheiden. Während die ersteren noch im sogenannten Seminargruppenkollektiv sozialisiert worden waren, äußerte sich unter den letzteren ein „auf Integration gerichtetes Sozialverhalten“, das wieder stärker an die Gruppenmentalität der DDR-Studenten anzuknüpfen schien (vgl. Sieber/Freytag 1993: 39, 51; Aulerich/Stein 1997: 141, Zitat: Aulerich/Stein 1998: 12).

Das in unterschiedlichen Jugendkulturen gleichermaßen sichtbar werdende Grundmuster „Selbstverwirklichung“⁴⁹ brachte einerseits auf der Basis lebensweltlicher Netzwerke verschiedene Formen neuer Gemeinschaftsbindungen hervor, die mit dem 1994 von Helmuth Berking geprägten Begriff des „solidarischen Individualismus“ beschrieben werden könnten (zit. nach: Mau 2002: 151). Andererseits artikulierte es sich aber auch betont individualistisch, vor allem unter Studierenden der Betriebs- und

Volkswirtschaftslehre (vgl. zur nächst jüngeren Studentengeneration dieser Fachrichtung Schneider 2005: 92-109). Letztere standen den Einstellungen ihrer Eltern eigentlich am nächsten, die sich auf ein fachorientiertes Berufs- und Leistungsethos beriefen und auf ihre Kinder zu übertragen trachteten. Doch scheinen diejenigen VWL- bzw. BWL-Studierende die im Elternhaus vermittelten intrinsischen Wertvorstellungen rückhaltlos aufzugeben zu haben, die während ihres Studiums in der scientific community der Wirtschaftswissenschaften aufgegangen sind.

Insgesamt kam die spätadoleszente Suche nach Abstand von den elterlichen Berufserfahrungen und Sicherheitskalkülen dem Versuch gleich, selbstbestimmt eine Brücke zu den erweiterten Werthorizonten des vereinigten Deutschlands zu schlagen, ohne die Rückversicherung des Elternhauses gänzlich entbehren zu wollen. Es kann auch keine Rede davon sein, dass die durch den Umbruch ausgelöste politische Orientierungskrise die Familiensozialisation in Ostdeutschland nachhaltig gestört habe (vgl. zu dieser Lesart Lange 1991: 191). Vielmehr sollte im vorliegenden Beitrag gerade die *Zwiespältigkeit* in den Handlungsorientierungen der Studierenden und im Verhältnis zu ihren jeweiligen elterlichen Herkunftsmilieus betont werden. Es handelte sich um Ambivalenzen, die aus einer schwer fassbaren Mischung von zivilgesellschaftlichem Engagement und Karrierismus unter dieser studentischen 'Einheitsgeneration' resultierten, mit ihrer inneren Zerrissenheit in der Bewertung sozialer Ungleichheit korrespondierten und wohl auch mit dem in der DDR-Gesellschaft erfahrenen „double think“ zusammenhingen (vgl. Ramm 1998: 228-230).

ENDNOTEN

¹ Die Autorinnen kombinierten in ihrer Vergleichsstudie zum Studierverhalten in Ost und West quantitative und qualitative Erhebungsverfahren. Im Verlaufe des Sommersemesters 1995 erhoben sie von 995 Dresdner und 1430 Dortmunder Studierenden standardisierte Fragebögen. Sie führten außerdem 155 narrative Interviews durch, davon 90 in Dortmund. Daneben fanden weitere Interviews und Gespräche mit Lehrenden statt. 70 Prozent der von ihnen in Dresden einbezogenen Studenten befanden sich zum Befragungszeitpunkt noch im Grundstudium und waren 1989 kaum älter als fünfzehn oder sechzehn Jahre alt gewesen. Für sie habe sich daher die „Wende“ keineswegs als Kontinuitätsbruch dargestellt, sondern nur als Einschnitt in der Bildungsbiographie beim Übergang von der Schule in anschließende Bildungsalternativen. Vgl. Aulerich/Stein 1997: 126, 142.

² Diese Identitätsthese erstaunt insofern, als in sozialwissenschaftlichen und zeithistorischen Untersuchungen in der Regel eine entgegengesetzte Position vertreten wurde. Demnach habe die ältere Generation in den Augen der Studierenden der Umbruchsjahre einen „eklatanten Glaubwürdigkeitsverlust“ erfahren, nicht zuletzt deren geistige Ziehväter und -mütter, die Intelligenz. Heublein/Brämer 1990: 1410.

³ „Normalbiographien lassen sich gut entlang dreier zentraler Lebensbereiche anordnen. Das sind Stationen des Hineinwachsens in Ausbildung und Beruf; zweitens der Weg in intime Paarbeziehungen und in die Familiengründung und drittens das lebensgeschichtliche Feld einer Partizipation am Markt- und Konsumgeschehen bzw. an der politisch-gesellschaftlichen Öffentlichkeit.“ Behnken/Zinnecker 1992: 129.

⁴ Sie entstand im Rahmen des biographieanalytischen Promotionsprojektes von Hans-Jürgen v. Wensierski, das auf mehr als 70 narrativen Interviews basierte. Zu den Interviewten zählten ausnahmslos ehemalige DDR-Bürger, die zum Zeitpunkt der Befragungen Anfang 1991 bis Anfang 1993 zwischen 20 und 30 Jahre alt gewesen sind. In der Studie wurden vier Grundtypen von Lebensprozessverläufen dieser jungen Erwachsenen im Kontext des zeithistorischen Umbruchs von 1990 herausgearbeitet, repräsentiert durch jeweils mehrere biographische Einzelfallanalysen. Es handelt sich um den Typ A „Die Wende als biographischer Einbruch“, Typ B „Die Wende als Freisetzungsprozess biographischer Handlungsmöglichkeiten“, Typ C „Selbstbehauptungsmuster vor und nach der Wende“ und den Typ D „Die Wende als biographisches Randereignis“. Vgl. v. Wensierski 1994: 114, 121f., 123.

⁵ Inwieweit die damit einbergebende berufliche Unsicherheit auch als solche von den Studierenden zu Beginn der 1990er Jahre empfunden wurde, sei empirisch nicht eindeutig zu klären. Die Statistiken würden verschiedene Tendenzen ausweisen. Vgl. Rübner 2000: 97.

⁶ Matthias Rübner untersuchte ordnungsbezogene Gerechtigkeitsvorstellungen unter ostdeutschen Studierenden, und zwar in Abhängigkeit von ihren jeweiligen biographischen Orientierungen. Dazu wurden im Zeitraum von 1994 bis 1995 insgesamt 35 Interviews im Rahmen eines von der DFG geförderten und von Prof. Hans-Joachim Giegel geleiteten Forschungsprojektes geführt. Es handelte sich um biographische und auf Gerechtigkeitsfragen gerichtete offene Interviews. Bei der Vorbereitung der aufwendigen Fallanalysen wurde Rübner von Peter Samol unterstützt. Prof. em. Giegel stellt dem Verfasser im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 580 die elektronischen Fassungen dieser biographischen Fallanalysen und Interviewtyposkripte für die vorliegende Sekundärauswertung zur Verfügung. Dafür sei ihm an dieser Stelle herzlich gedankt. Wenn nicht anders im Beitrag vermerkt, sind alle kursiv gedruckten Interviewauszüge diesen Materialien des Projektes von Prof. Giegel entnommen.

⁷ „Normativ vorgegebene Leistungs- und Chancengerechtigkeit der meritokratischen Ideologie implizieren, dass soziale Ungleichheiten zu Recht bestehen und durch die Schuld bzw. den Verdienst des einzelnen entstanden sind.“ Ramm 1978: 79.

⁸ Matthias Rübner bestimmte unter ostdeutschen Studierenden der 1990er Jahre vier verbindende Grundüberzeugungen von sozialer Gerechtigkeit, die unter ihnen gewissermaßen einen Basiskonsens stifteten. Vgl. Rübner 2003: 138.

⁹ Zu den unterschiedlichen Lesarten von „Selbstverwirklichung“ als Kulturmuster adoleszenter Jugendlicher vgl. Zorn 1989: 219–228 u. Boldt/Stutz 2006: 86–88.

Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Hg. v. Richard Bessel und Ralph Jessen. Göttingen, 49–75.

Aulerich, Gudrun/Ruth Heidi Stein (1997): Wende gut – alles gut? Oder: Sage mir, woher du kommst ... Studierende in Dresden und Dortmund sechs Jahre nach der Wende. In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 6. Jg., H. 1, 124–144.

Aulerich, Gudrun/Ruth Heidi Stein (1998): Familie alles – Hochschule nichts? Zum Einfluß von Handlungsmustern und institutionellen Bedingungen auf das Verhalten Dresdner Studierender sechs Jahre nach der Wende. In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 7. Jg., H. 2, 10–22.

Behnke, Imbke/Jürgen Zinnecker (1992): Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biografische Muster in Kindheit und Jugend. In: *Jugend 92: Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2. Opladen, 127–143.

Boldt, Ulrike/Rüdiger Stutz (2006): Nutzen und Grenzen des historischen Generationenkonzepts für die Erforschung von Umbrucherfahrungen im späten Jugendalter. In: *Annegret Schüle/Thomas Abbe/Rainer Gries* (Hg.): *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*. Leipzig, 65–88.

Grunert, Cathleen (1999): Vom Pionier zum Diplom-Pädagogen: Lebensgeschichten und Berufsperspektiven von ostdeutschen Studierenden im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft. Opladen.

Heublein, Ulrich (1992): Eine unruhige Generation an den ostdeutschen Hochschulen? Erste Gedanken über mögliche Prädispositionen für die Entwicklung studentischen Selbstbewusstseins in den neuen Bundesländern. In: *Friedrich W. Busch* (Hg.): *Universitäten im Umbruch: zum Verhältnis von Hochschule, Studenten und Gesellschaft*. Oldenburg, 162–174.

Heublein, Ulrich/Rainer Brämer (1990): Studenten im Abseits der Vereinigung. Erste Befunde zur politischen Identität von Studierenden im deutsch-deutschen Umbruch. In: *Deutschland Archiv*, H. 9, 1397–1410.

Kleßmann, Christoph (1993): Zur Sozialgeschichte des protestantischen Milieus in der DDR. In: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, 19. Jg., 29–53.

Lange, Günter (1991): DDR-Jugend im politischen Wandel der 80er Jahre. In: *Melzer, Wolfgang u. a.* (Hg.): *Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR*. Weinheim/München, 184–193.

LITERATURVERZEICHNIS

Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989 (1990). Hg. v. Petra Gruner. Berlin.

Apel, Helmut (1992): Intergenerative Bildungsmobilität in den alten und neuen Bundesländern. In: *Jugend 92: Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2. Opladen, 353–370.

Augustine, Dolores L. (1996): Frustrierte Technokraten. Zur Sozialgeschichte des Ingenieurberufs in der Ulbricht-Ära. In: *Die*

Mau, Steffen (2002): *Solidarität und Gerechtigkeit. Zur Erkundung eines Verhältnisses.* In: Stefan Liebig/Holger Lengfeld (Hg.): *Interdisziplinäre Gerechtigkeitsforschung. Zur Verknüpfung empirischer und normativer Perspektiven.* Frankfurt am Main/New York, 129–154.

Ostdeutsche Studienberechtigte des „Wendejahres“ 1990 nehmen deutlich häufiger ein Studium auf als ihre Kollegen aus den alten Ländern (1995). In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 4. Jg., H. 1, 90f.

Pasternack, Peer/Thomas Neie/Ralph Meder (Hg.) (2000): *Stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland.* Leipzig.

Ramm, Michael (1998): *Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit: gesellschaftliche Orientierungen von Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 1983 bis 1995. Eine empirische Untersuchung.* Diss., Ms., Konstanz.

Ritter, Gerhard A. (2002): Die DDR in der deutschen Geschichte. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 50. Jg., 171–200.

Rübner, Matthias (2000): *Student und Gerechtigkeit. Ordnungsbezogene Gerechtigkeitsvorstellungen von ostdeutschen Studierenden und die Bedeutung biographischer Orientierungen.* Diss., Ms., Jena.

Rübner, Matthias (2003): *Gerechtigkeitsvorstellungen im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kritik- und Legitimationsmuster ostdeutscher Studenten.* In: Martin Brussig/Frank Ettrich/Raj Kollmorgen (Hg.): *Konflikt und Konsens: Transformationsprozesse in Ostdeutschland.* Opladen, 113–143.

Sabrow, Martin (2000): *Der Wille zur Ohnmacht und die Macht des Unwillens. Realitätskonflikte und Mentalitätenwandel in der DDR als Erosionsfaktoren der SED-Herrschaft.* In: *Deutschland Archiv. Zeitschrift für das vereinte Deutschland*, 33. Jg., 539–558.

Schneider, Antje (2005): *Lebenserfahrung und -perspektiven von Mauerfall-Jugendlichen, die Ökonomen werden bzw. wurden.* Staatsexamensarbeit, Ms., Jena.

Sieber, Malte/Freytag, Ronald (1993): *Kinder des Systems: DDR-Studenten vor, im und nach dem Herbst '89.* Berlin.

Stock, Manfred (1997): *Bildung zwischen Macht, Technik und Lebensstil. Das Beispiel der „sozialistischen Intelligenz“ in der DDR.* In: *Bildungsgeschichte einer Diktatur. Bildung und Erziehung in SBZ und DDR im historisch-gesellschaftlichen Kontext.* Hg. v. Sonja Häder u. Heinz-Elmar Tenorth. Weinheim, 295–333.

Weinacht, Paul-Ludwig/Martin Beisler (1993): *„Einen wirk-*

lichen Staat aufbauen...“ Studenten in Deutschland – zwei Jahre nach der Vereinigung. In: *Deutschland Archiv*, H. 11, 1279–1290.

Wienerski, Hans-Jürgen v. (1994): *Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im gesellschaftlichen Umbruch.* Opladen.

Wierling, Dorothee (2002): *Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie.* Berlin.

Zinnecker, Jürgen (1991): *Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und ost-europäischen Gesellschaften.* In: Melzer, Wolfgang u. a. (Hg.): *Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR.* Weinheim/München, 9–24.

Zoll, Rainer u. a. (1989): *„Nicht so wie unsere Eltern!“ Ein neues kulturelles Modell?* Opladen.

LEBENSERFAHRUNGEN
UND –PERSPEKTIVEN
VON OSTDEUTSCHEN
MAUERFALLKINDERN, DIE
ÖKONOMEN WERDEN ODER
WURDEN

10

LEBENSERFAHRUNGEN UND -PERSPEKTIVEN VON OSTDEUTSCHEN MAUERFALLKINDERN, DIE ÖKONOMEN WERDEN ODER WURDEN

von Antje Schneider (Jena)

Die Staatsexamensarbeit, deren Ergebnisse im folgenden Beitrag resümierend präsentiert werden, ist in enger Zusammenarbeit mit einem Teilprojekt des Sonderforschungsbereichs 580 an der FSU entstanden. Dieses Forschungsprojekt, geleitet von Lutz Niethammer, fokussiert den Erfahrungstransfer zwischen ostdeutschen Generationen. Dabei sind vornehmlich die Umbruchserfahrungen von Akteuren in großstädtischen Kulturszenemilieus sowie unter Lehrern aus der nachkriegsgeborenen DDR-Generation und deren Kinder untersucht worden.¹

Die vorliegende Arbeit war in diesem Rahmen als eine Art Kontrolluntersuchung angelegt und widmete sich einer speziellen Gruppe der

Kindergeneration, in der wir eine besondere Konzentration von pragmatischen Motiven bei den Berufsentscheidungen sowie konservative Lebensorientierungen vermuteten.

Konkret betrachtet werden die Lebensgeschichten von jungen Ostdeutschen, die vorwiegend in der frühen zweiten Hälfte der 1970er Jahre geboren wurden und sich für ein wirtschaftswissenschaftliches Studium entschieden haben. Wirtschaftsorientierte Studiengänge erfreuen sich großer Beliebtheit und allseitiger Akzeptanz.² Die Berufsaussichten erscheinen trotz angespannter Arbeitsmarktaussichten in Anbetracht der facettenreichen Ausbildungsschwerpunkte ganz passabel³, wodurch die Chancen auf eine erfolgreiche und materiell abgesicherte Lebensgestaltung steigen. Die Studienentscheidungen gehen zumeist auf Motive zurück, d.h. sie sind mit dem Glauben an ein vielversprechendes gesellschaftliches Leitbild von Karriere, Leistung, Erfolg und materieller Sicherheit verbunden.⁴ Vor dem Hintergrund derartiger Erwartungshaltungen kann den Studierenden ein hohes Maß an sozialer Anpassungsbereitschaft und -fähigkeit unterstellt werden, die im Kontext der historischen Situation der Lebensgeschichten ostdeutscher Mauerfallkinder⁵ die Relevanz der vorliegenden Problemstellung begründen. In dieser Argumentation indiziert die wirtschaftsorientierte Berufswahl möglicherweise eine materialistisch geprägte Reaktion auf die Unsicherheits- und Unwägbarkeitserfahrungen der Wendejahre.

Ausgehend von dieser These war zunächst die Frage zu klären, welche Erwartungen ostdeutsche Mauerfallkinder veranlassen ein Wirtschaftsstudium aufzunehmen und ob bei dieser

Entscheidung die Umbruchserfahrungen seit 1989 eine Rolle spielen?

Die empirische Basis für die Studie bilden 15 lebensgeschichtliche Interviews, die entsprechend der konzeptionellen Vorgaben der Oral History erhoben und ausgewertet wurden.⁶

Die biographischen Erzählungen, die der Untersuchung zugrunde liegen, geben zunächst Hinweise darauf, dass *erstens* die Entscheidung für ein Wirtschaftsstudium nicht losgelöst von einer spezifischen Situation in den Herkunftsmilieus interpretiert werden kann. Bei den Ökonomen dieser Studie geht es zu einem Großteil um systemintegrierte Elternhäuser⁷, deren Lebensverhältnisse zudem durch einen relativ ausgeprägten Wohlstand geprägt sind. *Zweitens* ist ein solcher Entscheidungsprozess von materialistisch geprägten Wertorientierungen geleitet, die verstärkt auf die Rezeption eines Deutungsangebots der Elterngeneration verweisen. Und *drittens* machen aus diesen Voraussetzungen Frauen und Männer etwas Gegensätzliches. Im Forschungsprozess zeichnete sich alsbald eine geschlechterdifferente Tendenz in den Deutungen ab, wodurch das Untersuchungsdesign um einen wesentlichen Zusatz erweitert wurde. Konkret anvisiert wurde letztlich die Frage, ob und inwieweit für die wirtschaftsorientierte Studienwahl geschlechtsspezifische Unterschiede relevant sind?

Entlang einer solchen Unterscheidung, war es möglich, die Erfahrungen und Deutungen der Ökonomen in zwei „erfahrungsgeschichtlichen Typen“⁸ abzubilden. Die Labels „*Pragmatisch orientierte Männer*“ und „*Erfolgsorientierte Frauen*“ geben dieser Typologie Kontur, in-

dem sie die Gegensätzlichkeit grundlegender Orientierungen im Leben dieser jungen Ostdeutschen bezeichnen. Dass es bei den Ökonomen dieser Untersuchung im Kern um Geschlechterdifferenz geht, wird im Folgenden skizzenhaft beschrieben und anschließend interpretiert.

WAS SIND DIE GRUNDLEGENDEN CHARAKTERISTIKA DIESER TYPOLOGISCHEN VERDICHTUNGEN?

Im Vergleich beider typischen biographischen Verlaufsmuster werden zunächst in Bezug auf die DDR-Erfahrung und -Wahrnehmung bzw. auf die Sozialisations Hintergründe in Familie und Schule Gemeinsamkeiten auffällig. Die **DDR-Kindheitsbilder** sind ähnlich gezeichnet, d.h. von Ordnungs-, Geborgenheits- und Gemeinschaftserinnerungen geprägt. Ein kleiner, aber wichtiger Unterschied ergibt sich im Deutungsansatz der Frauen, der auf eine höhere Leistungsorientierung und starke Normangepasstheit hinweist.

Auch die erinnerten **Wendebilder** unterscheiden sich kaum: Sie sind mit Gewichtungswerten unterschieden diffus zusammengesetzt und durch die Erfahrungen von Unsicherheit und „Unordnung“ gezeichnet.

Erst in der Jugendphase der **Nachwendezeit** differenzieren sich die biographischen Verläufe geschlechtstypisch aus. Die Männer erleben einen Orientierungsverlust, der in einer langanhaltenden Phase jugendlichen Ausprobierens mündet. Die Lebenswege der Frauen hingegen sind durch klare Zielorientierungen

einem Erfolgskurs vergleichbar. Ihre Wege erscheinen stringent und durchgeplant.

Werden die **Erfahrungen und Motive, die zum Wirtschaftsstudium führen**, betrachtet, dann manifestieren sich die Unterschiede. Erweist sich das Studium bei den Männern eher als pragmatischer, nicht zielgerichteter Versuch, um der anhaltenden Orientierungskrise entgegen zu steuern, so werden die Frauen durch ein leitbildorientiertes Bewusstsein dazu motiviert. Bei den befragten jungen Frauen ergibt sich zwar auch eine pragmatische Grundhaltung, diese manifestiert sich jedoch zielgerichtet, leistungsorientiert und karrierebewusst.

Versucht man den **Umgang mit dem Studium** auszuleuchten, dann sprechen Studienverläufe und -leistungen, letztlich die Auseinandersetzung mit einer wirtschaftswissenschaftlichen Fachkultur, bei den Männern für eine distanzierte Haltung. Für die Frauen hingegen taugen die Studieninhalte zur Entwicklung von Fach- und Berufsidentität.

Entsprechend der Motivlagen und Umgangsformen sind auch Unterschiede in den **Zukunftserwartungen** sowie **Selbst- und Weltdeutungen** rekonstruierbar. In den Haltungen der Männer sind potentiell Verweigerungsdispositionen angelegt. Mit Blick auf das Selbst- und Weltverständnis artikuliert sich das in einer Art Vertrauenslosigkeit und Gleichgültigkeit. Das führt oft zu unkritischer Distanz, d.h. zu Handlungsorientierungen, die von der gewählten Berufsorientierung abweichen oder sich in Bezug zur politisch-gesellschaftlichen Ordnung in Verdrossenheit ausdrücken. Dabei wird ein Rückzug auf ma-

terialistische Werte, die möglicherweise in den Familien tradiert sind, erkennbar.

Auch bei den Frauen sind Tradierungen materialistischer Grundorientierungen auszumachen, die allerdings eher auf das Streben nach ökonomischer Autonomie verweisen. Den Schwerpunkt ihrer Lebenseinstellungen bildet der Erfolg. Lebenserfolg wird übersetzt mit einer zielgerichteten beruflichen Laufbahn, Selbsterfüllung, gesellschaftliche Anerkennung und Akzeptanz sowie materieller Sicherheit. Entsprechend folgen die Frauen einem Selbstverständnis, welches durch hohes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten gekennzeichnet ist. Gemeint sind Fähigkeiten zur Anpassung an die vorgefundenen Strukturen und deren inhärenten Anforderungen, die sich aktuell auch für Ökonomen in gesteigerter Leistungsbereitschaft, Flexibilität und Mobilität darstellen. Den gesellschaftlichen Anschluss liefert die Berufsrolle, die in einer stark aufgewerteten und expressiven Deutung zum unhinterfragten Tatbestand im Leben dieser Frauen avanciert. Daneben wird aber auch an einer Familienorientierung in den Lebenskonzepten festgehalten. Die Lebensplanung zielt auf die Vereinbarkeit von Berufs- und Mutterrolle. Augenscheinlich verschlossen bleibt dem hier vorliegenden weiblichen Selbstverständnis, wie einseitig sich letztlich die Berufsorientierung handlungsleitend durchsetzt.

Über die deskriptive Darstellung der Befunde hinaus, soll an dieser Stelle ein Interpretationsgang angeregt werden, der die differenten Orientierungen von Männern und Frauen in den Kontext einer besonderen zeithistorischen Problemkonstellation stellt.

Besteht also die Möglichkeit, die Entscheidung für ein Wirtschaftsstudium biographisch und damit in Abhängigkeit von wendeindizierten Betroffenheiten zu verstehen?

Betrachten wir zunächst den **Männer-Typus**. Bei den „*pragmatisch orientierten Männern*“ zeigt sich das Wirtschaftsstudium als Kompensationsversuch einer anhaltenden Orientierungskrise, die vermutlich aus dem Verlust institutionell gesicherter Ordnung, der Erfahrung von Unsicherheit zur Wendezeit, aber auch aus zeitweiligen Orientierungskrisen der Eltern resultiert. Häufig wird von einer langen auf Vergnügen ausgerichteten Such- und Probierphase berichtet, in der die Orientierungslosigkeit auch durch die materielle Stützung aus den Herkunftsfamilien gefördert wurde oder wird. Die Entscheidung ‚Wirtschaftsstudium‘ folgt keinem zielgerichteten Lebensentwurf, sondern wird als Sinn und Ordnung stiftendes Angebot interpretiert. Die Notwendigkeit von Sinn und Ordnung wird dabei nahezu durchgängig unbewusst aus materialistischen Wertvorstellungen abgeleitet.

Auffällig ist dabei, dass die Eltern der Befragten ihre Nachwende-Krisen meist erfolgreich bewältigten, d.h. nach umbruchsbedingten Erfahrungen der Entwertung ihrer Lebensleistungen eine, den neuen Strukturen angepasste Aufwertungserfahrung erleben konnten. Gerade von solchen Lebenserfolgen gehen für die Kinder starke Impulse aus, die schließlich auch zu einer wirtschaftsorientierten Berufswahl führen.

Die Lebensverläufe zeigen allerdings, dass diese Anknüpfungsversuche häufig scheitern, weil die Such- und Probierphasen nicht ab-

geschlossen werden können. Druck entsteht dabei durch die angespannte Lage auf dem Arbeitsmarkt, der die „Pragmatiker“ häufig nicht standhalten können oder wollen. Das schafft Unzufriedenheit, die auch eine wachsende Distanz zur vorgefundenen Ordnung begünstigt. Mit dem Konzept ‚Wirtschaftsstudium‘ wird zwar ein westlich geprägtes und in der Elterngeneration häufig schon erprobtes Orientierungsangebot aufgenommen, jedoch reicht dieses nicht aus, um die angestrebte Sicherheit zu erreichen. Dabei wird deutlich, dass über die materialistisch anmutende Reaktion auf die Unsicherheitserfahrung hinaus, eine „Sinnsuche“⁴⁹ handlungsleitend wird, welche gerade in den zyklisch wiederkehrenden Probierphasen als Suche nach Gemeinschaft, Zugehörigkeit oder auch Selbsterfüllung zum Ausdruck kommt. Hier zeigt sich ein Spektrum von Lebensorientierungen, das mit dem Konzept ‚Wirtschaftsstudium‘ wenig zu tun zu haben scheint. Die Ambivalenz in den Lebenshaltungen und -einstellungen findet ihren Ausdruck auch in der Postulierung von Werten jenseits der Berufsorientierung (z.B. Freunde, Familie, Spaß, Freizeitorientierung), die aber unbewusst auf einem tradierten und stabilen Fundament materieller Ausstattung und Ansprüche fußen.

Nun zum **Frauen-Typus**: Wenn man für die „*pragmatisch-orientierten Männer*“ nach spezifisch ostdeutschen Erfahrungshintergründen in den Lebenswegen sucht, dann werden diese erst in der Abgrenzung von den „*erfolgsorientierten Frauen*“ deutlich. Eine Interpretation eröffnet sich in der Deutungsverschiebung bezüglich der DDR-Kindheitswahrnehmung. Wird die Kindheitswahrnehmung von den

Männern als eine wohlbehütete Einbindung in eine institutionell festgefügte Alltagsorganisation bewertet, so rückt bei den Frauen in der Erinnerung an ihre Kindheit die Möglichkeit zum Leistungs- und Erfolgsstreben in den Vordergrund. Die Männer fühlen sich in ihren Wahrnehmungen auf „sozialistische Art“ betreut und geborgen, die Frauen darüber hinaus auch individuell gefördert. Ein hypothetischer Deutungsversuch für diese Wahrnehmungsdifferenz führt auf die Struktur der sozialistischen Einheitsschule zurück, in Sonderheit auf die weibliche Komponente der Schulerziehung und damit übergreifend auf die Nachwirkungen damals propagierter Gleichstellungspolitik.¹⁰

Was sich bezüglich eines Erfahrungszusammenhangs unter jungen ostdeutschen Wirtschaftswissenschaftlern abzeichnet, wird in den unterschiedlichen Auswirkungen umbruchsbedingter Ausfälle sämtlicher Erziehungsautoritäten sichtbar. Den deutlichen Einschnitt in ihre Sozialisation und die Konfrontation mit einer gänzlich neuen gesellschaftlichen Situation verarbeiteten Frauen und Männer auf gegensätzliche Art und Weise. Sie greifen zwar in ähnlicher Art auf extern vermittelte Orientierungsangebote zurück, jedoch werden dafür verschiedene Deutungsmuster handlungsleitend. Die aufstiegswilligen und erfolgsorientierten Frauen folgen mit dem Wirtschaftsstudium einem leitbildorientierten und zielgerichteten Lebensentwurf, wobei persönliches Erfolgsstreben, Selbstgestaltung, soziale Anerkennung und vor allem ökonomische Unabhängigkeit die Antriebskräfte darstellen.

Dabei wird eine tradierte Wertekonstellation, resultierend aus DDR-Erfahrungen in den familiären und sozialen Milieus handlungslei-

tend. Gemeint sind die starken Orientierungen auf Leistung, Bildung, Beruf und Familie. Auf dem Weg in die neue Gesellschaft haben die Frauen in der vorliegenden Untersuchung augenscheinlich an Selbstbewusstsein gewonnen. Die gesellschaftliche Integration, verstanden als Anpassungsleistung an die Anforderungen einer individualisierten Lebensführung, verlief für die Frauen erfolgreicher. Die Lebenswege der Männer hingegen stützen die Befunde von zunehmender gesellschaftlicher Distanz, ausgeprägter Lethargie bzw. wachsender Zukunftsverunsicherung unter ostdeutschen Mauerfallkindern.¹¹

Die vorgestellte Typologie zeigt eine Geschlechterdifferenz innerhalb der Deutungsmuster. Inwieweit diese tatsächlich speziell auf ostdeutsche Verhältnisse verweist, ist ungeklärt. Wenn man sich der übergreifenden Problemstellung der Studie, d.h. der Suche nach ostdeutschen Besonderheiten in den Lebenswegen, -entwürfen und -einstellungen dieser Mauerfallkinder aus den 1970er Geburtsjahrgängen annimmt, dann legen die dargestellten Befunde nahe, die Anpassungsleistung der „erfolgsorientierten Frauen“ als eine ostdeutsche Besonderheit zu deuten. Die Interpretation wird bekräftigt bei der Betrachtung spezifischer weiblicher DDR-Erfahrungen. Gemeint ist ein Sozialisationshintergrund, der mit der besonderen Stellung der Frauen im Sozialismus zusammenhängt. Es geht dabei letztlich um die Erfahrungen und die Erfahrungstransfers zwischen jungen ostdeutschen Frauen und ihren („schon immer“) „berufstätigen DDR-Müttern“.

Für ein tieferes Verständnis der Geschlechterdifferenz in der Untersuchung ist demnach eine Interpretationsleistung notwendig, die auf

den intergenerationellen Erfahrungstransfer abhebt. Aus den Erzählungen der Frauen kann abgeleitet werden, wie sich die Familienbeziehungen gestalten, wie die Berufstätigkeit der Mütter in der DDR erinnert wird, wie sich deren Lebenswege nach der Wende gestalteten und - bis zu einem gewissen Grad - welche Anlehnungen und Abstoßungen die Mütter-Töchter-Konstellationen charakterisieren. Interpretierbar wird das Ganze zudem durch theoretische Annahmen zur Familiensituation, zur Stellung der Frau sowie zur geschlechtsspezifischen Sozialisation in den Erziehungseinrichtungen der DDR.

Die Besonderheiten geschlechtsspezifischer Sozialisationsbedingungen in der DDR führen auf die staatlich propagierte Gleichstellungs- und Familienpolitik speziell auf die Rekrutierung von Frauen in den Erwerbsprozess zurück. Die „berufstätige Frau und Mutter“ wurde dabei zu einer programmatischen Vorstellung, so dass ein Großteil der sozialpolitischen Aktivitäten an der Vereinbarkeit von Berufs- und Mutterrolle ausgerichtet war.¹² Das hatte Konsequenzen für das Verhältnis der Geschlechter zueinander, aber auch für die Kinder. Durch die Erwerbstätigkeit beider Eltern gestützt, war die Kindererziehung in hohem Maße vergesellschaftet, d.h. durch eine wechselseitige Ergänzung von staatlichen Institutionen und Familie geprägt.¹³ Einerseits ist dabei die Funktion der Erziehungseinrichtungen bei der Einübung spezifischer Geschlechterrollen bedeutsam. Andererseits wird ein zentraler Sozialisationsaspekt bei den Frauen in der Untersuchung sichtbar, wenn sie die Vorbildfunktion ihrer berufstätigen DDR-Mütter beschreiben und auf damit verbundenen Implikationen wie ökonomische Unabhängigkeit und Selbst-

ständigkeit in den Familiensituationen oder auf die Bewältigung umbruchsbedingter Veränderungen (z.B. berufliche Degradierung) verweisen. Die Lebensentwürfe ostdeutscher Ökonominnen müssen dementsprechend vor einem solchen Erfahrungshintergrund näher ausgeleuchtet werden.

IST DAS GESELLSCHAFTLICHE LEITBILD DER „BERUFSTÄTIGEN FRAU UND MUTTER“ VORBILD FÜR JUNGE OSTDEUTSCHE ÖKONOMINNEN?

Die Familienverhältnisse der befragten Frauen sind durch die Erwerbstätigkeit beider Eltern geprägt. Zunächst wachsen alle in Normalfamilien auf, d.h. mit leiblichen, verheirateten Eltern und Geschwistern. Betrachtet man die Berufe der Eltern, so wird deutlich, dass zu DDR-Zeiten die Mütter hauptsächlich im erzieherisch-pflegerischen bzw. medizinischen Bereich und die Väter vorrangig im technischen Bereich mit akademischen Bildungsabschlüssen tätig waren. Was sich dabei abzeichnet, ist die Verankerung der Frauen in traditionell weiblichen Berufsfeldern. Die These, dass Frauen und Männern in der DDR in unterschiedlichen Berufsfeldern und auf unterschiedlichen Hierarchieebenen beschäftigt waren und somit geschlechtsspezifische Ungleichheiten auch hier im Erwerbsprozess fortdauernten¹⁴, bestätigt sich in den Untersuchungsbefunden.

Was aber unabhängig von den beruflichen Tätigkeitsfeldern deutlich wird, ist der gesellschaftliche Normalzustand vollzeitbeschäftigter Mütter und Väter. Die verschiedenen Implikationen weiblicher

Berufstätigkeit sind auch für die Mütter der befragten Frauen von Bedeutung. Sie entsprachen dem gesellschaftlich verordneten Leitbild der „berufstätigen Frau und Mutter“, waren einerseits gezwungen Familie und Beruf zu vereinbaren und somit auf das staatliche Betreuungssystem angewiesen. Andererseits besaßen sie Möglichkeiten zu einer materiell unabhängigeren, selbstständigen Lebensführung.¹⁵

In Bezug auf die Vorbildfunktion der Mütter gegenüber ihren Töchtern zeigt die Untersuchung, dass die Bedeutung der Berufstätigkeit von den Töchtern weder einfach übernommen noch eindeutig abgelehnt wurde. Sie wurde verändert. Bezüglich der Wirtschaftsorientierung bei der Berufswahl lässt sich feststellen, dass die Motive weniger durch rollentypisch weibliche Interessenlagen gekennzeichnet sind.¹⁶ Vielmehr ist eine Orientierung auf Karriere, Status und Geld dominant, die auch bei der Wahl eines traditionell männlichen Berufsfeldes bedeutsam wird. Die Bildungs- und Berufsziele junger ostdeutscher Frauen gelten im Vergleich zu ihren Müttern als hoch und anspruchsvoll.

Was aus dem Erfahrungsrepertoire der DDR-Mütter von den Töchtern vor allem übernommen wurde, ist die Selbstverständlichkeit weiblicher Berufstätigkeit per se. Zudem können gerade aus der wirtschaftsorientierten Berufswahl Einstellungen abgeleitet werden, die auf ökonomische Autonomie zielen und somit auch auf die Vorbildfunktion der Mütter verweisen.

Ob das DDR-Leitbild der „berufstätigen Frau

und Mutter“ auch insofern nachwirkt, das die Töchter weiter auf einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf bestehen werden, bleibt fraglich. Aus ihren Erzählungen geht hervor, dass sich ihre Lebensentwürfe gleichzeitig auf Beruf und Familie orientieren. Darin folgen die jungen Ökonominen ihren Müttern. Was sie von ihnen unterscheidet, ist die potenzielle Bereitschaft, notfalls auf Familie zu verzichten. Dies wird zwar selten konkret formuliert, dennoch wird deutlich, dass die Berufs- und Karrierewünsche gegenüber denen nach Familienplanung in den Lebensentwürfen dominieren. Potentielle Verzichtleistung artikuliert sich beispielsweise dann, wenn ein höheres Lebensalter für eigene Kinder akzeptiert wird. Die Annahme wird auch durch den Befund gestützt, dass noch keine der befragten Frauen Mutter ist.

Zu klären bleibt, auf welchen intergenerationalen Aushandlungen die ermittelten Lebensorientierungen der Befragten beruhen. Worauf eine diesbezügliche Interpretation abhebt, ist das Faktum, dass das Angebot der „Ostmütter“ zwar in transformierter Form übernommen wird, der Transformationsprozess aber der zwingenden Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen unterliegt. Wie sich der Aushandlungsprozess mit den Müttern konkret vollzieht, kann demzufolge nur anhand der Familien- bzw. Geschlechterverhältnisse über die Wende- und Nachwendezeit hinweg analysiert werden.

Verfolgt man die Lebenswege der Mütter nach dem Systemumbruch weiter, dann kann festgestellt werden, dass sie im Vergleich zu den Vätern die größeren Entwertungen ihrer

Lebensleistung bewältigen mussten. Die Untersuchungsbefunde zu den Müttern der jungen Ökonominen weisen darauf hin, dass die Umwandlung in eine andere Gesellschafts- und Wirtschaftsform für Frauen z.T. mit radikaleren Brüchen, mit stärkeren Verlusten vertrauter Sicherheiten verbunden war.

Eine Entwertung erfuhr zunächst das Selbstverständnis, welches Frauen als gleichzeitig Berufstätige und Mütter ausgebildet hatten. Die Mütter der jungen Ökonominen machten Erfahrungen mit plötzlicher beruflicher Degradierung und dem Verlust ihrer bis dato selbstverständlichen ökonomischen Unabhängigkeit. Die Frauen wurden mit Arbeitslosigkeit bzw. beruflichen Umorientierungen konfrontiert, die häufig zu minder qualifizierten Tätigkeiten führten, oder sie blieben in ihren Berufen und Anstellungen, verloren jedoch gewohnte Sicherheiten. Wie sich diese, inzwischen normal anmutenden Veränderungen auswirkten, kann erst anhand der gesamten Familiensituation, explizit über die Einbeziehung der Väter in die Betrachtung, bestimmt werden. Über die Geschlechterverhältnisse werden die Veränderungen virulent. Keine der Mütter erlebte nach dem Systemumbruch einen beruflichen Aufstieg. Auch wenn sie den Arbeitsplatz behielten, gerieten alle in stärkere Abhängigkeiten von ihren Ehemännern, die die Dominanz des Berufes in ihrem Leben verteidigten, oder gewinnbringend zu Lasten der Familienarbeit ausbauen konnten. Sicher kann in diesem Zusammenhang nicht eindeutig geklärt werden, wie in den Wahrnehmungen der Mütter dieser Tatbestand gedeutet und schließlich bewertet wird.

Eindeutig geht aus den Lebensgeschichten

jedoch hervor, dass sich diese Erfahrungen der Eltern auf die aufstiegswilligen Töchter ausgewirkt haben. Die Töchter grenzen sich hier von ihren „Ostmüttern“ eindeutig ab. Die Abgrenzungsbestrebungen zeigen sich in der starken Orientierung der Töchter an den Vätern bzw. Großvätern, wenn eigene Erfolgs- und Karrierebestrebungen beschrieben werden. Möglicherweise erweist sich gerade in dieser Abstoßung die Anknüpfung an die vergangene Selbstverständlichkeit der Erwerbstätigkeit ostdeutscher Frauen, wobei die gegenwärtige Umsetzung in den Wahrnehmungen nur über die o.g. Aufwertung der Berufsrolle vollzogen werden kann. Die Ausrichtung an den „Vätern“ mit ihrer Lebensleistung oder als Ratgeber kann mitunter als logische Konsequenz einer frühzeitig fundierten Wertorientierung betrachtet werden. Aus den Erzählungen geht hervor, dass die Erziehung der Mädchen von Kindesbeinen an stark auf Bildung ausgerichtet war. Damit verbundene Erziehungsziele wurden von beiden Elternteilen präferiert. Die Bemühungen sowohl der Mütter als auch der Väter zielten in erster Linie auf die Erziehung zu Leistungsbereitschaft, Pflichtbewusstsein und schulischem Engagement. Darin wird erkennbar, dass die staatlichen Erziehungsziele - auch als Vorbereitung der Mädchen auf die zukünftige Berufstätigkeit interpretiert - in die Familienerziehung integriert wurden. Somit wird die Selbstverständlichkeit von Beruf, Karriere und Leistung in den Lebensentwürfen der Ökonominen nur über die ergänzende Betrachtung von staatlicher und familiärer Kindererziehung nachvollziehbar.

Insgesamt kann bei dieser Konstellation in den Lebensentwürfen der Ökonominen

eine besondere Wirkung DDR-spezifischer Schulerziehung nicht übersehen werden. Ein Verständnis für gegenwärtiges weibliches Karrierestreben im Osten kann nicht ausschließlich über die Analyse der Mütter-Töchter-Konstellationen erfolgen, sondern muss dazu die Wirkungen staatlicher Erziehungsinstitutionen miteinbeziehen.

Durch die Erwerbsarbeit beider Elternteile durchliefen alle Befragten sämtliche angebotenen Erziehungseinrichtungen. Die starke Schul- und Bildungsorientierung in der Familienerziehung verweist darüber hinaus auf systemintegrierte Elternhäuser. Die Normangepasstheit und Leistungsstärke der Mädchen kann auch als eine relativ erfolgreiche Umsetzung ehemals sozialistischer Erziehungsziele interpretiert werden, die nur in wechselseitiger Akzeptanz und Ergänzung von Staat und Familie zu erreichen war. Zusätzlich wurde die auffällige Systemintegration der befragten ehemaligen DDR-Schülerinnen durch die weibliche Komponente staatlicher Erziehung unterstützt. Zu verweisen wäre darauf, dass die DDR-Schule in Leistungsanforderungen, Erziehungsverhalten etc. durch ihre überwiegend weiblichen Lehrer den Mädchen entgegenkam.¹⁷ Das würde bedeuten, dass Lern- und Leistungsbereitschaft in der Schulerziehung verstärkt von den Mädchen eingefordert wurde.

Insgesamt zeigt die Untersuchung also, dass sowohl die Erfahrungen der „Ostmütter“ als auch die eigenen frühen Erfahrungen der jungen ostdeutschen Frauen mit der institutionellen Kindererziehung in der DDR für spätere Lebensorientierungen und Lebensentschei-

dungen relevant blieben. Besonders die außerordentliche Anpassungs- und gesellschaftliche Integrationsbereitschaft der Ökonominen nach dem Systemumbruch kann auf die geschlechtsspezifischen Erfahrungen in Ostdeutschland vor und nach dem Umbruch zurückgeführt werden.

ENDNOTEN

¹ Vgl. Niethammer, L.: *Teilprojekt A5. Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im Generationenumbruch. Beteiligungschancen und Deutungssysteme ausgewählter Kultureliten. In: Sonderforschungsbereich 580 (Hrsg.): Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch. Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung. Antrag auf Finanzierung des Sonderforschungsbereichs 580. Jena, Halle, 2003 (im Folgenden: Niethammer: *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte*); Bürgel, T.; Niethammer, L.; Stutz, R. (Hrsg.): *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte ostdeutscher Generationen nach dem Systemumbruch. Wissenschaftliche Mitteilungen des SFB 580, H. 12, Jena, 2004, S. 31–36.**

² Vgl. Herrmann, D.; Verse-Herrmann, A.: *Studieren, aber was? Die richtige Studienwahl für gute Berufsperspektiven. Frankfurt a. M., 1999, S. 212.*

³ Vgl. Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.): *Arbeitsmarkt-Informationen für Wirtschaftswissenschaftlerinnen und Wirtschaftswissenschaftler. Bonn, 2003.*

⁴ Vgl. Lischka, I.: *Studierwilligkeit und die Hintergründe. Neue und einzelne alte Bundesländer. Wittenberg, 2003, S. 26f.*

⁵ Der Begriff Mauerfallkinder ist der Projektarbeit entlehnt und bezeichnet die um 1980 geborenen Ostdeutschen. Die Bezeichnung resultiert aus der Trennung der Alterskohorten der um 1970 und 1980 Geborenen, wobei der Schnitt um 1975 vermutet wird. Verantwortlich für diese Unterscheidung sind Befunde, die auf differierende Erfahrungen und Deutungen von DDR-Vergangenheit, Systemumbruch und anschließendem Transformationsprozess zurückgehen. Die Untersuchungen des Projekts geben Hinweise darauf, dass sich die um 1980 geborenen Mauerfallkinder als Kritisch-Ungepasstere markanter ausprägen könnten als die um 1970 geborenen (Niethammer: *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte*, S. 244). Die Bezeichnung ist für die vorliegende Studie insofern gerechtfertigt, da auch hier vornehmlich Angehörige der Jahrgänge 1976 bis 1980 untersucht

wurden.

⁶ Vgl. Niethammer, L.: *Fragen-Antworten-Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History*. In: Plato von, A. (Hrsg.): *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*. Berlin, Bonn, 1985, S. 392-445.; Niethammer, L.: *Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interviewverfahren?* In: Hildebrand, B. (Hrsg.): *Akteurs- und subjektbezogene Erhebungs- und Analyseverfahren*. Jena, 2003, S. 33-40 (im Folgenden: Niethammer: *Was unterscheidet Oral History?*).

⁷ Dabei ist anzumerken, dass die Eltern der Mauerfallkinder „Integrierten Generation“ angehören, d.h. die erste im Sozialismus vollständig aufgewachsene Generation. Sie wuchsen in einer Phase relativen Wohlstandes und zunehmender Anerkennung der DDR auf. Sie galten als eingepasst und weitgehend systemkonform Vgl. Lindner, B.: *„Bau auf, Freie Deutsche Jugend“ - und was dann? Kriterien für ein Modell der Jugendgenerationen der DDR*. In: Reulecke, J. (Hrsg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, 2003, S. 187-215.

⁸ Niethammer: *Was unterscheidet Oral-History?*, S. 36.; *Zur Vorgehensweise bei der Typenbildung* Vgl. Hauptert, B.: *Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung*. In: Garz, D.; Kraimer, K. (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen, 1991, S. 213-254.

⁹ Vgl. Winkler, T.: *„Sinnsucher“. Junge Ostdeutsche auf dem Weg zu alternativen, selbstbestimmten Lebensorientierungen. Erfahrungen einer Gruppen-Seminararbeit*. In: Bürgel, T.; Niethammer, L.; Stutz, R. (Hrsg.): *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte ostdeutscher Generationen nach dem Systemumbruch*. Wissenschaftliche Mitteilungen des SFB 580, H. 12, Jena, 2004, S. 31-36.

¹⁰ Vgl. Kühn, H.: *Zur Reproduktion der Geschlechterrolle in der Ontogenese bei Kindern*. In: Kirchhöfer, D.; Neuner, G.; ders.; Uhlig, C. (Hrsg.): *Kindheit in der DDR. Die gegenwärtige Vergangenheit*. Frankfurt a. M. u.a., 2003, S. 208f. (im Folgenden: Kühn: *Zur Reproduktion der Geschlechterrolle*.); Wald, R.: *Kindheit in der Wende - Wende der Kindheit? Heranwachsen in der gesellschaftlichen Transformation in Ostdeutschland*. Opladen, 1998, S.31 (im Folgenden: Wald: *Kindheit in der Wende*).

¹¹ Vgl. Lindner: *Die Generation der Unberatenen. Zum Profil der letzten DDR-Jugendgenerationen*. In: *Berliner Debatte Initial 14*, 2003 H. 2, S. 28-34.; Förster, P.: *Die 25jährigen auf dem langen Weg in das vereinte Deutschland. Ergebnisse einer seit 1987 laufenden Längsschnittstudie bei jungen Ostdeutschen*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 43-44, 1999, 22. Oktober, S. 20-31.

¹² Vgl. Budde, G.-F.: *Einleitung: Zwei Welten? Frauenerwerbsarbeit im deutsch-deutschen Vergleich*. In: Ders. (Hrsg.): *Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbsarbeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945*. Göttingen, 1997, S. 7-18 (im Folgenden: Budde: *Einleitung: Zwei Welten?*.); Gerhard, U.: *Die staatlich institutionalisierte „Lösung“ der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR*. In: Kaelble, H.; Kocka, J.; Zwabn, H. (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, 1994, S. 383-403.; Helwig, G.: *Frauen in der Bundesrepublik und in der DDR*. In: Schäfer, H. (Hrsg.): *Ungleiche Schwestern? Frauen in Ost- und Westdeutschland*. Berlin, 1998, S. 24-32.

¹³ Wald: *Kindheit der Wende*, S.99.

¹⁴ Vgl. Budde: *Einleitung: Zwei Welten?*, S.8f.

¹⁵ Budde: *Einleitung: Zwei Welten*, S.8.

¹⁶ Vgl. Kühn: *Zur Reproduktion der Geschlechterrolle*, S. 206f.; Wald: *Kindheit in der Wende*, S.182. *Es wird davon ausgegangen, dass die Berufsrolle der Frauen in der DDR einer traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenaneignung nur begrenzt begegnen konnte. Die Wirkkraft blieb deshalb beschränkt, da auch die Berufsrolle der Frauen geschlechtstypisch - als weniger qualifiziert, kreativ, entlohnt, entscheidungskräftig - konnotiert war. Bei der Entwicklung von Interessen und Neigungen, insbesondere zu Berufswahlmotiven der Kinder, bestand diese Wirkung fort, jedoch waren vollentypische Interessen- und Präferenzbildungen nicht mehr in der Ausschließlichkeit zu beobachten.*

¹⁷ Vgl. Kühn: *Zur Reproduktion der Geschlechterrolle*, S. 208f.; Wald: *Kindheit in der Wende*, S. 31.

LITERATURVERZEICHNIS

Budde, G.-F.: *Einleitung: Zwei Welten? Frauenerwerbsarbeit im deutsch-deutschen Vergleich*. In: Ders. (Hrsg.): *Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbsarbeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945*. Göttingen, 1997, S. 7-18.

Bürgel, T.; Niethammer, L.; Stutz, R. (Hrsg.): *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte ostdeutscher Generationen nach dem Systemumbruch*. Wissenschaftliche Mitteilungen des SFB 580, H. 12, Jena, 2004, S. 37-42.

Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.): *Arbeitsmarkt-Informationen für Wirtschaftswissenschaftlerinnen und Wirtschaftswissenschaftler*. Bonn, 2003.

Förster, P.: *Die 25-jährigen auf dem langen Weg in das vereinte*

- Deutschland. Ergebnisse einer seit 1987 laufenden Längsschnittstudie bei jungen Ostdeutschen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 43-44 (1999), 22. Oktober, S. 20-31.
- Gerbard, U.: Die staatlich institutionalisierte „Lösung“ der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR. In: Kaelble, H.; Kocka, J.; Zwahr, H. (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, 1994, S. 383-403.
- Hauptert, B.: Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung. In: Garz, D.; Kraimer, K. (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen, 1991, S. 213-254.
- Helwig, G.: Frauen in der Bundesrepublik und in der DDR. In: Schäfer, H. (Hrsg.): *Ungleiche Schwestern? Frauen in Ost- und Westdeutschland*. Berlin, 1998, S. 24-32.
- Herrmann, D.; Versemann-Herrmann, A.: *Studieren, aber was? Die richtige Studienwahl für gute Berufsperspektiven*. Frankfurt a.M., 1999.
- Kühn, H.: Zur Reproduktion der Geschlechterrolle in der Ontogenese bei Kindern. In: Kirchhöfer, D.; Neuner, G.; ders.; Uhlig, C. (Hrsg.): *Kindheit in der DDR. Die gegenwärtige Vergangenheit*. Frankfurt a. M. u.a., 2003, S. 203-212.
- Lindner, B.: „Bau auf, Freie Deutsche Jugend“ - und was dann? Kriterien für ein Modell der Jugendgenerationen der DDR. In: Reulecke, J. (Hrsg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, 2003, S. 187-215.
- Lindner, B.: Die Generation der Unberatenen. Zum Profil der letzten DDR-Jugendgenerationen. In: *Berliner Debatte Initial 14* (2003), H. 2, S. 28-34.
- Lischka, I.: *Studierwilligkeit und die Hintergründe. Neue und einzelne alte Bundesländer*. Wittenberg, 2003.
- Niethammer, L.: Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interviewverfahren? In: Hildebrand, B. (Hrsg.): *Akteurs- und subjektbezogene Erhebungs- und Analyseverfahren*. Jena, 2003, S. 33-40.
- Niethammer, L.: Teilprojekt A5. Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im Generationenumbruch. Beteiligungschancen und Deutungssysteme ausgewählter Kultureliten. In: *Sonderforschungsbereich 580 (Hrsg.): Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch. Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung. Antrag auf Finanzierung des Sonderforschungsbereichs 580*. Jena, Halle, 2003, S. 237-271.
- Niethammer, L.: Fragen-Antworten-Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Plato von, A. (Hrsg.): *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin, Bonn, 1985, S. 392-445.
- Wald, R.: *Kindheit in der Wende - Wende der Kindheit? Heranwachsen in der gesellschaftlichen Transformation in Ostdeutschland*. Opladen, 1998.
- Winkler, T.: „Sinnsucher“. Junge Ostdeutsche auf dem Weg zu alternativen, selbstbestimmten Lebensorientierungen. Erfahrungen einer Gruppen-Seminararbeit. In: Bürgel, T.; Niethammer, L.; Stutz, R. (Hrsg.): *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte ostdeutscher Generationen nach dem Systemumbruch*. Wissenschaftliche Mitteilungen des SFB 580, H. 12, Jena, 2004, S. 31-36.

AUSPRÄGUNGEN
EINER „PREKÄREN
JUGENDGENERATION“ IM
OSTEN DEUTSCHLANDS
ZUM GENERATIONS-
SELBSTVERSTÄNDNIS DER
20-25JÄHRIGEN DEUTSCHEN
IM OST-WEST-VERGLEICH

11

AUSPRÄGUNGEN EINER „PREKÄREN
JUGENDGENERATION“ IM OSTEN
DEUTSCHLANDS
ZUM GENERATIONSELBSTVERSTÄND-
NIS DER 20-25JÄHRIGEN DEUTSCHEN
IM OST-WEST-VERGLEICH

von Tanja Bürgel (Jena)

SELBSTDEFINITIONEN ALS „GENERATION PRE-
CAIRE“

Precaire ist ein altbekanntes französisches Adjektiv, welches sich offensichtlich nicht so leicht ins Deutsche übertragen lässt. Zumindest bemühen die Wörterbücher für Übersetzungen meist eine Reihe unterschiedlicher deutscher Synonyme, wobei die Bandbreite von misslich, schwierig und bedenklich bis unsicher, heikel oder widerruflich reicht. Sozialwissenschaftler bedienen sich dieses Eigen-

schaftswortes in den letzten Jahren immer häufiger, wenn sie die Ausbreitung und die Folgen „prekärer Beschäftigungsverhältnisse“ (betrifft Arbeitnehmer mit mehreren, schlecht bezahlten Jobs, geringfügig Erwerbstätige, befristet Angestellte etc.) beschreiben. Das Phänomen greift in einem Ausmaß um sich, dass dabei gelegentlich sogar eine „Brasilianisierung des Westens“ (Ulrich Beck) prognostiziert wird.

Die Formulierung „generation precare“ stammt ebenfalls aus dem Französischen, ist aber brandneu und relativ leicht zu deuten. Kreiert wurde das Label von den jungen, meist studierenden Franzosen, die im Frühjahr 2006 beeindruckende Menschenmengen zu mobilisieren verstanden, um ein Gesetz zu kippen, dass Berufseinsteigern unter 26 eine zweijährige Probezeit verordnen sollte. Die betroffenen jungen Leute hatte es auf die Straße getrieben, weil sie durch das Gesetz eine erneute Verdüsterung ihrer Perspektiven auf dem Arbeitsmarktbefürchteten.¹ Über den Anlass hinaus beschreibt die Selbstdefinition als „generation precare“ aber auch das dominierende Lebensgefühl einer (meist mittelständigen) französischen Jugend, die sich gezwungen sieht, von einer Welt des stetig wachsenden Wohlstands und sozialstaatlich gewährleisteter Sicherheit Abschied zu nehmen und sich auf ein Leben unter schwer kalkulierbaren Bedingungen einzurichten.

Die Deutung als „generation precare“ erhebt die Krise der Arbeitsgesellschaft, die nicht allein jugendliche Alterskohorten trifft und verunsichert, in den Stand einer generationellen Prägungserfahrung. Die Wortschöpfer der prekären Generation teilen der Welt mit, dass sie sich als die Ersten empfinden, deren

Leben voraussichtlich mehrheitlich nicht mehr in den Bahnen und Stufen „normaler“ Erwerbs- und Familienbiografien verlaufen wird. Damit signalisieren sie einen Bruch, der ihre eigenen Erfahrungen und Erwartungen als Generation von denen ihrer Generationenvorgänger trennt. Die schwindende Fähigkeit der modernen Gesellschaft, nachwachsende Mitglieder über Ausbildung und Erwerbstätigkeit zu integrieren, die von den Eliten in Politik und Wirtschaft gern als temporäres Phänomen herunter gespielt wird (getreu dem Credo: Kommt der Aufschwung, kommt auch die Vollbeschäftigung zurück), wird hier von einer neuen Generation zur Voraussetzung der eigenen Lebensperspektive bestimmt. Als neu an den Demonstrationen in Frankreich erwies sich nicht nur dieses Selbstverständnis an sich, sondern auch der erstaunlicher intergenerationale Konsens, den die jungen Leute darüber herstellen konnten. Eltern und Lehrer stimmten ihren Forderungen zu und marschierten an ihrer Seite.

ZUR LAGE DER „PREKÄREN“ 20-25JÄHRIGEN IN DEUTSCHLAND

Lässt sich dieses Selbstverständnis einer jungen, von Kindesbeinen an meist vergleichsweise gut situierten Generation als einer „prekären“ auch in Deutschland beobachten oder können wir es sogar als ein westeuropäisches Phänomen begreifen?

Was die Zahlen betrifft, die das Ausmaß jugendlicher Arbeitslosigkeit erfassen, kann sich Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern zunächst durchaus sehen lassen. Seit Jahren schwankt der Prozentsatz jugendlicher Arbeitsloser der Altersstufe

bis 25 in Deutschland zwischen 10 und 15 Prozent. Im Vergleich dazu registrierten die Arbeitslosenstatistiken für 2005 in derselben Altersgruppe in Polen 36, in Italien 24 und in Frankreich 22 Prozent.²

Betrachtet man nun aber Ostdeutschland gesondert, ergibt sich eine völlig andere Perspektive. In den östlichen Regionen erweisen sich die Arbeitslosenquoten unter den bis zu 25jährigen in trauriger Weise als durchaus anschlussfähig an vergleichbare andere europäische Gesellschaften. Hier verringerten sich in der letzten Dekade trotz umfangreicher staatlicher Förderungsprogramme die ohnehin schon dürftigen Chancen Heranwachsender auf Ausbildungsplätze und gut bezahlte Erwerbsarbeit. Die Deindustrialisierung, ein geschrumpfter und alimentierter Arbeits- und Ausbildungsmarkt mit untertariflicher Bezahlung beschränkte Berufseinstiege drastisch und zwang junge Ostdeutsche in weitaus höherem Maße als Gleichaltrige im Westen zur territorialen Mobilität, mit den uns bekannten Konsequenzen für die demographische Entwicklung der Regionen.

Das Problem sozialer Unsicherheit durch Arbeitslosigkeit trifft die heute 25jährigen Ostdeutschen häufig schon in zweiter Generation. Glaubt man sozialwissenschaftlichen Schätzungen, dann verloren in den ersten Jahren nach der deutschen Vereinigung reichlich zwei Drittel ostdeutscher Arbeitnehmer ihre angestammten Arbeitsplätze. Die Wucht dieser „ökonomischen Revolution“ als gesellschaftliche und individuelle Erfahrung, stellte die der kurz zuvor euphorisch gefeierten, gewaltlosen politischen Revolution vielfach in den Schatten. Dabei erfuhren junge Ostdeutsche schon

in ihren Herkunftsfamilien, dass Anstrengungen in der beruflichen Bildung oder bei Neuanfängen in der beruflichen Selbständigkeit nicht unbedingt zum Erfolg in der Arbeit, sondern häufig nur zum Konkurrenzkampf um das knapper werdende Gut der Erwerbsarbeit befähigen. Es sind also nicht allein die frühen Bedingungen der DDR-Sozialisation, wie häufig behauptet wurde, sondern vor allem solche Erfahrungshintergründe, die die Jungen aus Ostdeutschland noch heute von denen im Westen unterscheiden. In sozialwissenschaftlichen Jugendstudien zeigt sich das u.a. in grundverschiedenen Bewertungen des historischen Ereignisses Wiedervereinigung und seiner Folgen (junge Leute im Westen erinnerten sich häufig nur an begeisterte Bilder im Fernsehen), schlug sich aber auch in deutlich pessimistischeren Zukunftserwartungen und Weltbildern der jungen Ostdeutschen nieder, die vor allem unter jenen diagnostiziert werden konnten, die 1990 erst 10 oder 12 Jahre alt waren.³

Dabei mangelte es in solchen Studien lange Zeit an Interpretationsfolien, die eine fundiertere und differenziertere Betrachtung hätten ermöglichen können. Die umbruchsbedingt prekären wirtschafts- und soziokulturellen Bedingungen in den östlichen Ländern wurden lange Zeit nicht als Voraussetzung verstanden, um auffällige Eigenheiten in den Ausprägungen ostdeutscher Jugendkulturen (vor allem jene am äußeren rechten Rand des politischen Spektrums) auch als Reaktion auf diese Situation erklären zu können.

Zwar trifft die Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland immer noch vorrangig jene, die aufgrund ihrer Herkunft, ihres Bildungs- und Ausbildungsniveaus als sozial

benachteiligt verstanden werden können. Doch prägt sich die allgemeine Verunsicherung mittlerweile auch in die Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte derjenigen ein, die aufgrund guter Bildungs- und Ausbildungszertifikate eigentlich die besten Chancen für einen Einstieg ins Erwerbsleben haben müssten, sich aber dennoch auf einer Zukunft in prekärer Lage einstellen müssen. Dabei tritt ihnen die Gesellschaft mit Forderungen entgegen, deren verwirrende Widersprüchlichkeit kaum zu überbieten ist: Einerseits habt ihr, so wird ihnen erklärt, nur dann eine Chance auf einen angemessenen Job, wenn ihr zu einem Maximum an lebenszeitlichem Einsatz, an Flexibilität und Mobilität bereit seid. Wahrscheinlich werden dennoch viele von euch zu den „Überflüssigen“ gehören, die der modernisierenden Rationalität einer globalisierten Wirtschaft zum Opfer fallen.⁴ Auch wenn wir keine Arbeit mehr für euch haben, liegt es dennoch an euch, strengt euch an und sorgt vor, heißt es andererseits, denn eure Zahnfüllungen und Renten werden wir künftig nicht mehr finanzieren können. Vor allem gründet Familien, macht Kinder und verhindert, dass wir im demographischen Desaster enden. Dass dieses Dilemma bei den Betroffenen aus Ostdeutschland auf dem Hintergrund ihrer Umbruchserfahrungen besondere Reaktionen auslöst, soll im Folgenden anhand erfahrungsgeschichtlicher Forschungsergebnisse gezeigt werden.

ERFAHRUNGSRÄUME UND ERWARTUNGSHORIZONTE JUNGER OSTDEUTSCHER (BEFUNDE AUS EINEM FORSCHUNGSPROJEKT)

In einer erfahrungsgeschichtlich angelegten, ergebnisoffenen Verlaufsanalyse gingen wir,

Zeithistoriker an der Jenaer Universität, ange-
regt vom Generationsverständnis Mannheims
vor einigen Jahren von der (zugegeben) etwas
gewagten Hypothese aus, dass sich in der Folge
der historisch schwerwiegenden Umbrüche
in den Gesellschaften Ostdeutschlands und
Osteuropas seit 1989 demnächst markante
junge Generationseinheiten herauskristallisie-
ren könnten, die mit dem Anspruch auf eine
eigene, neue Deutungsmacht über die jüngste
Geschichte, Gegenwart und Zukunft in Er-
scheinung treten könnten.⁵ Auf der Basis von
mehr als 100 lebensgeschichtlichen Interviews
mit jungen Ostdeutschen und ihren Eltern aus
unterschiedlichen sozialen Milieus richtete sich
unser Forschungsinteresse zunächst auf die be-
sonderen Voraussetzungen des bevorstehenden
Generationswechsels in den ostdeutschen Län-
dern. Unsere Ergebnisse verwiesen u.a. darauf,
dass sich Übereinstimmungen und Differenzen
im Vergleich mit jungen Westdeutschen, wie
sie von der Jugendforschung generell diagnos-
tiziert werden, in verschiedenen Alterskohor-
ten unterschiedlich darstellten. Wir entdeckten
gegensätzliche Entwicklungsdynamiken, die
sich auf eine prä- bzw. postpubertäre Erfah-
rung des gesellschaftlichen Umbruchs und der
Transformation beziehen ließen. Während die
89er Adoleszenten, die um 1970 Geborenen,
den Umbruch meist als befreiendes Ereignis
erlebten, das ihnen kulturelle Aneignungs-
und soziale Beteiligungschancen in der
westlichen Ankunftsgesellschaft eröffnete, die
sie anpassungsbereit und erfolgsorientiert zu
nutzen wussten, zeichneten sich die um 1980
Geborenen durch eine deutlich skeptische bis
pessimistische Haltung gegenüber aktuellen
und künftigen gesellschaftlichen Entwicklun-
gen (Wandel der Arbeitswelt, demographische
und ökologische Probleme) und anhaltende

Orientierungskrisen aus. Im Unterschied zu
den älteren Geschwistern und den gleichalten
Westgeborenen, deren Vertrauen in die vorge-
fundenen gesellschaftlichen Institutionen und
Regeln vielfach ungebrochen schien, distanz-
zierten sie sich häufig von der Gesellschaft,
strebten Lebensziele jenseits des gesellschaftli-
chen Leitbildes Karriere, Familie, Wohlstand
an und verorten sich selbst in einem Zustand
der Orientierungs- und metaphysischer
Obdachlosigkeit. Während einige das Ori-
entierungsvakuum in soldatisch hierarchischen
Gemeinschaften der Bundeswehr oder in
studentischen Verbindungen zu überwinden
suchten, wir nannten sie (Ordnungssucher),
andere wenden sich Reisezielen in Osteuropa,
fernöstlichen Religionen zu oder engagieren
sich in autonomen sozialen Projekten (Sinn-
sucher). Vielfach zeichnete sich auch ein
ausgeprägtes Interesse an selbstbestimmten
Gemeinschaftsformen in Wohnprojekten oder
im Umkreis privater Clubs und Freundeskreise
ab (Gemeinschaftsstifter).

Die Ergebnisse unserer Analysen deuteten
letztlich daraufhin, dass sich die potenzielle
Prägnanzbildung einer markanten neuen Ge-
neration infolge des und mit entsprechendem
zeitlichen Abstand vom gesellschaftlichen
Umbruchs nicht, wie wir vermutet hatten,
unter denjenigen abzeichnet, die um 1990 ihre
Pubertäts- oder Adoleszenzphasen absolvier-
ten, sondern eher von jenen erwartet
werden kann, die um 1990 noch die
Grundschule besuchten. Unser Ma-
terial bot uns dafür mehrere Begrün-
dungsansätze:⁶

1. In die Erinnerungen der um 1980 Gebore-
nen schrieb sich die gravierende gesellschaft-
liche Diskontinuität um 1990 nicht wie bei

den 10 Jahre älteren als ein Ereignis ein, dass sie von fesselnden Reise- und Konsumbeschränkungen und obrigkeitlicher Gängelung befreite. Sie erlebten den plötzlichen Verlust einer überschaubar gesicherten, bergenden Kindheitswelt noch an der Seite ihrer Eltern. Als Pubertierende beobachteten sie die Orientierungskrisen der Erwachsenen in einer überstürzten gesellschaftlichen Transformation, die Verunsicherungen und Zusammenbrüche ihrer Lehrer im Umbruchschaos der Bildungsinstitutionen und das unvermittelte Verschwinden privater Netzwerke. Die Phase der Nachwende-Krise, so scheint es, wurde für sie zu einem traumatischen Prägungsereignis, das sie früh und abrupt von ihren Wurzeln in einer gesellschaftlichen Vergangenheit trennte und ihre Zukunftsgewissheiten nachhaltig erschütterte.

2. zeigte sich die Suche nach neuen Deutungsansätzen wiederholt in einer intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Dabei kritisieren die jungen Ostdeutschen sowohl ihre östlichen Eltern und Lehrer und deren vermeintlich mangelnden Bereitschaft, die eigene Geschichte aufzuarbeiten als auch die Angebote der offiziellen Geschichtsschreibung, die ihnen als „bequeme Entsorgung der DDR“ im „Topf deutscher Diktaturgeschichten“ erscheint.

3. wurde dabei eine Affinität zu den Großeltern auffällig, deren Erfahrungen in den Wirrnissen um 1945 mit den eigenen kompatibel zu sein scheinen. Die historische Zäsur 1945 wird als jähes Ende der Normalität in den Biographien der Großeltern gedeutet und als Beginn des Geworfenseins in eine Welt, in der Orientierung kaum noch möglich scheint.

4. prägen sich in den Erwartungshorizonten

dieser jüngsten Alterskohorte in unserer Versuchsanordnung gesellschaftliche und individuelle Abstiegs- bzw. radikale, unkalkulierbar erscheinende Umsturzscenarien besonders deutlich ab. Hierzu passt ein ausgeprägtes materielles Sicherheitsbedürfnis, zu dem sich vor allem die jungen Frauen in unserem Sample bekannten.

ZU DEN OST-WEST-DIFFERENZEN IM SELBSTVERSTÄNDNIS DER HEUTE 25JÄHRIGEN DEUTSCHEN ALS GENERATION

Um diese Befunde als spezifisch ostdeutsche Eigenheit verifizieren und auf die besonderen Umstände und Erfahrungen beim Heranwachsen in der still gestellten, verendenden DDR-Gesellschaft und dem anschließenden rasanten gesellschaftlichen Wandel beziehen zu können, entschlossen wir uns, unsere Ergebnisse in einem vertiefenden nächsten Untersuchungsschritt, anhand von Kontrollgruppen zu überprüfen. Unsere Befragungen richteten sich nun nicht mehr so sehr auf die unterschiedlichen Konstellationen intergenerationaler Erfahrungsverarbeitung zwischen ostdeutschen Generationen, sondern konzentrierte sich auf jene jüngste Alterskohorte, die sich hinsichtlich potenziell neuer Welt- und Selbstdeutungen als viel versprechend erwiesen hatte. Wir konfrontierten einmal, eine Gruppe besonders integrationsbereiter und erfolgsorientierter ostdeutscher Studenten bzw. Absolventen, die die von den Eltern und der Gesellschaft gewünschten Bildungskarrieren reibungslos und mit guten Ergebnissen absolvierten, wir nannten sie die „Erfolgreichen“, mit einer Gruppe von „Abbrechern“, „Aussteigern“ und „Abtauchern“, die wie wir erfuhren,

in dieser ostdeutschen Altersgruppe ebenso zahlreich anzutreffen, wie selten zu einem Gespräch zu bewegen sind. Zum anderen stellten wir eine Gruppe junger „West-Ost-Wanderer“, es handelt sich um Studenten, die in den alten Bundesländern aufwuchsen und in den neuen studieren, einer Gruppe von Studenten gegenüber, die sich in entgegen gesetzter Richtung bewegt hatten, also in der DDR geboren und großgezogen wurden und nun im Westen des Landes studieren. Obwohl alle Befragten über Erfahrungen im Osten und Westen Deutschlands und Europas verfügten, ergaben sich zwischen Ost- und Westgeborenen erstaunlich differente Befunde in den Weltbildern und im Selbstverständnis als Generation. Dazu zwei Beispiele, die die Pole verschiedener Erfahrungshintergründe und Selbstdeutungen markieren:

- Zur Biografie Marias:

Marie ist eine kleine, unruhig agile junge Frau mit wachen Augen, die 1981 in einer südthüringischen Kleinstadt geboren wurde und heute in Bayern Germanistik und Geschichte studiert. Sie weist schon am Beginn unseres ersten Gesprächs nachdrücklich darauf hin, dass sie ein „ungewünschtes Kind“ gewesen und ihre Existenz also schon vorgeburtlich von äußeren Eingriffen bedroht gewesen sei. Ihre Mutter wurde gerade 16, als Marie schließlich doch zur Welt kam, was bedeutete, dass zunächst Großeltern und Krippe den Hauptteil der Erziehungspflichten übernehmen mussten. Dieser Zustand änderte sich, als die Mutter ihre kaufmännische Ausbildung abgeschlossen hatte und einen jungen Witwer mit Sohn ehelichte. Stiefvater und Stiefbruder werden von nun an zu wesentlichen Bezugspersonen in Marias Kindheit. Marie besucht einen evange-

lischen Kindergarten und verbringt nach wie vor viel Zeit bei den Großeltern. Während ihrer katholische Großvater und die Urgroßmutter sudetendeutscher Herkunft oft atmisch und verschoben vorkommen, erinnert sie ihren Stiefvater, der als Elektroingenieur in einem VEB arbeitet und sich lebhaft mit dem politischen Weltgeschehen auseinandersetzt, als die intelligente, fortschrittliche Leitfigur ihrer frühen Kindheit. Allerdings „meckerte“, wie Marie es ausdrückt, ihre gesamte Herkunftsfamilie unentwegt über die DDR, solange dieselbe existierte. Dabei beschwor die Urgroßmutter die glorreichen Zeiten im Sudetenland unter Hitler und der Vater war frustriert, weil sich im Betrieb nichts mehr zum Besseren bewegen ließ.

Als 1989 die Mauer fiel, hatte Marie gerade die letzten Süßwaren aus ihrer Schultüte aufgebraucht. Mit dem Ereignis verbindet sie Bilder aufgeregter, jubelnder und weinender Menschen, die sich in den Armen liegen und mit einer Tankstelle, in der ihr eine fremde Oma die erste Westmark schenkte. Ihr anschließender Zugriff auf ein riesiges lila Regal mit Milka-Schokolade, die ihr im Fernsehen lange schon begehrenswert erschienen war, wird zu Marias ganz persönlichem Wende-Ereignis. Obwohl sie in der Folgezeit mit derlei Begehlichkeiten überschüttet wird, hütet sie den ersten Riegel „Lila Pause“ über Jahre wie einen Schatz.

Die folgenden Jahre wirbeln Marias Leben durcheinander. Hatte sie zuvor in ihrem Umfeld viel Zuwendung durch Zeit erfahren, so schien es Zeit für sie nun schier nicht mehr zu geben. Dafür gab es Geld, und was Marie auch immer wünschte, wenn es für Geld zu haben war, war

es auch für sie zu haben. Was war geschehen? Mariés Stiefvater hatte schon 1991 seinen Ingenieurposten in der Industrie verloren und sich als Elektromeister selbständig gemacht. Zudem engagierte er sich kommunalpolitisch als SPD-Stadtrat, was ihm auch wirtschaftliche Vorteile brachte. Er genoss Ansehen im Städtchen und es gab viel zu bauen in den Nachwende-Jahren. Eine Zeit lang kam es Marie so vor, als ob alle Leute ihre Leitungen und Steckdosen von ihrem Stiefvater in Ordnung gebracht wissen wollten. Mariés Mutter übernahm die Büroarbeit in der Firma und besuchte eifrig die dafür erforderlichen Weiterbildungskurse. Auch die Großeltern verloren schon in den frühen 90er Jahren ihre Jobs und pendelten von da an bis zum Rentenalter zwischen Wohnort Ost und Arbeitsort West.

Nach dem Einstieg ins Gymnasium scheitert Marie an Überforderung. Sie schwänzt die Schule, wird von Mitschülern ausgegrenzt und findet auch bei Lehrern kaum Unterstützung. Vielleicht aus Trotz nimmt sie ihre Lehrer als „frustrierte Leute“ wahr, die mit sich selbst genug haben (wie die Eltern auch) und von denen sie nichts lernen will. Erst nach einem Wechsel in die Realschule scheint Mariés Leben kurzfristig in geordneten Bahnen zu verlaufen. Als sie 15 wird, in einer Hochphase ihrer Pubertät, trennen sich die Eltern. Mariés Urteil darüber klingt lakonisch: Die waren „ausgepowert“, wie sie meint. hatten jahrelang rund um die Uhr gearbeitet, eine Firma gegründet, ein Haus gebaut und als die Geschäfte dann schlechter gingen, gab es keine Ressourcen mehr, um das gemeinsam zu schaffen. Die Mutter entflieht in der Folge dem häuslichen Unfrieden, die Kinder bleiben beim Vater zurück, weil sie es so wollen. Der Stiefvater

verkräftet die Trennung nicht und landet in der Psychiatrie. Marie beschreibt diesen Bruch, die Verunsicherungen in dieser Krise als die schwerwiegendsten in ihrem Leben. Als der Stiefvater, die letzte, verlässlich erscheinende Leitfigur in ihrem Umfeld (sie nennt ihn „die Respektsperson“) vor ihren Augen und auf Dauer psychisch zusammenbricht, reagiert sie mit Essstörungen. Der leibliche Vater, ein gelernter Metzger, mischt sich ein, hat aber, wie Marie sagt, als „typischer Wendeverlierer, der nach 89 keinen Fuß mehr auf die Erde gekriegt hat“, keine Chance den Verlust auszugleichen. Marie verliert rapide an Gewicht. „Ich wollte Kontrolle“, analysiert sie die damalige Krise, „als alles außer Kontrolle war, wollte ich das kontrollieren, was ich konnte, meinen Körper. Das war mein Protest.“

Dabei wehrt sich Marie weniger gegen die Personen, von denen sie abhängig ist, enttäuscht oder verlassen wird. In ihrem Erzählstrom über das eigene Leben reihen sich Erinnerungen und Geschichten aneinander, auf die sie selbst stets dasselbe Interpretationsmuster legt. Die Menschen, ihre Erfolge, ihre Krisen und ihr Scheitern erscheinen ihr in aller Widersprüchlichkeit stets verständlich. Mariés Dilemma besteht darin, dass sich in der Außenwelt kaum Verursacher der Bedrohungen und Verunsicherungen lokalisieren lassen. Stattdessen scheinen es stets unüberschaubare, riskante Umstände zu sein, die die Menschen in ihren Geschichten in Orientierungskrisen und Kontrollverluste treiben und sie zwingen, diese Krisen nicht in Auseinandersetzung mit der Außenwelt, sondern ausschließlich in sich selbst zu bewältigen. Bis heute hat Marie kein Ventil gefunden, um ihre Frustrationen, Ängste und Verunsicherungen gemeinsam mit anderen abarbeiten oder

ausagieren zu können. Dieses Muster prägte sich auch in ihre Weltansichten, Handlungsstrategien und Erwartungshorizonte ein.

In ihrer Selbstdeutung rechnet Marie es sich so hoch an, dass es ihr in der Krise nach der Trennung der Eltern gelang, sich aus der gefährlichen Lage der Magersucht ohne fremde Hilfe, nur durch eigene Kraft befreit zu haben. Dieser gelungene Kraftakt verleiht ihr schließlich das Selbstvertrauen, eigene Entscheidungen zu treffen.

Sie holt ihr Abitur nach, geht nach Hamburg, um Geld zu verdienen und will studieren.

Dass es sie nun an eine Universität in Bayern verschlagen hat und sie sich dort für Germanistik und Geschichte entschieden hat, hält sie eher für einen Zufall. Studieren, meint Marie, könne man auch im Osten ganz gut, nur Geld verdienen eben nicht. Doch Geld verdienen muss sie, wie sie sagt, nicht um reich zu werden, sondern um die existenziellen Risiken zu mindern, die ihr in der Zukunft unausweichlich scheinen. Marie will kämpfen, um ihr Leben und dass der geplanten Kinder mit einem Minimum an materieller Sicherheit auszustatten. Deshalb wird sie auch auf keinen Fall in ihre Herkunftsregion zurückkehren. „Alle gehen aus diesem Grund dort weg,“ meint sie, „jeder der kann, geht“. Dabei sieht es in Mariens Herkunftsregion vergleichsweise gut aus, es floriert ein bescheidener Tourismus, der ihre Mutter noch immer über Wasser hält. „Aber das wird weniger,“ prognostiziert Marie „für uns alle wird es immer weniger werden.“ Das Schicksal ihrer kleinen Heimatstadt scheint ihr schon heute besiegelt: Dort werden bald viele herausgeputzte Häuser stehen, die die Eltern und Großeltern nach 1989 mit großem Aufwand auf die Standards westlicher Behau-

sungen gebracht haben, doch sie werden leer stehen, weil keiner sie mehr brauchen wird.

- Zur Biografie Martins

Martin wurde 1982 in einem kleinen Dorf vor Holzminden in Niedersachsen geboren.

Seit knapp zwei Jahren studiert er in Jena Politikwissenschaften und Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. Es hätten auch gern andere Studienfächer sein können, aber diese Kombination erschien ihm vor drei Jahren besonders interessant. Er ist ein großer junger Mann mit kindlichen Gesichtszügen und einem schelmisch grinsenden Blick. Dass seine Erzählflüsse nur schwer zu stoppen sein würden, zeigt sich schon am Beginn unseres Gesprächs, als er unaufgefordert die Nennung seines Geburtsortes mit einer zehnminütigen Ortsbeschreibung verbindet. Dabei kommen ganz ähnliche wirtschaftliche Veränderungen zur Sprache wie in Mariens Heimatberichten. Wie Marie erscheint ihm nur die Landschaft seiner Heimatregion nach wie vor als sehr angenehm, ähnlich der an seinem Studienort in Thüringen. Ansonsten jedoch, so urteilt er, sei um Holzminden herum kaum noch etwas in der altbewährten Ordnung. Vor allem die ansässige Industrie gehe allmählich völlig „den Bach herunter“. Duft- und Geschmacksstoffe werden dort hergestellt, ein Zweig der chemischen Industrie, aber auch Glas, welches inzwischen in Osteuropa billiger zu haben ist. Die Arbeitslosigkeit verharre auf konstant hohem Niveau, fast so hoch wie in Berlin. Allerdings gebe es keine Abwanderungen wie im Osten des Landes, sondern eher neue Zuwanderer aus Polen oder Russland. In den Schulen mache sich der hohe Ausländeranteil besonders problematisch bemerkbar, was den

„oberen 10tausend“ in Martins Heimatstädten zunehmend Sorgen bereitet.

Im Unterschied zu Marie beschreibt Martin den wirtschaftlichen Strukturzerfall und die demographische Problematik seiner Herkunftsregion jedoch nicht als Betroffener. Seine Position ist die eines volkswirtschaftlich und politisch interessierten Beobachters. Zwischen Martins bisherigen wie dem zu erwartenden Lebensverlauf und den beobachteten wirtschaftlichen oder sozialen Strukturproblemen scheint es schier keine Verbindung zu geben. Er hält es eher für zufällig, dass seine beiden Wohnsitze in Regionen mit Strukturproblemen liegen.

Als Martin zur Welt kam, hatten seine Eltern, wie er es ausdrückt, „die Ernte schon eingefahren“. Martins Vater war damals 40 Jahre alt, etabliert als selbständiger Versicherungsvertreter, der sich zum Zeitvertreib in gelegentlich recht einträglichen Nebenbeschäftigungen übte. Das Haus war gebaut, etwas Ersparnes zurückgelegt und die beiden zehnte und siebente Jahre älteren Brüder Martins längst aus dem Größten heraus. Martins Mutter war als junges Mädchen mit ihrer Familie aus Polen in die Bundesrepublik übersiedelt und genoss es, nach der Geburt ihrer Kinder Hausfrau zu sein.

Für Martin, das Nesthäkchen, stand damit viel elterliche Zeit und Zuwendungsenergie zur Verfügung, etwas zu viel vielleicht, folgt man seiner Einschätzung. Aufgewachsen in einer Gesellschaft und einer Familie, die sich kaum noch anderes als immer währenden Aufschwüngen und wirtschaftliche Stabilität

auf höchstem Niveau vorstellen konnte, blickte Martin von früher Kindheit an mit unerschütterlichem Urvertrauen in die Zukunft.

Seinen Eltern ist er dankbar für den Optimismus und die vielen ermunternden Anregungen, die sie mit auf den Weg gaben und die seine Selbständigkeit beförderten. Elterlicher Antrieb erwies sich durchaus als notwendig, weil Martin dazu neigte, in ausgedehnten Phasen häuslicher Bequemlichkeit vor dem Fernseher zu versinken. Wenn auch nicht so existenziell wie Marie, hatte auch Martin in der Folge dieser Neigung ebenfalls mit Gewichtsproblemen zu kämpfen. In seiner Kindheit wechselten solche Phasen mit anderen, in denen er sich unter Freunden außerordentlich aktiv politisch, sportlich oder anderweitig betätigte.

Wie Marie schaffte auch Martin seine Abiturprüfungen erst im zweiten Anlauf, was sich seiner Erinnerung nach auf die Tatsache zurückzuführen lässt, dass er „zukunftstechnisch“ nie so recht auf eine „verbissene“ Linie festzulegen war. Seine Interessen waren stets zu vielfältig, zugleich vertraute er fest darauf, dass ihm im rechten Moment die richtige Entscheidung zufallen würde. Eigene Antriebskräfte entstanden in Martins Leben in der Regel aus seinem Urtrieb, unabhängig sein zu wollen. Dieser Antrieb verbindet ihn bis heute mit einem besten Freund, den er bewundert, weil er noch konsequenter als er selbst überall in der Welt unterwegs ist, immer auf der Flucht vor Mutter und der Oma, die so gut kochen“, wie Martin ironisch anfügt.

Im Unterschied zu Marie spielen materielle Absicherungsbedürfnisse in Martins Lebensentwürfen schier keine Rolle. Wörter wie Geld oder Besitz kommen allenfalls vor, wenn er von den Eltern oder Großeltern spricht, aber auch

dann nur selten.

Obwohl das vergleichsweise bescheidene Erbe, dass er mit seinen Brüdern zu teilen hat, nicht allzu üppig ausfallen dürfte, scheint Martin einer Erfahrungswelt zu entstammen, in der Lebensbewältigungsprobleme finanzieller oder materieller Art der Vergangenheit oder fremden Welten zugeordnet werden. Vermeintlich befreit von solcherlei Mühsal, hängt der Himmel an Martins Erwartungshorizonten voller verheißungsvoller Optionen. Da gibt es zum einen den mit der Freundin gemeinsam ausgearbeiteten Plan, auf dem Lande als Hausmann zu leben, Kinder zu erziehen und einen riesigen Garten zu gestalten. Andererseits würde er gerne in ein kleines „E-Commerce-Unternehmen“ einsteigen, dass Freunde gerade gegründet haben. Reizvoll erscheint ihm aber auch, für einen großen Konzern zu arbeiten, neue Märkte zu erschließen, z.B. Kontakte in Lateinamerika aufzubauen. Um sich im Irrgarten der vielen, einander oft ausschließenden Möglichkeiten nicht zu verirren, vertraut Martin auf seine Freundin. Er ist sich sicher, dass sie den richtigen Weg finden wird (wie einst seine Eltern) und blickt deshalb gelassen der Zukunft entgegen.

- Zu konträren Selbst- und Weltdeutungen in den Fallrekonstruktionen

Ob es sich um den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, um gegenwärtige Strukturkrisen oder künftige Wandlungen auf dem Arbeitsmarkt handelt, Martins Urteile verblüffen stets dadurch, dass ihm nichts wirklich unter die Haut zu gehen scheint. Auch wenn er über sich selbst spricht, bleibt er der leidenschaftslos unberührte Beobachter.

Dabei vermittelt er den Eindruck eines

Menschen, dem es unmöglich erscheint, jemals von Schicksalsschlägen oder schroffen Wendungen ernsthaft getroffen zu werden. Martin scheint außerhalb der Realität in einem virtuellen oder posthistorischen Raum zu siedeln, von dem aus er das krisenreiche Weltgeschehen in entspannter Sitzhaltung auf dem Bildschirm verfolgt. Die Extravaganz dieser Haltung ist ihm bewusst und sie entspricht seiner Erfahrung.

Sowohl die Flüchtlingsströme aus der DDR, den Mauerfall und den Irakkrieg in seiner frühen Kindheit als auch die gegenwärtigen, massiven Flüchtlingsbewegungen zwischen Afrika und dem europäischen Kontinent erlebte Martin auf dem Bildschirm mit, ohne dass sich seine Lage dadurch jemals geändert hätte.

Aufgewachsen in der ungetrübten altbundesdeutschen Wohlstandswelt der 1980er und 1990er Jahre und in einer Familie, die ihm das Gefühl vermittelte, auf Dauer bestens umsorgt zu sein, genießt er das Selbstgefühl einer von Gefährdungen und Krisen relativ unberührten Existenz. Folgt man den Diagnosen des Psychologen Stephan Grünwald, der Deutschland jüngst „auf die Couch“ legte, dann gehört Martin mit der ihm eigenen Lebenshaltung und Weltsicht zu den Protagonisten einer Generation, die die westliche Welt in einem weitaus größerem Maße revolutionierten als einst ihre 68er Generationsvorgänger. Jeder eingreifend kritische, politische Geist, der noch die Kämpfe gegen die Nachrüstung und Umwelterstörung geprägt hatte, so urteilt Grünwald, sei aus den Lebenshaltungen der neuen Jungen um die Jahrtausendwende entschwinden. Nahezu laut- und mühelos hätten sie gegen die alten

Ideale einer kämpferischen Jugend ein neues Leitbild durchgesetzt, das die Lebensziele auf „individuelle Glücksmaximierung mit Vollkaskoversicherung“ ausrichtet. Außerhalb dieser Ziele rückt nichts mehr zu Leibe, geht nahe oder gefährdet die eigene Gelassenheit.⁷

Martin bekennt sich zu einer solchen Haltung und nennt sie ein „dickes Fell“. Nach eigener Einschätzung ist ihm eine solche Schutzhülle schon in frühen Abwehrkämpfen gegen zwei erheblich stärkere Brüder gewachsen, leiste ihm aber auch weiterhin bei der Aufrechterhaltung der eigenen Selbstsicherheit und eines distanziert unaufgeregten Weltverhältnisses gute Dienste. Diese entspannte Haltung kennzeichnet auch Martins Definitionsversuche zu den Positionen der eigenen Generation, die von ihm stets in Abgrenzung von den 68er-Generationsvorgängern formuliert werden:

*„Das ist doch gerade unser Vorteil, ich mein als Generation, dass wir das nicht mehr müssen, dieses deutsche Jammern, Schuldigfühlen und das Verdächtigen von wegen Nationalistisch oder Nazi-Vergangenheit, das haben die vor uns erledigt, die Achtundsechziger. Ich kann sagen, ich bin 82 geboren, das war vierzig Jahre vor meiner Zeit. Ich mein, soll nicht vergessen werden, aber warum sollen wir nicht auch ein bisschen locker sein und stolz, und froh sein können, dass wir hier geboren sind, jetzt gerade nach der Vereinigung.“*⁸

Auch in Bezug auf die historisch begründeten Schwierigkeiten der Deutschen, sich im Vereinigungsprozess nach einer 40jährigen Teilungsgeschichte einander anzunähern, die Martin schon selbst miterlebt hat, bezieht er eine distanzierte, überparteiische Position.

Für ihn und „seine Generation“, so sagt er, wäre das kein Thema mehr, ihm bleibe dabei lediglich unverständlich, warum sich das „lockere, gegenseitig bejahende Verhältnis“ zwischen Deutschen aus Ost und West, dass er unter seinen Mitstudenten in Jena erfährt, nicht längst flächendeckend durchgesetzt habe. Freilich registriert auch er Unterschiede in den Erfahrungen und Erwartungen, wenn er von den „Wessis“ und den „Ossis“ spricht, wobei ihm kaum bewusst zu sein scheint, wie sehr er dabei die eigene Haltung als eine aus westlicher Erfahrung erwachsene beschreibt:

„Vielleicht sind die Wessis da schon ein bisschen entspannter, weil es bei denen immer schon so ging. Warn irgendwelche Krisen, mal hier mal dort, ging es halt doch immer bergauf. Die sind halt ein bisschen gelassener und denken sich, irgendwie kommen wir da schon durch. Wir kriegen das schon hin Und natürlich, wenn man hier im Osten die Arbeitslosigkeit sieht, strukturelle Probleme, auch das Ungleiche, dass man sich da vielleicht auch ungerecht behandelt fühlt, versteh ich schon.“

Wie Martin, so geht auch Marie davon aus, dass gravierende Ost-West-Differenzen in ihrem studentischen Umfeld in Bayern kaum noch eine Rolle spielen. Wie er, so führt auch sie die Formulierung „unsere Generation“ im Gespräch unbefragt ein, um Abgrenzungen von den Anderen oder dem Anderen, von den Älteren oder dem Vergangenen deutlich machen zu können. Unterschiedliche Erfahrungshintergründe zwischen Ost und West spielen auch bei ihren Abgrenzungsversuchen keine Rolle. Wenn sie also wie Martin auch ein gesamtdeutsches, manchmal sogar eher westeuropäisches Selbstverständnis ihrer Generation voraussetzt, so fallen ihre Deutungen

der eigenen Generation doch gänzlich anders aus als die seinen:

„Also unsere Generation, wir werden die ersten sein, die damit fertig werden müssen, dass es immer weniger wird. Die Welt wird nicht mehr so, wie Westeuropa es den anderen vorgemacht hat, dass ist Illusion, das wissen wir, da sind wir die Ersten. Eher wird es uns so gehen, wie es denen im Süden schon lange geht. Aber wir protestieren nicht, vielleicht die nach uns, aber wir protestieren nicht, wir sitzen weiter brav in den Bibliotheken. Jeder sagt sich, ich schaffe das vielleicht noch, auch wenn es immer enger wird, ich komm noch durch“

Während Martin seine Generation als eine versteht, die endlich entspannt die Früchte genießen kann, die die Vorfahren in angespannten Kämpfen bei der Bewältigung der vielfach belasteten deutschen Geschichte eingefahren haben, versteht Marie ihre Generation als eine, die sich rasanten und gefährlichen Wandelungen in einer Welt zu stellen hat, in der sich Erfahrungen und Hoffnungen der Generationsvorgänger längst überlebt haben.

Während sich das Prägungsereignis in Martins Leben als eine Endlosschleife von Sicherheiten, Aufstiegen und Wohlstandsmehrungen darstellt, gleicht das von Marie einem atemberaubenden Strudel, der in ihrem Leben eine Serie nachhaltig wirkende Verunsicherungen und Brüche auslöste. Die verschiedenen Prägungen strukturieren die Auseinandersetzung der jungen Erwachsenen mit der Vergangenheit ebenso wie ihre Erwartungshorizonte. Das wird schon deutlich in den Argumenten, mit denen beide die Lebenswelten ihrer Eltern kritisieren. Marie grenzt ihre eigenen Positionen durchgängig strikter und radikaler von denen

ihrer Eltern und Großeltern ab als Martin. Nicht allein wegen der wirtschaftlichen Strukturprobleme schließt Marie eine Rückkehr in die heimatliche Region und ihr Herkunftsmilieu kategorisch aus:

„Ich will auch nicht mehr nach Hause, weil mich das überfordert, dieses Sudetendeutschtum meiner Großeltern. Das finde ich braun, nicht im Sinne von Nazibraun, aber eben stockreaktionär. Und auch meine Mutter, die macht da plötzlich mit, fährt mit dahin, in die alte Heimat. Und dann interessiert sie sich plötzlich brennend für Magda Goebbels, nur weil ihr das dieser Knopp im Fernsehen eingeredet hat. Als ob die mit ihrer eigenen Geschichte nicht genug hätte, aber nein, die wird übersprungen. Also ich fahr da schon noch hin aber sag mir, ich muss das nicht verstehen, was die machen und ich will da auch nichts regeln.“

Ebenso entschieden verwirft sie die privaten Lebensmuster ihrer Vorfahren:

„Also in zehn Jahren, da möchte ich schon Mutter sein und berufstätig sein, weil ich das will und ich muss. Wie das geben soll, weiß ich nicht, das setzt viel Durchhaltevermögen voraus, ist mir nicht klar, ob ich das hab. Jedenfalls will ich nicht heiraten, auf keinen Fall. Ich halte die Ehe für eine antiquierte Institution, die es definitiv nicht mehr geben wird. Schön, dass Schwule jetzt heiraten dürfen, aber völlig sinnlos, weil keiner die Institution mehr braucht. Also ich will das unkonventioneller, aber wie das aussehen soll, keine Ahnung.“

Dagegen fallen Martins Abgrenzungsversuche weitaus moderater aus:

„Meine Eltern kommen noch aus ner Zeit – das ist

mir besonders bewusst – wo Sexualität und Familie vollkommen anders waren. Mein Vater wird mit dem Alter auch etwas konservativer, meine Mutter ist da oftmals aufgeschlossener, was Lebenswandel angeht und so. Also wie die ihr Leben so aufgebaut haben, so würd ich das nicht machen, also lieber später Familie, erstmal was eigenes ausprobieren und dann lockerer angehen. Aber wir sind schon lange Zeit nicht mehr auf solche konträre Punkte gekommen, also dass wir uns wirklich gezoft haben. Die vertrauen mir eigentlich, sagen sich, der Junge kriegt das meiste gebacken und helfen eben, wenn ich geldmäßig mal bisschen schwach dastehe oder was ansteht. Ich helfe ja auch, wenn Vater mal wieder mit dem Computer nicht klar kommt.“

Während Martins familiärer Erfahrungswelt ernstzunehmende Konflikte und Spannungen zwischen den Generationen nicht mehr vorzukommen scheinen, zeichnet sich Maries Verhältnis zu den leiblichen Vorfahren durch ein hohes Maß konfliktreiche Angespanntheit aus. Die Anspannung schlägt sich auch in ihrem Verständnis von der eigenen Generation nieder.

Marie definiert ihre Generation als eine, auf der die Last ungelöster und darüber hinaus kaum lösbar erscheinender Verstrickungen ihrer Generationsvorgänger ebenso lastet wie die Aussicht auf eine immer unkalkulierbarer und bedrohlicher werdende Zukunft.

Den Entscheidungsträgern aus der Vorgängergeneration in Politik und Wirtschaft bringt Marie ähnlich wenig Vertrauen entgegen wie ihren Eltern. Die Zweifel an deren Handlungsfähigkeit beim Management der anstehenden Krisenverschärfung verunsichert sie:

„... weiss ich auch gar nicht, ob das Sinn hat,

von den Politikern was zu fordern. Weil man sieht ja, die sind auch am Ende mit ihrem Latein. Und ich, also ich möchte die Entscheidungen auch nicht treffen, die da kommen, ich möchte das auch nicht machen. Außerdem, die wirklich was entscheiden, in der Wirtschaft oder so, die können wir ja sowieso nicht wählen“

Hier treffen wir erneut auf Maries wesentliches Problem. Ihre gefühlte Unsicherheit mag größer sein als die tatsächlich belegbaren Gefahren. Noch geht es ihr gut, sie studiert an einer Universität ihrer Wahl und belegt gewünschte Fächer, obwohl ihre Eltern einen solchen Luxus kaum mehr finanzieren können. Doch Marie verfügt über ein ausgeprägtes Sensorium der Krisenwahrnehmung, dass sich schon in ihrer Kindheit ausgebildet hat. Drohende Wandelungen und Umbrüche erspürt sie sensibel und treffsicher. Im Unterschied zu Martin, der sich sicher ist, dass auch die anstehenden Strukturkrisen von den Entscheidungsträgern erfolgreich bewältigt werden, sind Maries Weltwahrnehmungen so beunruhigend, weil sie nirgends geeignete Krisenbewältigungsstrategien entdeckt. Nicht nur die Politiker, auch ihre eigene Generation erscheint ihr ratlos. Sie ist sich sicher, dass die Integrationsqualität der Gesellschaft über Erwerbsarbeit künftig weiter rapide abnehmen wird, und dass ihre Generation die erste sein wird, die sich darauf einzustellen hat, ihr Leben außerhalb des üblichen Leitbildes vom individuellen Aufstieg durch berufliche Karriere zu bewältigen. Selbst- und weltverändernde Großentwürfe, die die 68er Generationsvorgänger noch in revolutionären Schwung versetzen und zum kollektiven Aufbruch motivieren konnten, sind für die Nachkommen nicht in Sicht. Marie steckt in der Falle einer Individualisierung der

Konfliktlösungsstrategien. Das setzt sie unter Druck und es macht ihr Angst. Alle individuellen Absicherungsbemühungen erscheinen ihr wirkungslos gegen das, was sie ihre „ganz banale, schreckliche Zukunftsangst“ nennt.

In unserer Studie sind es nahezu ausschließlich die in der DDR sozialisierten 20–25jährigen Deutschen und die Frauen, die sich zu einer solchen beunruhigten Erwartungshaltung bekennen. Eine Übersiedelung in die alten Bundesländer scheint an den durch Wandel, Krisen und Brüche geprägten Weltansichten wenig zu ändern. So begegnet man auch mitten im florierenden Bayern schon einer jungen Generation, die ihre eigene Lage als außerordentlich prekär definiert und sich damit so gar nicht in das Bild Stephan Grünwalds von der coolen und unrührbaren Jugend der Jahrtausendwende einzufügen scheint.

Arbeitsmarktes, Halle 2001 (Forschungsberichte aus dem zsh).

⁵ Zum historisch theoretischen Ansatz unserer Studie siehe Niethammer, L.: *Sind Generationen identisch?* In: Reulecke, R. (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003 (Schriften des Historischen Kollegs Bd.58); ders.: *Ex oriente lux, nox oder nix? Einführung zur ungewissen Folge prägnanter Jugendgenerationen des 20. Jahrhunderts*, in: Bürgel, T. u. a. (Hg.): *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im ostdeutschen Generationenumbruch*, Jena 2004 (Mitteilungen des SFB 580).

⁶ Dazu Bürgel, T.: *Gibt es eine vom ostdeutschen Umbruch geformte Generation?* in: Schüle, A. u. a. (Hg.): *Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive*, Leipzig 2006.

⁷ Günwald, St.: *Deutschland auf der Couch*, Frankfurt/Main 2006. S. 24ff.

⁸ Die Zitate stammen aus einer Sammlung von Volltranskripten, die gegenwärtig von uns analysiert werden. Es handelt sich um ein Sample von insgesamt 30 Interviews, die wir mit „ostgeborenen“ Studenten in Erlangen und „westgeborenen“ Studenten in Jena im Frühjahr 2006 durchführten.

ENDNOTEN

¹ Dazu Abmend, Ch.: *Die prekäre Generation*, in: *Die Zeit*, Nr.14 vom 30.3. 2006, S. 65.

² dazu: BMA / *Arbeits- und Reichtumsberichte der Bundesrepublik*, Berlin 2001–2005; Lutz, Roland: *Jugendarbeitslosigkeit*, in: Sabine Andresen u.a. (Hg.): *Vereinigtes Deutschland – geteilte Jugend*, Opladen 2003, S. 413–428.

³ Zur gesellschaftlichen Transformation als Erfahrungsraum ostdeutscher Heranwachsender siehe Kirchhöfer, D.: *Aufwachsen in Ostdeutschland*, Weinheim 1998; Jesse, E.: *Eine Revolution und ihre Folgen*, Berlin 2000; Förster, P.: *Junge Ostdeutsche auf der Suche nach Freiheit*, Opladen 2002.

⁴ Siehe dazu Bude, H.: *Die Überflüssigen als transversale Kategorie*, in: Berger, P.A. u.a.: *Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen*, Opladen 1998; Krafeld, F.J.: *Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft. Eine Herausforderung an die Pädagogik*, Opladen 2000; Lutz, B.: *Im Osten ist die zweite Schwelle hoch. Fehlende Arbeitsplätze und Nachwuchsstau vor den Toren des*

ABSCHLIEßENDER
ZEITHISTORISCHER EXKURS

1968 WEST UND 1989
OST – VON DEN MYTHEN
JÜNGSTER DEUTSCHER
UMBRÜCHE. WAS BLEIBT DEN
NACHGEBORENEN?

12

1968 WEST UND 1989 OST – VON DEN MYTHEN JÜNGSTER DEUTSCHER UMBRÜCHE. WAS BLEIBT DEN NACHGEBORENEN?

von Rudi Schmidt (Jena)

1968 ist ein Mythos, weil damals – so heißt es – eine freie, kreative und spontane Jugendkultur propagiert und gelebt wurde, die sich alle jene Wünsche zu gestatten schien, die die ältere Generation sich allenfalls in verbotenen Träumen vorzustellen wagte. Das Gelebte blieb freilich zuweilen weit hinter dem Propagierten zurück, was z. B. auch für die Kommune I gilt, die schon zu ihren Lebzeiten ein (z. T. selbst erzeugter) Mythos wurde – und daran zerbrach. 68 ist ein Mythos, weil mit allumfassenden antiautoritärem Gestus nichts weniger als ‚die Herrschaft von Menschen über Menschen‘ abgeschafft und dafür ein Sozialismus mit menschlichen Antlitz errichtet werden sollte,

weil für die Beteiligten wenigstens einige Monate lang die erregende Einheit von Denken und Handeln, von lokaler, nationaler und internationaler Perspektive, die absolute Indifferenz gegenüber Herkunft, Glauben und Geschlecht das Bewusstsein prägte, und weil es zunächst (in der antiautoritären Frühphase) so leicht war, die eigene moralische Überlegenheit gegenüber der schulbeladenen Vätergeneration zu behaupten. 68 wurde zum Mythos wegen seines überschießenden utopischen Gehalts, seiner behaupteten Aussöhnung von absoluter Freiheit und Gleichheit, der Transzendierung des Leistungs- durch das Lustprinzip und wegen der Unmittelbarkeit eines entsublimierten Eros. Und dann liegt über dem hellen Bild noch ein Schatten, weil und insofern die anfängliche Trennungslinie gegenüber der Gewalt stufenweise überschritten wurde, – von der Gewaltfreiheit zur Gewalt gegen Sachen und irgendwann dann, erst als Reaktion, dann als Aggression die Gewalt gegen Personen nicht mehr tabuisiert war.

Während der erfahrungs- und aufklärungsresistente Mythos, zumal wenn er positiv besetzt ist und die an ihm Interessierten noch die Deutungshoheit besitzen, nachträglich nur schwer wieder umgepolt werden kann, verhält es sich mit Chiffren, den semantischen Kürzeln für komplexe Sachverhalte, anders. Sie sind weniger deutungsresistent; Zeichen, die sich leichter mit verschiedenen Inhalten besetzen lassen, je nach spezifischer Interessenlage. Es genügt die diffuse Anknüpfung an den Hauptton, der mit dem assoziierten Ereignis mitschwingt, um den Gehalt der Chiffre in der öffentlichen Rhetorik zweckbezogen neu zu bestimmen, zuweilen bis ins Gegenteil der Ursprungssemantik. ‚68‘ fungiert in der

öffentlichen Rhetorik zumeist als Chiffre für Revolution, radikalen Wandel etc., und zwar entweder positiv konnotiert, als ‚schöpferische Zerstörung‘ im Sinne Schumpeters oder als pure Destruktion.

Im groben politischen Lagerkampf wird 68 vorrangig als Destruktionsereignis in Dienst genommen, um seine Spätfolgen ihren Initiatoren (den 68ern) zurechnen zu können. Im kulturellen Kontext hingegen steht die Chiffre für einen nicht mehr umkehrbaren Liberalisierungsschub im Alltagsleben, für das endgültige Ankommen der deutschen Gesellschaft in der Welt der Moderne.

Erschwert wird die Zuordnung der damaligen Ereignisse zu einer einheitlichen Chiffre 68 auch durch erhebliche Abgrenzungsschwierigkeiten. Die sog. ‚Studentenrevolte‘ dauerte natürlich wesentlich länger als das eine Jahr, dessen besonders dramatischen Ereignisse Pate für die Jahreswahl gestanden haben. Einigkeit besteht noch meistens darin, dass sie schon 1965 mit den Forderungen zur Studien- und Hochschulreform, mit der Kritik am Vietnamkrieg, an den geplanten Notstandsgesetzen, an der großen Koalition, an den Nazi-Verbrechen und ihren im Staatsapparat überlebenden Akteuren begonnen hat, um dann die radikale Kritik auf immer mehr soziale Sachverhalte auszuweiten und immer neue Versammlungs- und Protestformen auszuprobieren (teach-in, sit-in, go-in etc.). All dies, wie auch der Tod des von einem Polizisten erschossenen Benno Ohnesorg, der eine gewaltige Solidarisierungswelle auslöste, lag vor 1968.

1968 wandelte sich dann die antiautoritäre Studentenbewegung in ihrem aktiven Kern

zur sozialistischen Opposition oder, wie der breitere Bündnisbegriff damals lautete, zur Außerparlamentarischen Opposition (APO). Dieses breite Aktionsbündnis, in das bis 1969 immer mehr Gruppen und Aktivitäten (Schüler- und Kinderläden, Stadtteilbasisgruppen, Betriebsbasisgruppen, Lehrlingsgruppen, Frauengruppen, Rote Zellen auch außerhalb der Hochschulen etc.) integriert wurden, zerbrach Anfang 1970 an den immer weiter auseinander driftenden Vorstellungen darüber, wie die für strategisch gehaltene Ausweitung und Intensivierung der stagnierenden Protestbewegung in der Produktionssphäre zu bewerkstelligen sei. 1970 markiert daher das Zerfallsjahr der Studentenbewegung.

Auf der einen Seite schossen jetzt die theoretischen Zirkel aus dem Boden, in denen nun statt kritischer Theorie, statt Freud und Marcuse vor allem Marx gelesen wurde und die feste Überzeugung vorherrschte, dass erst die richtige Klassenanalyse die Frage nach der konkreten Klassenorganisation beantworten könnte, in der Studenten und Arbeiter vereint die Machtfrage im Staat stellen würden. Andere hingegen hatten es eiliger, spürten den Atem der Geschichte wehen und wollten nicht säumen, sich an die Spitze der selbstsuggerierten proletarischen Bewegung zu stellen. Dabei hatte es viele Monate während der Debatte über die essentiell erscheinende Frage gegeben, in welchem (Klassen)-,Auftrag‘ die – sowohl ihrer überwiegenden Herkunft nach wie ihrer objektiven Klassenlage als Intellektuelle zufolge ‚kleinbürgerlichen‘ - Studenten denn handelten, zumal Marx und insbesondere Lenin nichts Gutes über die revolutionäre Tauglichkeit dieser windigen Gesellen aus der

Zwischenklasse verlauten ließen.

Diese Wende vollzogen oft dieselben Menschen, die noch zwei Jahre zuvor den Überfall der Sowjetunion und ihrer Vasallen auf die CSSR zur Unterdrückung des sozialistischen Reformprojekts Dubceks geißelt hatten. Der sophisticated Trick bestand in der Diskreditierung der herrschenden Parteien der SU und der DDR als ‚revisionistische‘ (entsprechend gehörten auch die DDR-Lobbyisten von der DKP zu den ‚Revis‘) Abweichungen vom rechten kommunistischen (gleichermaßen dogmatischen) Weg; man durfte sie weiter kritisieren, nun aber mit anderen Argumenten. Die kleinen Schurken (Honecker etc.) mit dem großen Schurken (Stalin) zu kritisieren – und teilweise sogar das Pol Pot-Regime zu legitimieren – war ein besonderes Bubenstück der sog. K-Gruppen und hat wesentlich zu deren politischer Isolierung von der ehemaligen Außerparlamentarischen Opposition und von der Arbeiterschaft beigetragen. Der opportunistische Dogmatismus, der auch andere Spielarten kannte, hat unter dem Gruppendruck der Kaderlinien oft nachhaltige Brüche in den Biographien der Beteiligten bewirkt und viele der Betroffenen über diese Zeit verstummen lassen. Sie war für viele Linke der 70er Jahre auch folgenreicher als der terroristische Aktionismus der Bader-Meinhof-Gruppe, der die Republik in Atem hielt und manche in eine moralisch fragwürdige Sympathisantenrolle verstrickte.

kadern und über die von ihnen weiter gepflegte „Rhetorik der teleologischen Gewissheit“¹ lässt sich eine Verbindung herstellen. Zweifel sind daher berechtigt, ob auch die K-Gruppen der 70er Jahre gemeint sein könnten, wenn von ‚68‘ die Rede ist. Ganz vehement stellt das z.B. Oskar Negt² in Frage, der sie sogar für die Liquidation der radikaldemokratischen Studentenbewegung haftbar macht. Koenen³ wehrt sich, wenn er ihm vorhält, „ein mythisiertes ‚Achtundsechzig‘ mit seinem reinen, erdemokratischen und antiautoritären Spirit auf Flaschen zu ziehen und kategorisch zu trennen von fast allem, was dann daraus hervorging“.⁴

Koenen, der in seinem Erfahrungsbericht ein „rotes Jahrzehnt“ identifiziert, und es 1967 beginnen lässt, möchte gerade die Kontinuität und die Erbschaft von ‚68‘ für die K-Gruppen reklamieren. Es lässt sich wohl leichter mit der Last des langen Irrwegs leben, wenn man sie nicht allein tragen muss, wenn man die Verantwortung für die je eigene Entscheidung auf ein diffuses Aktionskollektiv der 68er abladen kann, aus dem sich dann ‚irgendwie‘ alle linken Initiativen der 70er Jahre entwickelt haben.

Wenn man es also genau besieht, ist fast alles strittig zwischen den Beobachtern und den sich erinnernden Akteuren: ob ‚68‘ schon 67 oder früher begann, 69 oder 70, 77 oder später endete, ob man zu ‚68‘ nur die Phase der anti-autoritären Studentenbewegung – die bereits 1968 zu Ende ging – oder ihre sozialistische Wende (68/69) oder gar die Phase der Kaderparteien und Spontigruppen ab 1970 hinzu rechnen soll. Die gleiche Unklarheit herrscht beim Versuch der personellen Zuordnung: Wer ist ein ‚68er‘? Die engste Definition – nur die Aktivisten – befriedigt nicht, denn dann

Die K-Gruppen, die im linken Lager der 70er Jahre einen starken Akzent setzten, haben inhaltlich mit der Studentenbewegung wenig gemein, allenfalls über eine gewisse Personalkontinuität bei den Führungs-

käme man nur auf insgesamt ein paar hundert Akteure; die weiteste auch nicht – als gesamte Generation der damals 20-30-Jährigen – denn dann wären auch CDU/CSU- und FDP-Politiker wie Diepgen, Lummer, Stoiber und Gerhardt, 68er'.⁵

Offenkundig muss man zumindest Sympathisant gewesen sein, um sich plausibel dazu rechnen zu können. Aber auch dieser Status ist diffus. Wie viel Identifikation und tätiges Einwirken ist erforderlich, um den Status zu erlangen? Genügt es, von ferne zugeschaut und mit Sympathie von den Forderungen und Aktionen Kenntnis genommen zu haben, oder muss man wenigstens ein Jahr lang jedes teach-in und mindestens drei Demos mitgemacht haben, davon zumindest eine mit Wasserwerfertaufe? Verliert ein K-Grüppler mit 68er-Vorlauf diesen Status durch die Konversion zum Maoisten? Ist der 20-Jährige Jungaktivist, der 1973 zur Hausbesetzerszene der Frankfurter Spontis stößt oder als Kandidat der KPD-ML seine Bewährungsrunden in den Schulungsgruppen dreht, auch ein 68er? – doch wohl kaum schon deshalb, weil dieser Politzirkel auch von 68ern gegründet worden ist? Wie man es auch dreht und wendet, eine theoretisch schlüssige und empirisch befriedigende Definition des ‚68ers‘ lässt sich nicht finden. Die Chiffre ist soziologisch gesehen eine „offene(n) Zuschreibungsformel“⁶, die privat und öffentlich je nach Opportunität und Perspektive eingesetzt und auch instrumentell verwendet werden kann. Oskar Negt hält die ‚68er‘ für ein Resultat von medial verstärkten Verdrehungen und Verzerrungen, die „zur Erfindung des 68ers als Eigennamen eines politischen Sozialcharakters geführt“ habe.⁷ Dem kommt aber, wie wir gesehen haben,

allenfalls gruppenspezifische Konsistenz zu, er eignet sich daher nicht zur Konstruktion eines übergreifenden sozialen Typus.

Gegenüber dem öffentlichen Umgang mit der Chiffre 68 ist ferner daran zu erinnern, dass die zwischen 1965 und 1969 politisch aktiven Studenten an allen deutschen Universitäten nur eine – wenn auch meinungsdominante – Minderheit bildeten, erst recht in den außer-universitären Einrichtungen, die sie bald mit ihren Ideen beeinflussten. Selbst zur Hochzeit der Mobilisierung 1968 standen die meisten Mediziner und Juristen, Naturwissenschaftler und Ökonomen abseits, liberal oder konservativ schweigend und auf die Karriere konzentriert. Nur die Studierenden der Philosophischen Fakultät, der Politikwissenschaft und der Soziologie, die ‚Ideologieproduzenten‘, als die sie nicht länger fungieren wollten und nun als Ideologiekritiker agierend, waren in ihrer großen Mehrheit in die Revolte involviert. Dass die Generation der damals 20 – 30-Jährigen die Generation der 68er gebildet habe,⁸ mag daher vielleicht noch ein nützliches typologisches Konstrukt sein, aber empirisch haltbar ist es nicht. Die Werbebranche hat das Amöbische von 68 längst erkannt und für ihre Zwecke genutzt.⁹

Nach dem Regierungswechsel von 1998 hieß es unter Journalisten und Zeitgeistanalytikern, ‚die 68er‘ seien an die Macht gekommen, das halbe Kabinett sei von ihnen bestimmt etc., wobei als Subkontext, die mal Schrecken erregende, mal triumphierend mitschwingende Botschaft vom subversiven Marsch der 68er durch die Institutionen vermittelt werden sollte. Je nachdem beklagt oder begrüßt traf es weder

für das erste noch für das zweite Kabinett von Kanzler Schröder zu. In dessen letzter Regierungsphase ließen sich gerade mal zwei Minister dieser Gruppe lebensgeschichtlich zuordnen: Fischer und Trittin. Schily war nie ein 68er, sondern zu jener Zeit ein Linksliberaler, der (anders als Horst Mahler) immer eine gewisse Distanz zu den damaligen Gruppen und Ereignissen wahrte; in den letzten Jahren hat er sich zu einem konservativen Liberalen gewandelt. Und auch Gerhard Schröder war kein 68er. Bemerkenswert ist seine Einlassung dazu in einem Fernsehduell mit seinem damaligen Herausforderer Wulff bei der Landtagswahl im Februar 1998. Wulff versuchte sich darin als modernes Gegenstück zum ‚altbackenen 68er‘ Schröder zu profilieren, worauf der defensiv erwiderte: „Ich war ja nie so richtig beteiligt bei den 68ern“.¹⁰ Das ist sicher zutreffend, denn von denen hätte damals sicher keiner Zugang heischend am Tor des Bundeskanzleramts gerüttelt, sondern die zu gründende neue Räteregierung in einer Fabrikhalle eröffnet.

Es differieren in der öffentlichen Meinung nicht nur die Vorstellungen vom Umfang und den Teilnehmungsformen von 68ern an ‚68‘, sondern auch die Selbst- und Fremdzuschreibung, und es werden die damaligen Ideen und Ereignisse im Lichte der Gegenwart höchst unterschiedlich bewertet. Je nachdem ob man ihnen heute positiv oder negativ gegenüber steht, fallen auch die Urteile über ihre Fernwirkungen ablehnend oder zustimmend aus. So wird entweder die befreiende Wirkung basisdemokratischer Willensbildung und gemeinsamer phantasievoller Aktionen in den Vordergrund gerückt oder aber die Normenzerstörung, die Delegitimierung der staatstragenden Kräfte

und die Diskreditierung des Leistungsprinzips beklagt. Akteure und Sympathisanten bekennen gewöhnlich: „Es war eine wunderbare Zeit“,¹¹ „die APO-Zeit zwischen 1968 und 1978 war bestimmt die aufregendste Zeit meines Lebens“,¹² während die repräsentativen Opfer, z.B. die mit Eier beworfenen Rektoren der FU Berlin, der Frankfurter oder der Heidelberger Universität verständlicherweise andere Erinnerungen haben und zahlreiche namenlose Gegner der Studentenbewegung beklagen, damals sei ein ordentliches, „ungestörtes Studium (...) an der Freien Universität Berlin (...) kaum möglich“ gewesen. So kann sich noch im Jahre 2001 ein Herr aus Baden-Baden in einem Leserbrief echauffieren, die „Art der postumen ideologischen Schönfärberei der im West-Berlin jener Zeit in Ausmaß und Häufigkeit geradezu unglaublichen Krawalle“ sei vollkommen ungerechtfertigt.¹³ Insbesondere viele Repräsentanten der damals angegriffenen Mehrheitsgesellschaft haben bis heute nicht ihren Frieden mit ‚68‘ gemacht, was mit aller Schärfe bei den Auseinandersetzungen Anfang 2001 um Demonstrationsdelikte Joschka Fischers in seiner Frankfurter Sponti-Zeit sichtbar wurde. Bei allem taktischen Manövern der um Regierungsbeschädigung bemühten Oppositionsparteien offenbarte der Konflikt doch bis heute die tiefen Gräben in der Deutung der Entwicklungsgeschichte der Bundesrepublik. Man kann ihn auch als den Versuch der konservativen und neoliberalen Kräfte um CDU und FDP auffassen, wieder und dauerhaft jene kulturelle Hegemonie zu erringen, die mit der ‚geistig-moralischen Wende‘ Helmut Kohls Anfang der 80er Jahre vergeblich angestrebt worden war.¹⁴

Auch jenseits dieser zeitbedingt an- und

abflauenden Deutungskonflikte bleiben viele Fragen offen. Hat das konservative Lager sich nun endgültig damit abgefunden, dass ein ehemaliger Straßenkämpfer, ein Mann ohne Abitur und Studium als auswärtiger Minister die Bundesrepublik vertreten konnte? Hat es sich wirklich mit 68 arrangiert? Oder sitzt dieses Jahr nach wie vor „wie ein Pfahl im Fleische (...) der offiziell immer noch als wohlgeordnet geltenden Gesellschaft der Bundesrepublik (auch ihrer glücklich erweiterten Gestalt)“, wie Negt urteilt?¹⁵ Ist die Überführung der Ereignisse von 68 in die politische Folklore, ihr Abgleiten ins Anekdotische gerade ein Beleg für ihre gesellschaftliche Akzeptanz oder aber der Ausdruck des „Verfall(s) linker politischer Identität“, eines „schändlichen Opportunismus“ von 68ern, die aus den damaligen Ereignissen „einem dem Spießher verständlichen Studententul in revolutionären Kostümen machen“ und damit den linksalternativen Gehalt von 68, den man für die gegenwärtige Gesellschaftskritik bewahren müsse, wie Oskar Negt in seinem „in Zorn und gegen das Vergessen“ geschriebenen Buch meint?¹⁶ Negt führt einen doppelten Kampf: gegen die Lauen und Konvertiten im eigenen Lager und gegen diejenigen, die 68 am liebsten ungeschehen machen und nachträglich durch Kriminalisierung eskamotieren wollen. Er möchte die sozialistischen Utopien der 68er durch deren Entmythologisierung vor der verharmlosenden Integration und der Historisierung bewahren. Aber der heroische Versuch einer Kontinuitätsbildung muss schon deshalb fehlschlagen, weil die gesellschaftlich relevanten Fronten seit den 90er Jahren anders verlaufen: nicht mehr zwischen den Protagonisten von Sozialismus und Kapitalismus, sondern zwischen denjenigen, die den sozialdemokratisch modifizierten, den ‚rheinischen‘

Kapitalismus ausbauen bzw. verteidigen möchten und denjenigen, die dessen marktradikale Variante gemäß angelsächsisch geprägter Shareholder-Value-Ideologie als allgemeines Wirtschaftsmuster auch in Deutschland durchsetzen wollen. Ob die Beschwörung des reinen Geistes von ‚68‘ jene Kräfte freisetzt, die das große Emanzipationsprojekt wieder vorantreiben könnten, darf bezweifelt werden.

Die Besonderheit der Wirkungsgeschichte von 68 und dessen Ort im kollektiven Gedächtnis der (westdeutschen) Bundesrepublik wird vielleicht erst richtig verständlich, wenn man sie mit der kollektiven Erinnerung an ein anderes gesellschaftliches Großereignis von besonderer Dramatik vergleicht, das sich erst vor 15 Jahren ereignet hat: 1989, der Fall der Mauer und der sich anschließende Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland. Auffällig ist jedoch ihre unterschiedliche Relevanz im öffentlichen Bewusstsein zumindest der westdeutschen Bevölkerung, die beide Ereignisse gleichermaßen intensiv erlebt hat. Während aber von dem gewaltigen Umbruch, den die Ablösung des staatssozialistischen Regimes und die Einführung von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland verursacht haben, im Alltagsleben und im Bewusstsein der westdeutschen Bevölkerung – sieht man vom lustlos getätigten Solidaritätszuschlag und dem jährlichen Gedenken zum 3.10. ab – nahezu nichts wirksam geworden ist, bilden die Ereignisse von 1968 einen festen Bestandteil des kollektiven Bewusstseins zumindest der ‚älteren Generation‘. ‚68‘ und die ‚68er‘ sind zu schnell verfügbaren, ubiquitären politischen Metaphern und zu bemerkenswert polyvalenten Chiffren geworden. In ihrem Kern stehen

sie jedoch nach wie vor für Unbotmäßigkeit, alternatives Denken, Emanzipation und radikale Kritik an den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen.

Vergleicht man das inzwischen institutionalisierte und gleichwohl lebendig gebliebene Ereignis von 1968 mit der aktuellen ‚Wende‘-Erinnerung der Westdeutschen (von 1989/90), dann fällt auf, wie unterschiedlich ausgeprägt die Aufmerksamkeit für diese sehr unterschiedlichen, aber gleichermaßen folgenreichen gesellschaftlichen Großereignisse gegenwärtig ist. Seit vielen Jahren spielen die ostdeutschen Bundesländer und die Integrationsprobleme ihrer Bewohner im Alltagsleben und im öffentlichen Diskurs Westdeutschlands kaum eine Rolle.¹⁷ Es ist bemerkenswert, wie schnell der Glanz der friedlichen Revolution, der die Mauer zum Einsturz brachte, verblasst ist, wie wenig er zum einheitsstiftenden Mythos zu taugen scheint und wie gering der Beitrag der ostdeutschen Bürger zum gemeinsamen Staat von den Westdeutschen geachtet wird. 1968 markiert dagegen einen gesellschaftlichen Großkonflikt, der trotz divergenter Bewertung als weitgehend pazifiziert gelten darf und gleichsam eingebaut ist in das kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik, genauer: seines westlichen Teils. In diesem Sinne ist er veralltäglichter Bestandteil des Politikdiskurses geworden.

Demgegenüber ist das gesamtdeutsche Ereignis, das kürzer zurückliegt und die Gesamtbevölkerung betraf, dessen widersprüchliche Folgen aber noch längst nicht überwunden bzw. verarbeitet worden sind, kaum präsent. Während die 68er Jugendrevolte zum festen Bestandteil der poli-

tischen Emblematisierung und als kulturelle Chiffre Differenzierungsmerkmal für diverse kulturelle oder soziale Veränderungsprozesse geworden ist, hat die Demokratisierung und Vermarktlichung der ehemaligen DDR für die Westdeutschen nur als Regionalgeschichte stattgefunden. Umgekehrt stellt für die Ostdeutschen – von einer kleinen intellektuellen Minderheit abgesehen – 1968 nur ein Ereignis der westdeutschen Regionalgeschichte dar. Permanent bestätigt durch die anhaltende ökonomische Asymmetrie erscheint die ostdeutsche Transformation aus dem Blickwinkel ‚der Westler‘ nur als Überwindung eines defizienten Modus, dessen normativer Orientierungspunkt in der westdeutschen bzw. Bonner Verfassungsordnung und in dem durch sie repräsentierten Wirtschafts- und Gesellschaftssystem unverrückbar feststeht.

Die Konsequenz dieser gedankenlosen Selbstsicherheit war für den Vereinigungsprozess folgenreich: Statt eine gemeinsame neue Verfassung zu schaffen, wie dies die Gründungsväter der Republik 1949 für den Vereinigungsfall vorgesehen hatten, blieben die überkommenden Strukturen unangetastet. Die Bonner Republik als Status-quo-Republik der Besitzstandswahrer, wozu auch viele strukturkonservativ gewordene 68er gehörten, verweigerte die fällige demokratische und soziale Modernisierung. Also fand keine Beschleunigung der Rechtsprechung durch Reduktion des vierstufigen Gerichtssystems auf drei statt – wie seit der Weimarer Republik gefordert und in der DDR realisiert –, so unterblieben die Modernisierung des Gesundheitssystems, (u. a. durch Beibehaltung und Ausdehnung der ostdeutschen Polikliniken) und des Bildungssystems (z. B. durch Ausdehnung und Verbes-

serung der Vorschulerziehung, Einführung der Ganztagschule, des Abiturs nach zwölf Jahren) ebenso wie die Reform des Steuersystems, oder des Föderalismus etc. Vieles davon ist bis heute nicht angepackt worden, manches mit zwölf- oder dreizehn-jähriger Verspätung.

Der gemeinsame Umbau des Staates hätte ein gemeinsames Projekt beider Bevölkerungsteile werden und den Ostdeutschen wirkliche Teilhabe, die aktive Aneignung dieser anderen, neuen Gesellschaft ermöglichen können. Stattdessen wurden sie zum Beitritt zugelassen, blieben sie die Azubis der westdeutschen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit begrenzter Partizipationsbereitschaft. Wenn man von der befristet tätigen – und gewiss problematischen – Treuhandanstalt absieht, ist die Integration, d.h. der ostdeutsche Transformationsprozess ohne jede institutionelle Innovation bewerkstelligt worden! Daher ist es analytisch abwegig, von der Vereinigten als einer ganz anderen, strukturell neuen ‚Berliner Republik‘ zu sprechen.¹⁸ Mit der Vereinigung hat sich zwar die außenpolitische Situation der Bundesrepublik Deutschland geändert; im Innern aber ist die zweite Republik sich sehr ähnlich geblieben.

Wenn 1989 nun schon kaum noch ein gemeinsames, Identität stiftendes Element der kollektiven Erinnerung Gesamtdeutschlands ist, was bedeutet es dann für die Ostdeutschen?

Es existiert ein offizielles Datum für die Erinnerungskultur, der 3. Oktober, das Beitrittsdatum und ein inoffizielles, der 9. November, mit dem Fall der Mauer, das zum Staatsfeiertag nicht werden durfte, weil da zugleich die Reichspogromnacht stattgefunden hatte. Zwischen dem Fall der Mauer, mit dem gedanklich vielleicht

noch die Montagsdemonstrationen verknüpft werden können und dem offiziellen Beitrittstermin klafft eine Erinnerungslücke. Es war die Zeit der Wende-DDR, der Runden Tische und der Bürgerbewegung, wo Neues ausprobiert und gestaltet wurde, aber keinen Bestand hatte. Was scheitert wird leichter vergessen oder wie es einmal ein Beteiligter formulierte: „Wir haben die Tür aufgemacht, aber die hinter uns standen, haben uns überrannt“.

So ist 1989, das ein grandioses Narrativ für einen neuen Mythos enthielt – der friedliche Marsch der Massen bringt die Waffen zum Schweigen und die Mauern zum Einsturz – nur ein Teilmythos geworden, verschattet vom Nachfolgenden und verwässert von analytischer Dreinrede: Ohne die Vorarbeit der Polen, die Grenzöffnung der Ungarn, ohne Gorbatschow usw. hätte es keine Grenzöffnung gegeben. Aber wenn man auch solche Nörgelei noch wegschieben kann, die verfehlten Erwartungen und enttäuschten Versprechungen, die fortwährenden Defizite im Vergleich zum Westen liegen wie Mehltau über dem einstmals strahlenden Ereignis. Gleichzeitig wird der Protestgrund der Mauerbrecher durch DDR-Nostalgie nachträglich in Zweifel gezogen: Angesichts der Kälte der Konkurrenzgesellschaft habe es sich doch damals viel heimeliger gelebt usw. Der Kohäsionsverlust wird gegen den Freiheitsgewinn in Stellung gebracht und damit der Mythos untergraben.

All dies könnte ihm vielleicht noch nichts anhaben, vergleicht man damit die ähnlich kontrovers gedeuteten Ereignisse von 1968, wenn es hierfür jene deutmächtige Intellektuellenschicht gegeben hätte, die für die Etablierung des 68er Mythos

gesorgt hat. Dafür kommen stets nur die Protagonisten, die Akteure der ersten Stunde in Frage. Deren politische Enteignung infolge des Bündnisses zwischen schweigender Mehrheit im Osten und den regierenden Besitzstandswahrern im Westen hat auch ihre ideologische Marginalisierung zur Folge gehabt. Damit fehlt das Subjekt der Mythologisierung. Das heißt: *Ohne Mythenstifter keine Mythenbildung*. Die Geschichte zeigt allerdings, dass Mythen auch Generationen später etabliert werden können, wie z.B. nach 40 Generationen der Nibelungenmythos als germanische Saga im 19. Jahrhundert; aber solche Mythenbildung ist fragil.

Es gibt aber noch ein weiteres Problem bei der Mythologisierung von 1989. Soziologisch betrachtet ist der Mythos ein identitätsstiftendes Erklärungsangebot für komplexe gesellschaftliche Situationen („Sinnstiftung“) mit hohem Inklusionscharakter. Wer sich positiv darauf bezieht, ist anschlussfähig im kollektiven Diskurs. Soweit gilt das für beide Umbrucherfahrungen. Und doch scheint damit der mythische Gehalt beider Ereignisse noch nicht recht erfasst, wenn die Mythologisierung von 1968 gelungen ist, die von 1989 aber nicht. Es bedarf für die Konstitution eines Mythos offenbar noch eines überschießenden Sinnelements, eines utopischen Gehalts, der aus der Vergangenheit in die Zukunft weist. Und der ist für 1989 wohl noch nicht recht sichtbar geworden.

Wie werden künftige Generationen mit dem Mythos der Studentenbewegung umgehen? Schon jetzt zeigt sich, dass die Ausstrahlung der 68er auf ihre Kinder gering ist. Die protestierenden Studenten von 1998

wollten ihre eigenen Erfahrungen machen und distanzieren sich explizit von 1968 und den Ratschlägen von 68ern. Die Protestbewegung zur Verbesserung der Studienbedingungen war trotzdem nicht sehr erfolgreich. Es ist also ungewiss, ob auch noch in dreißig oder fünfzig Jahren, wenn auch der letzte 68er seine reale Transzendenz erfahren hat und sich die Historiker beim Schreiben nicht mehr durch Zeitzeugen behelligt fühlen müssen, wenn keine neu erzählten Anekdoten mehr die Legendenbildung speisen, die erratischen Biographien vollständig durch glatt gefönte Lebensläufe ersetzt sein werden, - ob es dann noch einen Mythos ‚68‘ geben wird, von dem man raunend erzählt, oder ob dann nur noch von Fachkundigen und Archivaren über ein Ereignis aus dem vorigen Jahrhundert gesprochen wird, so wie heute z.B. vom ‚Hambacher Fest‘ von 1832.

Auch bei der ostdeutschen Jugend wird keine gesteigerte Aufmerksamkeit für den basalen Umbruch der DDR-Gesellschaft registriert. Stärker als die Jugend von 68 ist sie mit der unmittelbaren Gegenwart und der nahen Zukunft beschäftigt. Die vergleichsweise gemäßigte Diktatur, in der noch die Eltern ihre prägenden Erfahrungen gewannen, nötigt niemand von ihnen zu einer besonderen kritischen Anstrengung. Das Notwendige scheint dazu gesagt, der Mauerfall: ein schönes Event, das fortlebt in ikonographischer Visualisierung. Und doch kann es sein, dass auch künftig zum 3. Oktober man dann wahrscheinlich noch immer die jubelnden Menschen auf der Mauer vom November 89 zeigen wird: Mythologisierung durch institutionalisierte Repetition.

ENDNOTEN

¹ Silvia Bovenschen: *Die Generation der Achtundsechziger bewacht das Ereignis. Ein kritischer Rückblick.* In: W. Krausbaar (Hg.): *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946–1995.* Bd. 3. Hamburg 1998, S. 232–238, hier S. 233.

² Oskar Negt: *Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht.* Frankfurt/M. 1998 (zuerst 1995).

³ Gerd Koenen: *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967 – 1977.* 2. Aufl. Frankfurt/. 2004 (= Fischer-Tb 15573) (zuerst 2001 bei Kiepenheuer & Witsch).

⁴ *Ebda*, S.30.

⁵ Der frühere CDU-Generalsekretär Peter Hintze benutzt zwar ebenfalls die Chiffre ‚68‘ als generationelles Referenzmuster, aber nur um sich antithetisch darüber zu definieren: „Ich bin ein alternativer 68er, (...) Was ich an den Hochschulen erlebt habe, hat mich stark geprägt. Der Gedanke war für mich unerträglich, dass die marxistische Protestbewegung die Universitäten, die Schulen, Gerichte, Verwaltung, den Staat übernehmen sollten oder würden.“ (SZ-Magazin v. 27.2.98).

⁶ Heinz Bude: *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948.* Frankfurt/M 1995, S. 39.

⁷ Negt, a.a.O., S.339.

⁸ So Bude, a.a.O., S.18.

⁹ So legte die Euro RSCG Gruppe 1995 unter dem Titel ‚Die 68er – Rebellen von gestern, Wertkonservative von heute?‘ eine Marketingstudie vor, mit der sie die Aufmerksamkeit der Werbekundschaft auf diese häufig vernachlässigte, aber kaufkräftige Altersgruppe lenkte, die passend für diesen Zweck zur Gruppe der 40- bis 60-Jährigen ausgeweitet wurde (SZ v. 31.10.95).

¹⁰ *Süddeutsche Zeitung* v. 27.2.98.

¹¹ Wolf-Dieter Narr, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 17.2.2001.

¹² Barbara Sichtermann, *Süddeutsche Zeitung* v. 8.2.01.

¹³ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 12.3.01.

¹⁴ S.a. Negt, a.a. O., S. 24.

¹⁵ *Ebda*, S. 13.

¹⁶ *Ebda*, S 47.

¹⁷ „Warum bleibt der Beitrag des Ostens zum wiedervereinigten Deutschland so merkwürdig blass?“ (Dietrich Pollack, *Die Zeit*, Nr. 42/2002).

¹⁸ Diese falsche Begriffsbildung wird nur noch übertraffen von Heinz Budes Erfindung einer ‚Generation Berlin‘. Bude, dessen bewundernswürdige Imaginationskraft sich gelegentlich bis zur selbsttestierten Prophetie steigert, glaubte mit dem Regierungsumzug Ende der 90er Jahre eine neue ‚Generation Berlin‘ – gewissermaßen die Smart-Ausgabe der ‚Generation Golf‘ – heraufkommen zu sehen. (Heinz Bude: *Generation Berlin.* Berlin: Merve 2001).

AUSGEWÄHLTE LITERATUR ZUM THEMA

Andresen, S./Bock, K./Brumlik, M./Otto, H.-U./Schmidt, M./Sturzbrecher, D. (Hg.): Vereintes Deutschland – geteilte Jugend, Opladen 2003.

Behnken, I./Zinnecker, J. (Hg.): null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Ein Selbstbild, Opladen 2002
 Bock, K./ Fiedler W. (Hg.): Umbruch in Ostdeutschland. Politik, Utopie, Biographie. Wiesbaden 2001.

Engler, W.: Die Ostdeutschen als Avantgarde, Berlin 2002.

Grünwald, St.: Deutschland auf der Couch, Frankfurt/Main 2006.

Jesse, E. (Hg.): Eine Revolution und ihre Folgen, Berlin 2000.

Kirchhöfer, D.: Aufwachsen in Ostdeutschland, Weinheim 1998.

Kirchhöfer, D.: Kindheit als soziale Bewegungsform – Widersprüche in der sozialen Konstruktion von Kindheit in der DDR, in: Jahrbuch für Pädagogik, Frankfurt/Main 1999.

Leggewie, Claus: Die 89er. Portrait einer Generation, Hamburg 1995.

Niethammer, L.: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek b. Hamburg 2000.

Niethammer, L.: Sind Generationen identisch?

In: Reulecke, J. (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003.

Niethammer, L.: ex oriente lux, nox oder nix? Einführung zur ungewissen Folge prägnanter Jugendgenerationen des 20. Jahrhunderts, in: Bürgel, T./Niethammer, L./Stutz, R.: Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im ostdeutschen Generationenumbruch, Jena 2004 (Mitteilungen des SFB 580, H. 12).

Schüle, A./ Ahbe, Th./ Gries, R.(Hg.): Die DDR aus generationsgeschichtlicher Perspektive, Leipzig 2006.

Sturzbrecher, D. (Hg.): Jugend in Ostdeutschland: Lebenssituation und Delinquenz, Opladen 2001.

Sturzbrecher, D. (Hg.): Jugendtrends in Ostdeutschland. Bildung, Freizeit, Politik, Risiken, Opladen 2002.

Wierling, D.: Geboren im Jahre Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie, Berlin 2002.

Dieser Band fasst eine Auswahl von Beiträgen zusammen, die auf einem internationalen Workshop am 11. und 12. November 2005 in Jena zur Diskussion standen. Auf der Tagung wurde die Frage erörtert, ob und in welcher Weise die schwerwiegenden Kontinuitätsbrüche in den postkommunistischen Gesellschaften Osteuropas seit 1989 besondere Generationskonstellationen verursacht haben, die dem bevorstehenden Generationswechsel ein besonderes Gepräge verleihen könnten. Die Texte der vorliegenden Dokumentation konzentrieren sich dabei auf die Betrachtung der russischen und ostdeutschen Gesellschaft. In der Debatte wird u. a. deutlich, dass sich in den Ländern jeweils Alterskohorten junger Erwachsener herauskristallisieren, für die der Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse zum Prägungsereignis wurde. Vor allem sie lehnen die Deutungen und Bewältigungsstrategien ihrer Generationenvorgänger häufig entschieden ab und begeben sich auf die Suche nach neuen Orientierungen und Leitbildern.

Initiiert und organisiert wurde das Arbeitstreffen von Mitarbeitern des SFB-Projektes A5, die sich unter Leitung des Zeithistorikers Lutz Niethammer seit geraumer Zeit bemühen, ihre Forschungen zu Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten von Generationen in den Umbrüchen der ostdeutschen Transformationsgesellschaft in einen international vergleichenden (osteuropäischen) Kontext zu stellen.